

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland

Vechta, Oldb, 1969-

Kulturgeschichte

urn:nbn:de:gbv:45:1-5285

Wilhelm Habrock

Friesoythe – Entwicklung zu einer neuen und vielseitigen Stadt

I. Einleitung

Im Jahre 1984 konnte die Stadt Friesoythe das 675-jährige Jubiläum feiern; es folgten 1988 die Ortschaften Gehlenberg und Neuvrees mit ihren Jubiläumsfeiern zum 200-jährigen Bestehen. Auch in den Ortsteilen Ahrensdorf (50 Jahre), Augustendorf (175 Jahre), Ellerbrock (75 Jahre) und Neumarkhausen (200 Jahre) der Stadt Friesoythe wurden Jubiläumsveranstaltungen durchgeführt. Aus diesen Anlässen sind umfangreiche Veröffentlichungen über die geschichtliche Entwicklung der Stadt, der betroffenen Ortschaften und Ortsteile erfolgt, so daß an dieser Stelle auf eine Darstellung der Geschichte verzichtet werden kann. Hier soll vielmehr über die neue Stadt Friesoythe informiert werden, wie sie sich seit der kommunalen Gebietsreform im Jahre 1974 darstellt¹⁾ und wie sie sich seitdem auf raumordnerischem, wirtschaftlichem, kulturellem und sozialem Gebiet gewandelt hat. Vielfach kann dabei nur auf Daten der Volks- und Arbeitsstättenzählungen sowie Gebäude- und Wohnungszählungen (Amtliche Statistik) von 1970 und 1987 zurückgegriffen werden, da andere amtliche Daten nicht immer zur Verfügung standen.

II. Entwicklung der Raumstruktur

Die Stadt Friesoythe ist von der Größe und Struktur her als typische Großgemeinde einzustufen, wobei hinsichtlich der Siedlungsstruktur zwischen dem Kern und dem Umland unterschieden werden muß.²⁾

In der neuen Stadt Friesoythe leben heute³⁾ auf einer Fläche von nahezu 247 qkm 17.649 *Einwohner*; davon gehören 8.748 dem männlichen und 8.901 dem weiblichen Geschlecht an. Das entspricht einer Bevölkerungsdichte von 71,5 je qkm (Kreisdurchschnitt 89,7 je qkm/Landesdurchschnitt 156,8 je qkm). Gegenüber der Volkszählung 1970 – umgerechnet auf den Gebietsstand 1974 – ist die Bevölkerung in der jetzigen Stadtgemeinde Friesoythe von 15.559 um

2.090 Personen oder 13,43 % gestiegen; die Bevölkerungsdichte in Friesoythe erhöhte sich damit von 63 Einwohnern je qkm um 8,5 Einwohner/qkm, im Landkreis um 16,7 Einwohner/qkm und in Niedersachsen um 5 Einwohner/qkm.⁴⁾

Die *Altersstruktur* der Bevölkerung zeigte im Jahre 1970 noch einen hohen Anteil von noch nicht im Arbeitsprozeß stehender Bevölkerung im Alter unter 18 Jahren, der 41,1 % (Niedersachsen 28,4 %) ausmachte. Dieser Anteil ging im Jahre 1987 auf 26,3 % (Niedersachsen 19,1 %) zurück. Der Anteil der erwerbsfähigen Personen im Alter von 18 bis 65 Jahren stieg in diesem Zeitraum von 50,4 % (Niedersachsen 58,0 %) auf 63,4 % (Niedersachsen 65,2 %) der Gesamtbevölkerung und liegt damit noch knapp unter dem Landesdurchschnitt. Der Anteil der über 65-jährigen Personen an der Wohnbevölkerung ist von 8,4 % auf 10,3 % (Niedersachsen 15,7 %) gewachsen und liegt damit noch um 5,4 Prozentpunkte unter dem Landesdurchschnitt. Diese Entwicklung macht deutlich, daß die jungen Menschen heute wesentlich später in das Erwerbsleben eintreten, der hohe Anteil von Personen im Alter von 18 bis 65 Jahren ein ausreichendes Arbeitskräftepotential im erwerbsfähigen Alter vor Ort verfügbar hält, der Anteil der älteren Menschen zugenommen hat und Prognosen zufolge noch weiter zunehmen wird. Dennoch verdeutlicht der geringe Anteil der über 65-jährigen die relativ junge Altersstruktur der Bevölkerung in Friesoythe.⁵⁾

Bei der Volks- und Arbeitsstättenzählung 1987 wurde die Zahl der *Privathaushalte* mit 4.738 ermittelt. Bei 3.596 Haushalten im Jahre 1970 ist das ein Anstieg von 31,76 %. Der Anteil der Haushalte mit 4 und mehr Personen ist heute mit 49,7 % sehr hoch. Er liegt gering über dem Kreisdurchschnitt mit 46,10 %; jedoch sehr hoch über dem Landesdurchschnitt mit 22,80 %. Der beobachtete Trend zu mehr Haushalten mit weniger Personen wird sich fortsetzen.⁶⁾

Durch das Landesraumordnungsprogramm (LROP) 1973 hat Friesoythe die Funktion eines *Mittelzentrums* zugewiesen bekommen.⁷⁾ Bis dahin galt Friesoythe als ein „zu einem Mittelzentrum zu entwickelndes Grundzentrum“. Den zu diesem Zeitpunkt noch selbständigen Gemeinden Altenoythe, Markhausen, Neuscharrel, Gehlenberg und Neuvrees war nicht einmal die Funktion eines Grund- oder Nebenzentrums zuerkannt worden. Das LROP 1973 schränkte gleichzeitig die den Gemeinden durch das Regionale Raumordnungsprogramm für den Verwaltungsbezirk Oldenburg von 1971 zugewiesenen Entwicklungsaufgaben „Wohnen“ und „Gewerbe“ für Altenoythe und Friesoythe und „Kurzerholung“ für Friesoythe und Markhausen erheblich ein; es bestimmte, daß sich Planung und

Durchführung von Maßnahmen der Gemeinden grundsätzlich nur noch im Rahmen der örtlichen Eigenentwicklung vollziehen sollten. Das LROP 1982 ist dann von dieser Forderung abgegangen. Die Stadt Friesoythe ist also heute bei der Entwicklung von Wohnbauflächen und gewerblichen Bauflächen im wesentlichen frei; sie sollte jedoch nach dem LROP 1982 die räumliche Zusammenfassung von städtebaulichen Funktionsräumen sinnvoll und vorrangig innerhalb des gesamten Stadtgebietes anstreben. Diesen Vorgaben ist die Stadt Friesoythe in den Jahren nach der Gebietsreform gefolgt und hat bis heute in mehr als 100 Bebauungsplänen über 170 ha Wohn-/Mischbauflächen und nahezu 90 ha gewerbliche Bauflächen rechtsverbindlich ausgewiesen.

Die bauleitplanerischen Aktivitäten haben auch ihre Wirkungen im Wohnungsbau gezeigt. Die Gebäude- und Wohnungszählung vom 25.10.1968 wies in den Grenzen der heutigen Stadt Friesoythe einen Gebäudebestand von 2.845 und einen Wohnungsbestand von 3.212 aus. Die Zahl der Gebäude hat sich nach der letzten Bestandsaufnahme im Rahmen der Volkszählung 1987 gegenüber dem Jahr 1970 auf 3.865 (35,85 %) erhöht; die Zahl der Wohnungen stieg auf 4.530 (41,03 %).⁸⁾ Wie im gesamten Landkreis wohnt man auch in Friesoythe vorzugsweise in Eigenheimen.



Rathaus Friesoythe von 1959 mit neugestaltetem Rathausplatz sowie wiedererrichteter Marktpumpe nach der Sanierung

Als wichtigen Gesichtspunkt in der städtebaulichen Entwicklung der Stadt Friesoythe ist das im Jahre 1980 eingeleitete *Sanierungsverfahren* „Innenstadt“ zu nennen, das den eigentlichen Stadtkern von Friesoythe mit einer Fläche von 19,54 ha umfaßt. Der förmlichen Festlegung des Sanierungsgebietes sind umfangreiche Untersuchungen vorangegangen. Diese vorbereitenden Untersuchungen haben ergeben, daß städtebauliche Mißstände im Stadtkern vorhanden sind, die die Durchführung eines Sanierungsverfahrens rechtfertigen; gleichzeitig sind die Ziele der Sanierung aufgezeigt worden. Nach der vorläufigen Schätzung der NILEG sollen sich die Kosten der Sanierungsmaßnahmen auf rd. 17,6 Mio. DM belaufen. Die Finanzierung beläuft sich auf je 1/3 für Bund, Land und Stadt Friesoythe.⁹⁾ Der Stadt Friesoythe ist es nicht gelungen, in der vorgesehenen Sanierungslaufzeit von 10 Jahren die erforderlichen Eigenmittel aufzubringen, was zu einer erheblichen Verzögerung der städtebaulichen Entwicklungsmaßnahme führte. Immerhin sind jedoch bis zum 31.12.1992 für Sanierungsmaßnahmen 8.840.300,00 DM ausgegeben worden. Mit diesen Mitteln wurde erreicht, zwei störende Gewerbebetriebe aus der Innenstadt auszusiedeln; eine weitere Aussiedelung ist bereits durch Abschluß des Sanierungsvertrages vorbereitet. Die Neugestaltung der Langen Straße, der Bahnhofstraße, der Wasserstraße, der Mühlenstraße und des Kirchplatzes der St. Marienkirche ist abgeschlossen. Zwei Parkplätze in der Burgstraße konnten zur Nutzung freigegeben werden. Ein weiterer Parkplatz zwischen den Straßen „Sieben Provinzen“ und „Ringstraße“ wird in Kürze fertiggestellt sein. Ab 1993 ist die Bereitstellung neuer Finanzhilfen an die westlichen Bundesländer zur Förderung städtebaulicher Sanierungsmaßnahmen in den Gemeinden wegen der angespannten Haushaltslage in Frage gestellt. Was für die Innenstadt die städtebauliche Sanierung ist, dürfte für die Ortschaft Markhausen die *Flurbereinigung* und die *Dorferneuerung* sein.

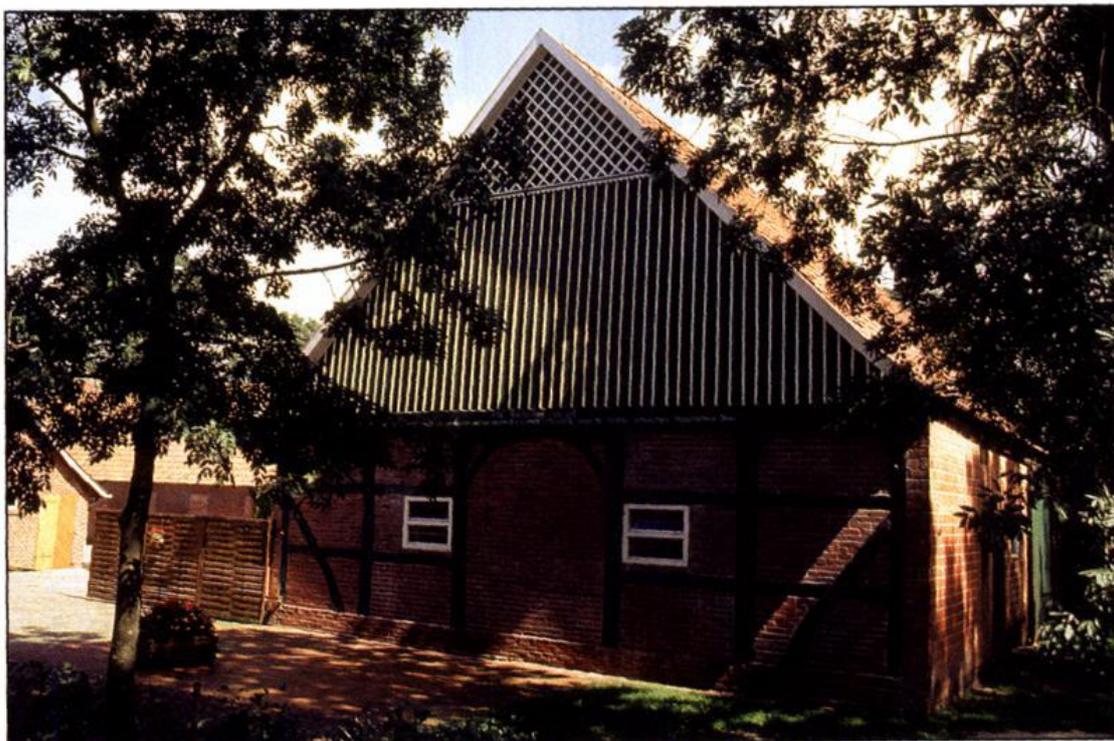
Das Flurbereinigungsverfahren (FlurbV) Markhausen wurde durch Beschluß des Präsidenten des Niedersächsischen Verwaltungsbezirks Oldenburg vom 01.06.1976 angeordnet. Das Verfahrensgebiet wurde mehrmals erweitert und verkleinert und umfaßt heute eine Fläche von 2.866 ha aus den Gemarkungen Markhausen, Neuvrees und Vrees. Ausgelöst wurde dieses Verfahren durch die starke Zersplitterung der landwirtschaftlichen Betriebsflächen, insbesondere in den Eschgebieten nördlich und südlich von Markhausen, erforderliche wasserwirtschaftliche und landbautechnische Maßnahmen des Wasser- und Bodenverbandes „Friesoyther Wasseracht“ und



Kirche in Markhausen mit neugestaltetem Kirchplatz nach der Dorferneuerung

durch den schlechten Zustand der Wirtschaftswege. Zielsetzung des FlurbV sollte es sein, die Produktions- und Arbeitsbedingungen der landwirtschaftlichen Vollerwerbsbetriebe zu verbessern. Die Kosten des FlurbV sind vom Amt für Agrarstruktur mit rd. 6,9 Mio. DM ermittelt worden, davon entfallen allein auf den Wegebau 5,33 Mio. DM. Für die Gesamtmaßnahme sind Zuschüsse von Bund und Land in Höhe von 5,22 Mio. DM vorgesehen. Daneben sind im Rahmen der Flurbereinigung Maßnahmen zur Sicherung eines nachhaltig leistungsfähigen Naturhaushaltes in Höhe von 1,581 Mio DM gefördert worden. Inzwischen ist die vorläufige Besitzeinweisung der Flächen erfolgt.¹⁰⁾

Die Dorferneuerung Markhausen stellt eine sinnvolle Ergänzung zur Flurbereinigung dar. Die Förderung der Dorferneuerung, ihre Zielsetzungen und die Entwicklungsmaßnahmen ergeben sich aus den Dorferneuerungsrichtlinien (DorfR) und dem Dorferneuerungsplan Markhausen. Bisher sind im Rahmen der Dorferneuerung 21 private Maßnahmen (z. B. Maßnahmen zur Erhaltung und Gestaltung land- und forstwirtschaftlich genutzter Bausubstanz mit ortsbildprägendem Charakter) mit Zuwendungen in Höhe von



Dorferneuerung in Ellerbrock und Markhausen



343.380,00 DM und 7 öffentliche Maßnahmen (z. B. Ausbau der Schulstraße, Grunderwerb und Ausbau Dorfplatz, Errichtung der Nebenanlagen an der L 831) mit Zuwendungen in Höhe von 522.000,00 DM gefördert worden.¹¹⁾

III. Wirtschaftsstruktur

Als Indikator für die Wirtschaftskraft und -entwicklung eines Raumes kann die *Erwerbsquote* angesehen werden. Das ist der Anteil der Erwerbspersonen an der Gesamtbevölkerung. In der Stadt Friesoythe waren im Jahre 1987 insgesamt 6.066 Personen erwerbstätig. Dies entspricht einer Erwerbsquote von 36,6 %. Im Jahre 1970 waren dagegen noch 6.166 Personen erwerbstätig, was einer Erwerbsquote von 39,6 % entsprach.¹²⁾ Als Gründe für den Rückgang der Erwerbsquote können eine verlängerte und verbesserte Ausbildung der jungen Menschen, die Einführung der flexiblen Altersgrenze und das Ausscheiden älterer Selbständiger aus dem Erwerbsleben genannt werden. Dem Rückgang entgegengewirkt hat die wachsende Erwerbsbeteiligung der weiblichen Bevölkerung. Fragt man nach den Erwerbspersonen in den einzelnen Wirtschaftsbereichen, so ergibt sich folgendes Bild:¹³⁾

Wirtschaftsbereich	Zahl 1979	%	Zahl 1987	%
Land- und Forstwirtschaft, Fischerei	1.975	32.0	1.017	14.8
Produzierendes Gewerbe	2.396	38.9	2.777	40.6
Handel, Verkehr und Nachrichtenübermittlung	817	13.3	1.045	15.3
Übrige Wirtschaftsbereiche	978	15.9	2.006	29.3
Insgesamt	6.166	100.0	6.845	100.0

Vergegenwärtigt man sich, daß nur noch 5,0 % aller Erwerbstätigen in Niedersachsen in der Land- und Forstwirtschaft beschäftigt sind, in der Stadt Friesoythe aber 14,8 %, so wird deutlich, daß die Landwirtschaft in Friesoythe noch eine dominierende Rolle spielt. Wie aus der Übersicht weiter hervorgeht, ist der Anteil der in der Land- und Forstwirtschaft Beschäftigten im Zeitraum von 1970 bis 1987 um 17,2 %-Punkte gesunken. Das macht eindrucksvoll deutlich, welche einschneidende Veränderung in der Agrarwirtschaft eingetreten ist. Dieser Trend wird sich in Zukunft fortsetzen. Man



*Einzelhandels-
fachgeschäfte an
der Langen Straße
nach Sanierung
der Nebenanla-
gen der Straße*



*Aldi-Lebensmit-
telmarkt an der
Straße „Am
Bahnhof“*



*Wohn- und
Geschäftshaus an
der
Bahnhofstraße*

sollte meinen, daß parallel zur Abnahme der Erwerbstätigen in der Land- und Forstwirtschaft eine Zunahme der Erwerbstätigen im produzierenden Gewerbe erfolgt ist. Das ist jedoch nicht der Fall. Hier erfolgte nur ein Anstieg um 381 Erwerbstätige bzw. 1,7 %-Punkte. Der Dienstleistungssektor¹⁴⁾ hat dagegen von 1970 bis 1987 die höchste Zuwachsrate mit 1.256 Erwerbstätigen oder 15,4 % aufzuweisen. Besonders hoch ist dabei der Anteil der Beschäftigten im Handel. Diese Entwicklung ist auch darauf zurückzuführen, daß die Beschäftigtenzahl im Einzelhandel kräftig angestiegen ist, obwohl die Zahl der Betriebe spürbar zurückgegangen ist. Am deutlichsten wird diese Entwicklung beim Lebensmitteleinzelhandel. Viele kleine Ladengeschäfte mußten wenigen Supermärkten Platz machen.¹⁵⁾ Ich darf hier auf die Ansiedlungen Aldi, Famila, Plus und Kandi hinweisen. Viele Vollzeitkräfte wurden durch Teilzeitkräfte ersetzt. Dennoch bietet Friesoythe ein breites Spektrum an Einzelhandelsgeschäften und Dienstleistungsbetrieben, die die Ansprüche der Kunden erfüllen.

Die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt Friesoythe läßt sich auch sehr gut an der Veränderung der Zahl der Arbeitsstätten und der Beschäftigten darstellen. Im Zeitraum von 1970 bis 1987 hat die Zahl der Arbeitsstätten in der Stadt Friesoythe von 545 um 99 auf 644 zugenommen; dies entspricht einem Zuwachs von 18,2 %. Im gleichen Zeitraum hat sich die Zahl der Beschäftigten von 2.935 um 1.919 auf 4.854 erhöht. Diese Erhöhung macht 65,4 % aus. Dabei hat sich die Zahl der weiblichen Arbeitskräfte mehr als verdoppelt. Wenn man das Verhältnis der Arbeitsstätten zu den Beschäftigten vergleicht, dann wird deutlich, daß sehr viele Betriebe ihre Beschäftigtenzahl ausgeweitet haben und nicht nur größere Betriebe hinzugekommen sind.¹⁶⁾ Nicht unerwähnt bleiben soll in diesem Zusammenhang auch, daß in der Zeit von 1981 bis 1992 die Zahl der in der Sozialversicherung versicherungspflichtigen Personen im Arbeitsamtsnebenstellenbezirk Friesoythe von 8.181 um 2.953 auf 11.134 oder 36,10 % angestiegen ist. Die hohen Zuwachsraten bei den Arbeitsstätten und den Beschäftigten sowie bei den in der Sozialversicherung versicherungspflichtigen Personen lassen erkennen, daß es der Stadt Friesoythe in dem Wirtschaftszeitraum 1970 bis 1987 und darüber hinaus gelungen ist, neben gewerblichen Neuansiedlungen auch den Erhalt und die Entwicklung von bestehenden Betrieben zu sichern. Als besondere Maßnahme zur Schaffung und Sicherung von Arbeitsplätzen sind z. B. zu nennen: Ansiedlung des Leitungswerkes Friesoythe GmbH & Co. KG, der Maschinenfabrik Gustav Bruns und der Firma Jender- Fertigung GmbH – Abluft- und Ge-



*Firma FRIGA, Friesoythe,
Effektgarnzwirnerie*



*Firma PAL GmbH, Markhausen,
Stalltechnik*



*Firma Nordbeton GmbH,
Kampe, Betonwerk*



*Firma Pitman-Moore,
Tierarzneimittel*

ruchsbeseitigungsanlagen, Heizungs- und sanitäre Anlagen – an der Böseler Straße/Eschstraße, der Firma FRIGA Effektgarnzwirnerie GmbH an der Elbestraße in Friesoythe, Errichtung der Fleischwarenfabrik Bernhard Meemken in Gehlenberg, der Kunststoff- und Betonwerke Fleuren GmbH, Markhausen, der Fensterbau GmbH Koopmann in Markhausen, Aussiedlung der Fleischwarenfabrik Hans Wimberg (jetzt Firma Bäkehof – Fleischwaren-GmbH), Erweiterung der Bandweberei Güth & Wolf GmbH & Co. KG in Friesoythe, Erweiterung der Firma Pitman-Moore GmbH (früher Impfstoffwerk) in Friesoythe und der Fertighausfirma ideal-heim-bau in Markhausen. Viele dieser Maßnahmen sind mit Mitteln der Gemeinschaftsaufgabe „Verbesserung der regionalen Wirtschaftsstruktur“ gefördert worden, wobei die Förderquote 15 % betrug. Daneben sind die vielen Hilfen aus den Zuschuß- und Kreditaktionen verschiedener Programme zu nennen, die im wesentlichen über die Hausbanken vermittelt wurden. Durch diese und viele kleine Maßnahmen mit ihrer staatlichen Förderung konnte die Industrie-

dichte (Beschäftigte im Bergbau und im verarbeitenden Gewerbe) in der Stadt Friesoythe von 1970 bis 1987 von 76 auf 99 gesteigert werden; sie liegt damit über dem Kreisdurchschnitt, der 1970 eine Industriedichte von 58 und 1987 von 80 ausmachte. Im Kammerbezirk der IHK beträgt die Industriedichte 74,0. Dennoch soll an dieser Stelle nicht verschwiegen werden, daß die Arbeitslosigkeit in dieser Region eine unrühmliche Tradition hatte. Die Arbeitslosenquote betrug 1974 im Jahresdurchschnitt 7,8 %, stieg dann 1985 auf den Höchststand von 29,6 %; sie lag 1992 bei 9,6 %.¹⁷⁾

IV. Infrastruktur

Neben einem ausreichenden Arbeitskräftepotential, gut erschlossenen gewerblichen Bauflächen und Wohnbauflächen bietet die Stadt Friesoythe einen Wohn- und Freizeitwert, der durch die Qualität und Quantität öffentlicher Einrichtungen wie Kindergärten, Schulen und andere Bildungs- und Ausbildungsstätten, Krankenhaus, Banken, Sporteinrichtungen und kulturelle Institutionen, Einrichtungen der Naherholung und des Fremdenverkehrs bestimmt wird.

In einer Stadt wie Friesoythe, die bis auf den heutigen Tag als Bevölkerungsüberschußgemeinde gelten kann, stellen die *Bildungseinrichtungen* einen besonders wichtigen Bereich der öffentlichen Daseinsvorsorge dar. Zur Erziehung und bildungsmäßigen Betreuung der Kinder bis zu 6 Jahren gibt es derzeit 2 Kindergärten in Friesoythe und je einen Kindergarten in Altenoythe, Markhausen, Gehlenberg und Neuscharrel. Die Zahl der belegten Kindergartenplätze konnte durch den Bau des Kindergartens „St. Christopherus“ in Friesoythe und „St. Ludger“ in Neuscharrel mit erheblicher kommunaler Förderung von 464 im Jahre 1974 auf 551 im Jahre 1992 erhöht werden, bei gleichzeitigem Abgang einer alten Bausubstanz mit 90 Plätzen. Für die schulpflichtigen Kinder und Jugendlichen wird in der Stadt Friesoythe ein komplettes Schulangebot bereitgehalten. In 11 Grundschulen, 2 Hauptschulen mit Orientierungsstufen, 1 Realschule, 1 Gymnasium, zwei berufsbildenden Schulen und 1 Sonderschule in gutem Ausbausezustand bestehen genügend Möglichkeiten, den jungen Menschen das Wissen fürs Leben zu vermitteln. Die Entwicklung des Schulwesens in Friesoythe war in den 70er und 80er Jahren geprägt von zahlreichen schulorganisatorischen Maßnahmen.¹⁸⁾ Nicht nur diese hatten umfangreiche Baumaßnahmen zur Folge, sondern auch die Anpassung des Schulraumprogramms an die Ziele der Schulentwicklungsplanung. Rechnet man noch die Kosten für die Erweiterung der berufsbildenden

Schulen an der Kolpingstraße in Höhe von 5.150.000 DM hinzu, dann wurden von den Kommunen in den vergangenen 20 Jahren rd. 30,65 Mio. DM ausgegeben. Die finanzielle Belastung der Stadt Friesoythe im schulischen Bereich führte automatisch zur Zurückstellung anderer wichtiger Investitionsmaßnahmen auf dem Gebiet der Industrieansiedlung und des Ankaufes und der Erschließung von Bauflächen. In den Schulen der Stadt Friesoythe werden derzeit 3.044 Schülerinnen und Schüler unterrichtet. Damit ist die Schülerzahl von 1974 bis heute um 1.713 zurückgegangen, das sind rd. 36 %. In den beiden berufsbildenden Schulen an der Thüler Straße und Kolpingstraße werden heute 673 Schüler beschult. Abgerundet wird das schulische Angebot für Jugendliche wie für Erwachsene durch die Kreismusikschule und das Katholische Erwachsenen-Bildungswerk Friesoythe e. V. Seit einiger Zeit bemühen sich alle Verantwortlichen um die Einrichtung eines Wirtschaftsgymnasiums für den Nordkreis Cloppenburg in Friesoythe, für das dringender Bedarf vorhanden ist.

Heilpädagogische Arbeit wird für geistig und körperlich behinderte Menschen aus dem Landkreis Cloppenburg in der Stadt Friesoythe seit 1967 durch den Caritas-Verein-Altenoythe e. V. in den „Behinderteneinrichtungen“ geleistet. In den Jahren von 1970 bis heute wurden für die Behinderteneinrichtungen in Altenoythe (heilpädagogische Bildungsstätte, Sonderkindergarten, soziale Arbeitsstätten, Wohnstätten Haus Raphael und St. Ansgar) 16,0 Mio. DM investiert. Die 466 Behinderten werden von 169 Mitarbeitern betreut. Außerdem unterhält der Caritas-Verein auch Einrichtungen in anderen Städten und Gemeinden, die ebenfalls von Altenoythe aus geleitet und verwaltet werden.¹⁹⁾

Jeder Bürger in Stadt und Land hat das Recht auf eine bestmögliche Krankenversorgung. Für den Beginn der 70er Jahre ist festzustellen, daß die Stadt Friesoythe in den Grenzen nach der Gebietsreform „ärztlich“ erheblich unterversorgt war; hier waren nur 2 praktische Ärzte, 1 Facharzt für Chirurgie, 1 Facharzt für innere Medizin, 1 Facharzt für Gynäkologie und 3 Zahnärzte tätig. Die 5 Ärzte hatten im Jahre 1970 im Durchschnitt 3.112 Einwohner (Landkreis: 1.254 Einwohner; Verwaltungsbezirk: 732 Einwohner) zu betreuen, die 3 Zahnärzte dagegen sogar 5.186 (Landkreis: 4.337; Verwaltungsbezirk: 2.277). Die praktizierenden Ärzte waren neben der ambulanten Betreuung ihrer Patienten auch noch als Belegärzte im Krankenhaus für die stationäre Versorgung der Kranken zuständig. Mittlerweile wurde ein beachtliches Versorgungsniveau erreicht. Neben 15 angestellten Krankenhausärzten stellen 18 Fach- und All-



*Kindergarten St. Christopherus,
Friesoythe*



*Kindergarten St. Ludger,
Neuscharrel*



*Ludgeri-Schule, Friesoythe,
Grundschule*



*Schulzentrum Altenoythe,
Hauptschule mit
Orientierungsstufe und
Grundschule*



Albertus-Magnus-Gymnasium



*Berufsbildende Schule
Friesoythe, Grüner Hof*

gemeinärzte die medizinische Versorgung sicher. Das bedeutet nun, daß auf einen Arzt 535 Patienten entfallen. Die zahnärztliche Versorgung war und ist im Stadtgebiet weiterhin schlechter als die übrige Ärzteversorgung. Auf 7 niedergelassene Zahnärzte entfallen nun im Durchschnitt 2.521 Personen. Dieses ärztliche und zahnärztliche Angebot wird im Gesundheitsbereich noch ergänzt durch die Krankengymnasten und Massagepraxen.

Wer einen hohen Standard zum Wohle der Patienten und des Pflegepersonals halten will, muß fortlaufend um die Verbesserung des räumlichen, sachlichen und personellen Angebots im *Krankenhaus* und Wohnbereich des Pflegepersonals bemüht sein. Dem ist das Krankenhaus Friesoythe nachgekommen. Über die organisatorische, bauliche und personelle Entwicklung des Krankenhauses, das um die sinnvollen Einrichtungen einer Sozialstation und Kurzzeitpflegestation ergänzt worden ist, hat Ferdinand Cloppenburg in seinem Buch zur Geschichte des Krankenhauses, das anlässlich des 125-jährigen Bestehens „St. Marien-Stift Friesoythe“ erschienen ist, umfangreich berichtet.²⁰⁾

Ein gut ausgebautes Verkehrsnetz sichert schnelle Verbindungen und lückenlose Ver- und Entsorgung. Verkehrswege wie B 72, B 401 mit nebenliegender Wasserstraße (Küstenkanal), L 831, L 832 und L 835 und einige Kreisstraßen sind die Lebensadern für die Wirtschaft in Friesoythe. Um die Anbindung des ländlichen Raumes, der Industrie- und Gewerbegebiete und der Wohngebiete an das überregionale Verkehrsnetz durch den Bau von Wirtschaftswegen und Erschließungsstraßen sicherzustellen, hat die Stadt Friesoythe in den Jahren von 1974 bis heute rd. 150 km Straßen befestigt.

Die Energieversorgung Weser-Ems versorgt den Raum Friesoythe mit elektrischer Energie und mit Gas. Durch einen stetigen Ausbau der Versorgungsanlagen steht heute ein leistungsfähiges, weitgehend störungsfreies Strom- und Gasversorgungsnetz zur Verfügung. Die Stromabgabe ist in dem Zeitraum 1974 bis 1988 von 39,8 Mio. kwh um 91,96 % auf 76,4 Mio. kwh gestiegen. Mit der *Gasversorgung* in diesem Raum wurde im Jahre 1972 begonnen. Heute sind nahezu alle Ortschaften an die Gasversorgung angeschlossen. In den Jahren von 1974 bis 1988 konnte die EWE den Erdgasabsatz von 7,4 Mio. cbm auf 19,4 Mio. cbm erhöhen. Eine Untersuchung hat gezeigt, daß die EWE zu den günstigsten Strom- und Gasanbietern in der Bundesrepublik gehört.²¹⁾

Die *Wasserversorgung* im überwiegenden Bereich der Stadt Friesoythe wird durch den Oldenburgisch-Ostfriesischen Wasserverband sichergestellt. Lediglich die Gebiete Neuvrees und Gehlenberg wer-

den vom Wasserbeschaffungsverband Hümmling mit Wasser versorgt. Der Prozentsatz der an die zentrale Wasserversorgung angeschlossenen Haushalte dürfte bei knapp unter 100 % liegen. Er übersteigt damit die Wasserversorgungsanschlußquote des Landkreises bei weitem, die etwa bei 85 % liegen wird. Um den Wasserbedarf auch auf weitere Sicht zu decken, hat der OOWV in den Jahren 1978 bis 1982 ein neues Wasserwerk in Thülsfelde mit einem Investitionsaufwand von 53,3 Mio. DM gebaut, das im Verbund mit anderen Wasserwerken betrieben wird.

Die *Schmutzwasserbeseitigung* der Stadt Friesoythe umfaßte im Zeitpunkt der Gebietsreform Anlagen in den Ortschaften Friesoythe, Gehlenberg und Neuscharrel. Der Anschaffungswert der Gesamtanlage (Klärwerk, Pumpwerke, Rohrnetze, Hausanschlüsse) belief sich Ende 1974 auf rd. 7,210 Mio. DM. In den Jahren 1975 bis heute wurden die Anlagen zur Schmutzwasserbeseitigung kontinuierlich weiter ausgebaut. Die Ortschaften Altenoythe, Gehlenberg und Neuvrees sowie die Ortsteile Edewechterdamm und Kampe wurden an bestehende betriebliche und kommunale Kläranlagen angeschlossen; der Anschluß Neuscharrels steht kurz bevor. Markhausen erhielt im Jahre 1984 ein eigenständiges Schmutzwasserbeseitigungssystem. Der Anschaffungswert für das gesamte Entwässerungssystem in der Stadt Friesoythe nahm von 1975 bis heute um 19.180.270,00 DM zu, was einer Wertsteigerung von rd. 266 % entspricht. Der Gesamtanschaffungswert beläuft sich nunmehr auf 26.390.270,00 DM. Bis über das Jahr 2000 hinaus muß die Stadt für Kanäle, Pumpwerke und Kläranlage noch weitere 32,5 Mio. DM aufbringen.

V. Fremdenverkehr und Sport

Ein weiterer, für Friesoythe besonders wichtiger Dienstleistungsbereich ist der *Fremdenverkehr*, der sich im wesentlichen im Erholungsgebiet „Thülsfelder Talsperre“ konzentriert. Fremdenverkehr ohne gesicherte Erholungslandschaft ist jedoch nicht denkbar. So wurde dieser Raum 1982 im Landesraumordnungsprogramm endgültig als Gebiet mit besonderer Bedeutung für die Erholung dargestellt, nachdem es zuvor die unterschiedlichsten Ausweisungen gegeben hatte. Aufgrund dieser Vorgaben und der Bemühungen von Rat und Verwaltung ist es dann gelungen, daß der Stadt Friesoythe durch das Regionale Raumordnungsprogramm für den Landkreis Cloppenburg von 1989 wieder – wie vor 1976 – die besondere Entwicklungsaufgabe „Erholung“ zuerkannt worden ist. Ziel dieser besonderen Entwicklungsaufgabe war es 1971 und ist es auch



Thülsfelder
Talsperre

noch heute, die Anlagen und Einrichtungen für kurz- und langfristige Erholung zu sichern und zu entwickeln. Um diese Zielsetzungen zu verwirklichen, bedient sich die Stadt Friesoythe des im Jahre 1970 gegründeten Zweckverbandes „Erholungsgebiet Thülsfelder Talsperre“, der von den Städten Cloppenburg und Friesoythe sowie den Gemeinden Garrel und Molbergen mit dem Landkreis Cloppenburg gebildet wird. Zur Sicherung und Entwicklung von Anlagen und Einrichtungen für kurz- und langfristige Erholung hat der Zweckverband in den Jahren von 1970 bis heute über 10 Mio. DM erholungswirksame Investitionen getätigt und damit eine vorbildliche Fremdenverkehrsinfrastruktur geschaffen. Wenn man vom Erholungsgebiet „Thülsfelder Talsperre“ spricht, dann sollte man auch daran denken, daß die Erholungslandschaft direkt in Friesoythe beginnt und sich insbesondere auch über die Ortschaften Altenoythe, Markhausen (Markatal) und Gehlenberg/Neuvrees (Eleonorenwald) erstreckt, ein Gebiet, das in den letzten Jahren mit zahlreichen Rad- und Wanderwegen erschlossen wurde.

Einen großen Erfolg in Friesoythe hatte in den letzten zwei Jahrzehnten auch der *Sport* zu verzeichnen. Es soll hier nicht zur vielfältigen Kleinarbeit der Sportförderung und zur Rolle der Sportvereine Stellung genommen werden, sondern die kommunalen Anstrengungen für die Schaffung und Unterhaltung der Sportanlagen (Sporthallen/Sportfreiflächen) genannt werden. So entstanden in den genannten Jahren neben der bereits vorhandenen Sporthalle am Hansaplatz die Sporthalle in Gehlenberg, die Dreifachturnhalle im Schulzentrum an der Dr.-Niermann-Straße in Friesoythe, die Dreifachturnhalle im Schulzentrum Altenoythe und die Sporthalle

*Stadtspark
Friesoythe*



*Sporthalle
Markhausen*



*Am Friesoyther
Kanal*



in Markhausen. Rechnet man noch die Kosten für die im Jahre 1971 neugestaltete Badeanstalt mit Neuerrichtung einer Lehrschwimmhalle sowie die Kosten des Wiederaufbaues des durch Brand zerstörten Hallenbades und den Investitionszuschuß für die Sporthalle Markhausen den Kosten der kommunalen Sporthallen hinzu, dann sind hierfür in den Jahren 1971 bis heute von der Kommune insgesamt rd. 7,5 Mio. DM aufgewendet worden. Die kommunalen Sportstätten stehen den Vereinen zur kostenlosen Mitbenutzung zur Verfügung. Das kommunale Sportstättenangebot wird durch das vielfältige Angebot der Sportvereine ergänzt. An den Vereinssportanlagen hat sich die Stadt Friesoythe mit Investitionszuschüssen von über 1 Mio. DM beteiligt. Außerdem zahlt die Stadt Friesoythe laufende Zuschüsse zur Förderung der Jugendarbeit und übernimmt die Grundstücks- und Pflegekosten für die Sportstätten. Die Auswirkungen dieser Sportförderung lassen sich an der Entwicklung der Aktivitäten und den Mitgliederzahlen messen. Im Jahre 1975 gehörten 2.533 Mitglieder (davon 1.068 unter 18 J.) den Sportvereinen der Stadt Friesoythe an; das waren 15,80 % der Einwohner. Die Zahl der Sportvereine kletterte bis heute auf 22 Vereine. In diesen 22 Vereinen sind gegenwärtig 6.549 Mitglieder registriert, also 158,55 % mehr als im Jahre 1975. Die Zahl der Jugendlichen unter 18 Jahren stieg auf 2.147, was einem Zuwachs von 101,03 % entspricht. Mit der Gesamtmitgliederzahl von 6.549 rangiert die Stadt Friesoythe, bezogen auf die Einwohnerzahl auf Platz 2 im Kreisgebiet.²²⁾ Eine Entwicklung, die sich sehen lassen kann.

VI. Schlußbemerkung

Durch das Zusammenwirken aller Kräfte des Handels, des Handwerks, des Gewerbes, der Industrie und der Vereine, durch den Ausbau der allgemeinen Infrastruktur und durch Einrichtungen im sozialen und kulturellen Bereich gelang es, von Anfang der Siebziger Jahre bis heute Schritt für Schritt eine neue und vielseitige Stadt im nördlichen Teil des Oldenburger Münsterlandes mit starker überörtlicher Ausstrahlung zu gestalten. Ein Mittelzentrum mit Lebensqualität, in dem die Funktionen „Gewerbe“, „Wohnen“ und „Erholung“ nebeneinander möglich sind; ein Mittelzentrum mit all seinen Vorzügen, die der moderne Mensch in seiner Nähe haben möchte.

1) Zusammenschluß der ehemaligen Gemeinden Stadt Friesoythe, Altenoythe, Markhausen und Neuscharrel (Landkreis Cloppenburg) sowie Gehlenberg und Neuvrees (Landkreis Aschendorf-Hümmling) aufgrund des Gesetzes zur Neugliederung der Gemeinden im Raum Vechta/Cloppenburg vom 11.02.1974 (Nds. GVBl. Nr. 06/1974 S. 81)

-
- 2) vgl. Habrock, Wilhelm, in: Friesoythe einst und jetzt, Friesoythe 1985, S. 35
 - 3) Stand 31.12.1992
 - 4) vgl. Amtliche Statistik 1987 und 1992
 - 5) vgl. Amtliche Statistik 1987; TechnoPartner, Technisch-wirtschaftliche Beratungsgesellschaft, Oldenburg, Standortanalyse Gemeinde Friesoythe, Februar/August 1991, S. 14 f
 - 6) vgl. Amtliche Statistik 1970 und 1987
 - 7) Im Mittelzentrum sind heute die zentralen Einrichtungen zur Deckung des gehobenen Bedarfs in sozialer, kultureller, wirtschaftlicher und administrativer Art bereitzustellen, die von der Bevölkerung und der Wirtschaft aufgesucht werden (vgl. B 1.3 Abs. 3 u. 4 LROP)
 - 8) vgl. Amtliche Statistik 1970 und 1987
 - 9) vgl. NILEG, Niedersächsische Landesentwicklungsgesellschaft mbH, Hannover 1981, Ergebnis der vorbereitenden Untersuchungen, S. 4 f. u. 52 f.
 - 10) vgl. Amtsblatt Oldenburg Nr. 27 vom 02.07.1976, S. 432 ff; Auskunft des Amtes für Agrarstruktur vom 02.07.1993; Akten der Stadt Friesoythe
 - 11) vgl. Richtlinien über die Gewährung von Zuwendungen zur Dorferneuerung (Dorferneuerungsrichtlinien) i. d. F. vom 03.03.1989 (MBl 1989, S. 521 f.); instara Horst Frölich, Bremen, Dorferneuerung Ortschaft Markhausen, Sept. 1986/Juli 1987; Auskunft des Amtes für Agrarstruktur vom 02.07.1993
 - 12) vgl. Amtliche Statistik 1970 und 1987
 - 13) vgl. Amtliche Statistik 1970 und 1987
 - 14) Handel-, Verkehr- und Nachrichtenübermittlung sowie sonstige
 - 15) vgl. Einzelhandelszeitung des Oldenburger Einzelhandels von Oktober 1989
 - 16) vgl. Amtliche Statistik 1970 und 1987
 - 17) vgl. Rolfes, Klemens, Friesoythe einst und jetzt, S. 80 ff; Monatliche Presseinformationen des Arbeitsamtes Vechta
 - 18) vgl. Cloppenburg, Ferdinand, in: Friesoythe – einst und jetzt –, Friesoythe 1985, S. 136 ff.
 - 19) vgl. Beuke, Ludwig, in: Friesoythe – einst und jetzt –, Friesoythe 1985, S. 103 ff.; Auskunft Caritas-Verein Altenoythe e. V.
 - 20) Cloppenburg, Ferdinand, 15 Jahre Dienst am Menschen – Beiträge zur Geschichte des Krankenhauses St. Marien-Stift in der Stadt Friesoythe, Friesoythe 1992
 - 21) vgl. TechnoPartner, a. a. O., S. 25
 - 22) Kreissportbund Cloppenburg, Mitglieder- und Vereinsübersichten 1975 und 1993

Reinhard Karrenbrock

Kirchenbauten im Oldenburger Münsterland aus der Zeit zwischen 1850 und 1878

Eine fotografische Festgabe zum 25jährigen Jubiläum
des Großherzogs Nikolaus Friedrich Peter am
27. Februar 1878

Zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum seiner Regierung am 27. Februar 1878 erhielt Großherzog Nikolaus Friedrich Peter vom katholischen Klerus des Landes Oldenburg ein Fotoalbum,* in dem sämtliche im Laufe dieser fünfundzwanzig Jahre neu erbauten, katholischen Kirchen des Landes in Außenansichten abgebildet sind; diese wiederentdeckte Foto-Dokumentation befindet sich als Leihgabe im "Museumsdorf Cloppenburg – Niedersächsisches Freilichtmuseum" und kann hier erstmalig der Öffentlichkeit vorgestellt werden. Der Konfessionsverteilung des Großherzogtums entsprechend befinden sich diese – insgesamt sechzehn – neu errichteten Bauten ausschließlich in den katholisch geprägten Teilen des Landes Oldenburg, dem Oldenburger Münsterland.

Für die protestantischen Kirchen war eine ähnliche Übersicht geplant, wie eine umfangreiche, aus einzelnen Kartons bestehende Fotosammlung der protestantischen Kirchen (ebenfalls im Besitz der großherzoglichen Familie, z. Z. als Leihgabe im Museumsdorf) belegt. Da während der Regierungszeit des Großherzogs (bis zum damaligen Zeitpunkt) jedoch kaum neue protestantische Kirchbauten errichtet worden waren, zeigen diese Abbildungen zumeist die alten, oft noch aus dem Mittelalter stammenden Bauwerke, wie sie sich in großer Zahl im Norden des Landes Oldenburg erhalten haben. Die wenigen protestantischen Neubauten finden sich zudem ebenfalls unter diesen Fotos.

Die Abbildungen des Fotoalbums geben somit für das Oldenburger Münsterland einen guten Überblick über den katholischen Kirchenbau der Zeit zwischen 1850 und 1878 – einer Zeit, in der sich zum ersten Mal seit dem späten Mittelalter und noch vor der großen

Neubauwelle des späten 19. Jahrhunderts in dieser Region wieder eine umfangreiche kirchliche Bautätigkeit beobachten läßt.¹ Ergänzt um die auf Einzelkartons aufgezogenen Fotografien Süddoldenburgs kann so die sakrale Bautätigkeit dieser Zeit nahezu vollständig nachvollzogen werden.² Die das Oldenburger Münsterland betreffenden Fotografien geben in der Zusammenschau einen guten Überblick über die Architektur des frühen Historismus; die Abbildung der übrigen, zumeist evangelischen Kirchbauten des Landes Oldenburg müssen einer späteren Veröffentlichung vorbehalten bleiben.

Ihren besonderen Reiz erhalten die Fotografien, die ja nur wenige Jahre nach Errichtung der Kirchen aufgenommen wurden, durch die von den heutigen Gegebenheiten zumeist gänzlich abweichende räumliche Situation im Umfeld der Bauten. Die Einbindung der Kirchen in den umgebenden Ort ist nur auf wenigen Fotografien deutlich abzulesen, so bei den Ansichten der Kirchen in Barsel, Lindern, Emstek und Essen. Die meisten Kirchen hingegen lassen in ihrem Umfeld eine großzügige Weiträumigkeit erkennen, die sich in dieser Form an keinem der Orte bis heute erhalten hat. Besonders deutlich zeigt sich dies bei den Fotos aus Harkebrügge, Holdorf, Lastrup, Emstek sowie bei der Kirche in Osterfeine, die, auf der grünen Wiese errichtet, vollständig von Landschaft umgeben ist.

Interessant erscheinen die Fotos zudem dadurch, daß nicht nur die Umgebung, sondern auch die Kirchen in den letzten einhundert Jahren vielfach eingreifenden Veränderungen ausgesetzt waren, wodurch den Abbildungen zusätzlich eine besondere Wichtigkeit zukommt. Im II. Weltkrieg weitgehend zerstört wurde die Pfarrkirche in Peheim, von der sich, heute als Gedächtnisstätte genutzt, nur der Turm erhalten hat. Die Kirche in Neuscharrel, die 1945 durch Brandstiftung schwer beschädigt worden war, und der ebenfalls im Krieg zerstörte, barocke Turm der Kirche in Barsel konnten hingegen in den alten Formen wiederaufgebaut werden.

Sehr viel bedeutsamer erscheinen im Vergleich dazu die Veränderungen, die einzelnen Kirchen in den letzten Jahrzehnten durch umfangreiche Erweiterungsbauten zugefügt wurden. Bereits 1934 wurde die Kapelle in Lüsche durch eine neue, den alten Formen angegliche Choranlage vergrößert. 1959/61 erhielt die Kirche in Harkebrügge eine große, in modernen Formen gehaltene Norderweiterung. Bei der Kirche in Garrel, deren Ostabschluß 1966 durch einen mächtigen neuen Chor ersetzt wurde, und bei der Kirche in Lastrup, an die 1971 ein großer Chor neubau angefügt wurde, er-

scheinen die Eingriffe besonders gravierend. Ausgehend von den Abbildungen soll deshalb für das Oldenburger Münsterland die Abfolge und Entwicklung der sakralen Bautätigkeit dieser Phase, des frühen Historismus, nachgezeichnet werden.

Die kath. Kirchbauten

Die drei ältesten Bauten des im Auftrag des katholischen Klerus angefertigten Fotoalbums sind die kath. Pfarrkirchen in Kneheim (St. Michael, 1850, erw. 1859), Peheim (St. Anna, 1851/2) und Barssel (St. Cosmas und Damian, 1854), die zwischen 1850 und 1854 erbaut wurden. Im Gegensatz zu den recht einfachen Saalkirchen in Kneheim und Peheim ist für die sehr viel größere, dreischiffige Kirche in Barssel³ der Architekt bekannt: der arenbergische Bauinspektor Joseph Alexander Niehaus aus Haselünne (1802–1864), dessen umfangreiche Bautätigkeit im Emsland und auf dem Hümmling sich noch heute an den erhaltenen Bauten deutlich ablesen läßt.⁴ Seine frühen, in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts entstandenen Sakralbauten in Neuarenberg, Werlte und Lingen werden noch ganz von klassizistischen Vorstellungen geprägt. Darüber hinaus haben sich von ihm, vornehmlich aus späterer Zeit, auch Arbeiten im neuromanischen Stil erhalten.

Seine Bautätigkeit im Oldenburger Münsterland ist bislang jedoch noch kaum untersucht. Außer der Kirche in Barssel gehen auf Niehaus nachweislich der Turm der St. Gertrudskirche in Lohne (1835/37), ein Entwurf für den Bau der Kirche in Osterfeine (1840/41) und die Westerweiterung der spätbarocken Kirche in Vestrup (1853/56) zurück. Die beiden Kirchen in Peheim und Kneheim könnten, ihrem stilistischen Erscheinungsbild nach zu urteilen, ebenfalls von ihm entworfen worden sein.⁵

Sein Hauptwerk im Oldenburger Raum ist jedoch die Pfarrkirche in Barssel, deren Außenwände durch abgetreppte Lisenen und einen Rundbogenfries, also durch neuromanische Detailformen, in längsrechteckige Felder gegliedert werden. Das Innere der Barsseler Pfarrkirche folgt hingegen vollkommen anderen Stilprinzipien. Der weite, durch schlanke Achteckpfeiler in drei Schiffe unterteilte Raum, dessen Mittelschiff von einer hohen Volutendecke überfangen wird, lehnt sich deutlich an klassizistische Vorstellungen an. In ihrem Raumbild vergleichbar erscheinen die große, klassizistische Pfarrkirche in Ibbenbüren, die zwischen 1829 und 1833 durch den Architekten Berensmeier aus Münster errichtet wurde,⁶ und in deren Nachfolge die St. Bonifatiuskirche in Lingen, die von J. A. Niehaus zwischen 1832 und 1836 erbaut wurde. Der stilistische Abstand



*Abb. 1 Kneheim, Kath. Pfarrkirche St. Michael;
Foto: Archiv Museumsdorf*

zu diesen Bauten, der in Barssel zugleich sichtbar wird, macht ein Stilempfinden deutlich, das am ehesten als "nachklassizistisch" zu bezeichnen ist. Ungefähr zeitgleich mit der Kirche in Barssel war Niehaus auch mit den Planungen der kath. Pfarrkirche in Börger beschäftigt, dem einzigen Sakralbau, der von ihm, der stets im klassizistischen oder im neuromanischen Stil gebaut hatte, nach langen Auseinandersetzungen auf Wunsch der Gemeinde in den Formen der frühen Neugotik errichtet wurde.

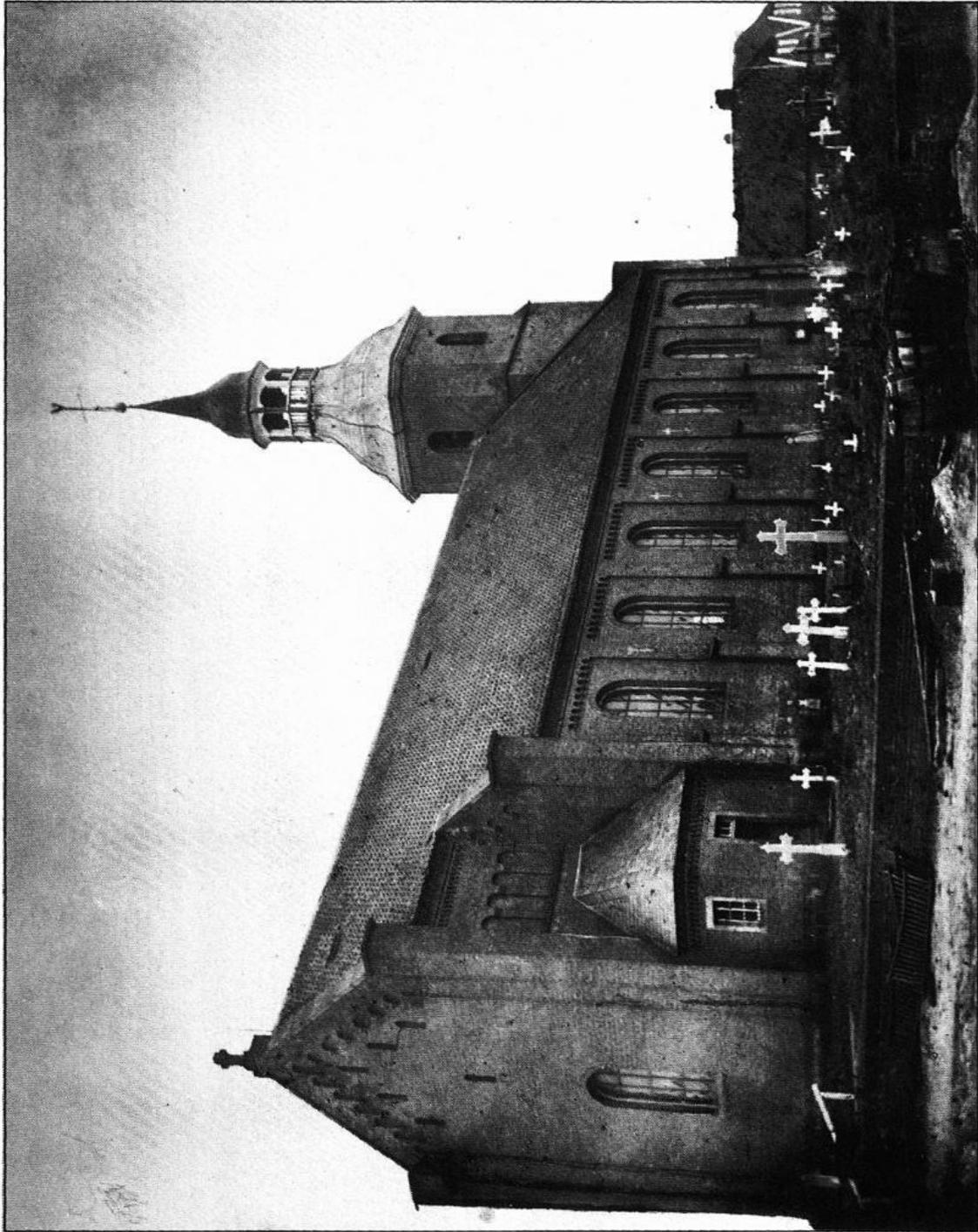
Der früheste neugotische Sakralbau im Oldenburger Münsterland, nach der bereits zwischen 1841 und 1844 errichteten Burgkapelle in Dinklage⁷, ist die kath. Pfarrkirche in Holdorf, deren Architekt bislang nicht eindeutig ermittelt werden konnte. Bis vor kurzem wurde der spätere Diözesanbaumeister Hilger Hertel d. é. als Baumeister angesehen,⁸ neuere Forschungen gehen jedoch davon aus, daß die Holdorfer Kirche von dem Oldenburger Architekten Wedemeyer errichtet wurde.⁹ Der Außenbau der dreischiffigen, mit einem schlanken Westturm versehenen Hallenkirche wird durch Strebeböden und Maßwerkfenster gegliedert, im Inneren wurden als Gliederungselemente kreuzförmige Pfeiler verwandt, die auf frühgotische Bauten des Mittelalters (so z. B. St. Johann in Osnabrück) zurückweisen.

Ein entschiedener Vertreter dieser durch die Baumaßnahmen am Kölner Dom maßgeblich vorangetriebenen, neugotischen Stilrichtung war der aus Sögel stammende und für die Sakralbauten im Oldenburger Münsterland besonders wichtige Baumeister Johann Bernhard Hensen (1828–1870), der 1865 zum Dombaumeister in Osnabrück ernannt wurde.¹⁰ Im Emsland und im Hümmling gab es für ihn, bedingt durch die Konkurrenz zu Niehaus, zunächst keine Aufträge. Seine frühen Bauten befinden sich deshalb vornehmlich im Oldenburger Münsterland, wo er durch den Bau der Kirche in Wachtum (seinem einzigen Kirchbau im neuromanischen Stil) die Gunst des Bischofs von Münster, Johann Georg Müller, erwarb und so in dieser Region Fuß fassen konnte.

Sein zweiter Kirchenbau, die ab 1857 in Angriff genommene Kirche in Harkebrügge, wurde von Hensen bereits in neugotischen Formen erbaut.¹¹ Der vier Joch lange, durch Strebeböden und Maßwerkfenster gegliederte und durch einen Westturm und einen eingezogenen Chor charakterisierte Hallenbau wird im Inneren durch Rundböden in drei Schiffe unterteilt, eine Art Prototyp, dem auch die meisten anderen Sakralbauten Hensens, in mehr oder weniger abgewandelter Form, folgen. 1862 wurde die Kirche in Harkebrügge durch den münsterschen Bischof geweiht.



*Abb. 2 Peheim, Kath. Pfarrkirche St. Anna;
Foto: Archiv Museumsdorf*



*Abb. 3 Barssel, Kath. Pfarrkirche St. Cosmas und Damian;
Foto: Archiv Museumsdorf*

In den nachfolgenden Jahren wurden durch Hensen (oder nach seinen Plänen) im Oldenburger Münsterland zehn weitere Kirchbauten neu errichtet oder, wie in Friesoythe, durch Anbauten ergänzt. 1858 wurde durch ihn in Bethen die Antoniuskapelle neu erbaut;¹² die Kapelle, der ein achteckiger Grundriß zugrundegelegt wurde, wurde in dem für den Oldenburger Großherzog bestimmten Fotoalbum jedoch nicht berücksichtigt.

Abgebildet ist jedoch die im selben Jahre begonnene, dreischiffige Hallenkirche in Scharrel,¹³ deren mit roten Ziegeln verkleideter Außenbau durch einen kräftigen Westturm und dreibahnige, aus Sandstein gearbeitete Maßwerkfenster akzentuiert wird. Die 1860 vollendete Kirche wurde 1862 geweiht.

Zwischen 1858 und 1860 besuchte J. B. Hensen, der eine Ausbildung zum Maurer- und Zimmermeister absolviert und seine ersten Bauten als Autodidakt errichtet hatte, das Polytechnikum in Hannover, wo er unter dem Einfluß des bedeutenden Architekten Conrad W. Hase ein ordentliches Studium abschloß. Sein zur selben Zeit eingereichter Plan für den Neubau der Kirche in Lastrup¹⁴ wurde von der Gemeinde jedoch abgelehnt.¹⁵ Mit Entwurf und Ausführung beauftragt wurde stattdessen der in Oelde ansässige Baumeister Emil von Manger, der die Kirche 1863 nach vier Jahren Bauzeit vollendete. Der ebenfalls als dreischiffige Hallenkirche konzipierte, in vier Joche untergliederte Bau wird im Inneren durch kräftige Rundpfeiler charakterisiert, ein Gliederungsmoment, das von Manger zuvor schon bei seinen Kirchen in Ostenfelde, Ammeloe, Brochterbeck und Harsewinkel verwandt hatte.¹⁶

In den nachfolgenden Jahren konnte Hensen im Oldenburger Münsterland jedoch sieben weitere, ausschließlich neugotische Kirchbauten errichten, zugleich wurden ihm nach dem Tode des arenbergischen Bauinspektors J. A. Niehaus im Jahre 1864 auch im Osnabrücker Raum und im Emsland eine Vielzahl von Bauten übertragen. Zwischen 1859 und 1861 errichtete Hensen den Neubau der kath. Pfarrkirche in Lindern,¹⁷ die (im Gegensatz zu seinen bis dahin geschaffenen Kirchen) mit einem hoch aufragenden, zierlichen Westturm versehen wurde, dessen Obergeschoß aus dem Achteck heraus entwickelt wurde. Besonders charakteristisch erscheinen zudem die schlanken Bündelpfeiler, die den weiten Innenraum der Hallenkirche in drei Schiffe unterteilen.

Die beiden nachfolgenden Bauten Hensens im Oldenburger Münsterland wurden, anders als die bislang betrachteten Kirchen, nicht als Hallenkirchen, sondern als Basiliken mit deutlich herausgehobenem Querhaus erbaut. Die ab 1862 errichtete Pfarrkirche St. Mar-

garetha in Emstek¹⁸ läßt dabei im Aufbau ihres Westturmes Anklänge an den kurz zuvor erbauten Turm der Kirche in Lindern erkennen. Nach Osten schließt sich an den Turm ein basilikal abgetrepptes, vierjochiges Langhaus an, ein deutlich hervorgehobenes Querhaus leitet zur Chorpartie über, deren Fenster noch heute mit den originalen Glasmalereien aus der Erbauungszeit versehen sind.

Ungewöhnlich kurz erscheint im Vergleich dazu die kath. Pfarrkirche in Osterfeine, die von J. B. Hensen zwischen 1861 und 1864 erbaut wurde.¹⁹ Bereits 1839 hatten sich die zum Kirchspiel Damme gehörenden Einwohner Osterfeines und der umliegenden Ortschaften um die Errichtung einer eigenen, näher gelegenen Kapelle bemüht. J. A. Niehaus hatte daraufhin 1840/41 einen Bauplan vorgelegt, der jedoch nicht zur Ausführung kam, da der Großherzog von Oldenburg erst 1855 den Bau einer Kapelle genehmigte.²⁰ Der Grundstein konnte schließlich am 17. Juli 1861 gelegt werden. Vervollendet wurde die ungemein zierlich wirkende, durch eine recht aufwendige Westanlage, ein mächtiges Querhaus und einen kleinen Dachreiter ausgezeichnete Kreuzkirche im Jahre 1864. Im September 1865 wurde sie vom münsterschen Bischof J. G. Müller geweiht, der unmittelbar zuvor schon die neu erbauten Kirchen in Lindern und Emstek konsekriert hatte.²¹

Von den übrigen Sakralbauten Hensens stilistisch vollkommen abweichend erscheint die Kapelle in Lüsche, die von ihm in den Jahren 1864/65 errichtet wurde.²² Die 1934 im Bereich des Chores erweiterte, mit Rundbogenfenstern versehene Kirche läßt sich durch Westturm und Querhaus mit den zuletzt betrachteten Bauten vergleichen, stilistisch ist der Bau jedoch nur schwer einzuordnen. Im Inneren ist das Langhaus als Wandpfeilerkirche charakterisiert, deren durch Quertonnengewölbe miteinander verbundene Wandpfeiler im unteren Bereich von Rundbögen durchbrochen werden. Dieser Bautypus findet sich im Bereich des Niederstifts Münster bereits im frühen 18. Jahrhundert, vollendet ausgebildet an der zwischen 1721 und 1729 nach Plänen des münsterschen Architekten Lambert Friedrich von Corfey errichteten St. Andreaskirche in Cloppenburg. Wiederaufgegriffen wurde dieser Bautypus 1818 beim klassizistischen Neubau der St. Gertrudskirche in Lohne, die im Inneren dieselben Gliederungsprinzipien erkennen läßt. Die kath. Kirche in Werlte, die von J. A. Niehaus zwischen 1828 und 1832 erbaut wurde, folgt demselben Typus ebenso wie dessen gut zwanzig Jahre später errichtete, neugotische Pfarrkirche in Börger.²³

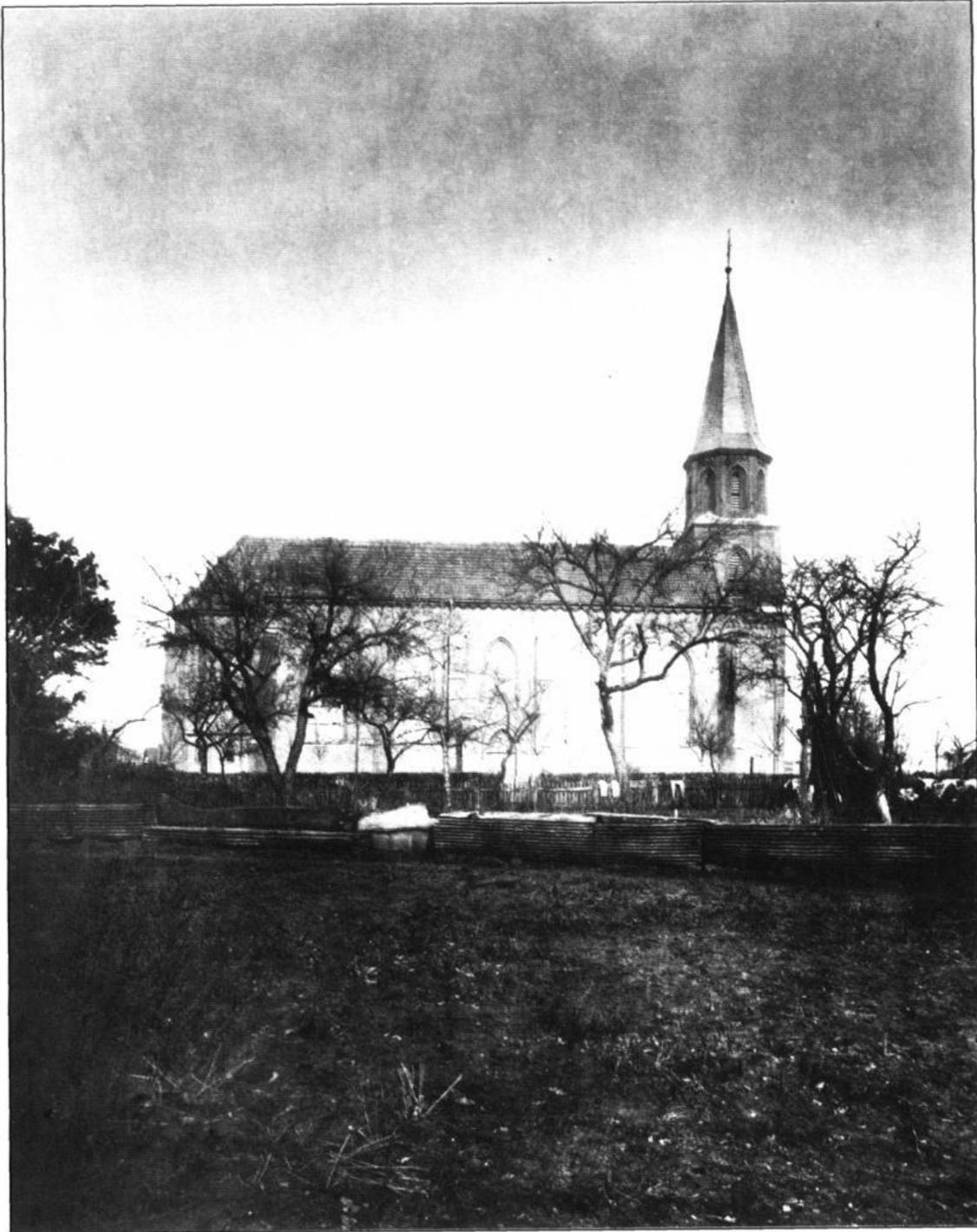
Bei der 1867 erbauten Kirche in Neuscharrel²⁴ lehnt sich Hensen an

frühere Bauten, wie z. B. die Kirche in Harkebrügge, an. Ein vierjochiges, durch Strebeböfeler und schmale, zweibahnige Maßwerkfenster gegliedertes Langhaus wird auch hier durch einen eingezogenen polygonalen Chor abgeschlossen, hinzu kommt im Westen ein mit vier kleinen Giebeln versehener, mit einem hohen Spitzhelm geschmückter Turm. Der Turm variiert damit, nur unwesentlich verändert, den Westturm der kath. Pfarrkirche in Rütenbrock, die von Hensen nahezu zur selben Zeit errichtet wurde.²⁵

Nahezu der gleiche Aufbau findet sich zudem beim Turm der ab 1869 erbauten Hallenkirche in Garrel,²⁶ die auf der nur kurze Zeit nach Erbauung der Kirche aufgenommenen Aufnahme noch ohne ihre heutige Erweiterung zu sehen ist, sowie beim Westturm der kath. Pfarrkirche in Friesoythe, der nach Plänen Hensens 1885/86 an die alte Friesoyther Kirche angefügt wurde.²⁷ Der durch Rundböfeler gegliederte Innenraum der Garreler Kirche weist hingegen auf Bauten wie die Kirche in Harkebrügge zurück. Die Vollendung der Kirche 1871 konnte Johann Bernhard Hensen jedoch nicht mehr miterleben, da er bereits im Jahr zuvor im Alter von nur zweiundvierzig Jahren verstarb.

Sein Hauptwerk im Oldenburger Münsterland, die 1869 nach seinen Plänen begonnene St. Bartholomäuskirche in Essen, wurde mit geringen Korrekturen durch den Oldenburger Architekten Klingenberg erbaut.²⁸ Der mächtige, auch als "Essener Dom" bezeichnete Sakralbau vereint verschiedene, von Hensen bereits bekannte Merkmale. Der langgestreckte, mit einem stattlichen, in seinem Obergeschoß achteckigen Westturm versehene Hallenbau besitzt, anders als die bislang betrachteten Hallenkirchen Hensens, ein Querhaus, zudem werden die einzelnen Joche des Langhauses und das zwischen Chor und Querhaus eingeschobene Vorchorjoch durch eigene, abgewalmte Satteldächer hervorgehoben. Herausragend erscheint zudem das Innere der Essener Kirche, das durch schlanke, backsteinsichtige Bündelböfeler gegliedert wird, wie sie sich in ähnlicher Form auch bei der ebenfalls nach Hensens Plänen gebauten Kirche in Bad Laer finden.²⁹ Ein weiteres, in Bad Laer und bei den kath. Kirchen in Sögel und Lengerich/Ems anzutreffendes und für J. B. Hensen höchst charakteristisches Motiv – die über den Langhausjochen angebrachten und um den Chor herumlaufenden Quersatteldächer – findet sich in Essen (und bei seinen übrigen Bauten im Oldenburger Münsterland) hingegen nicht.

Auch für die kath. Pfarrkirche in Visbek³⁰ bestanden seit den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts Überlegungen, eine neue, größere Kirche zu errichten. Johann Bernhard Hensen, der auch hier



*Abb. 4 Holdorf, Kath. Pfarrkirche St. Peter und Paul;
Foto: Archiv Museumsdorf*



*Abb. 5 Harkebrügge, Kath. Pfarrkirche St. Marien;
Foto: Archiv Museumsdorf*



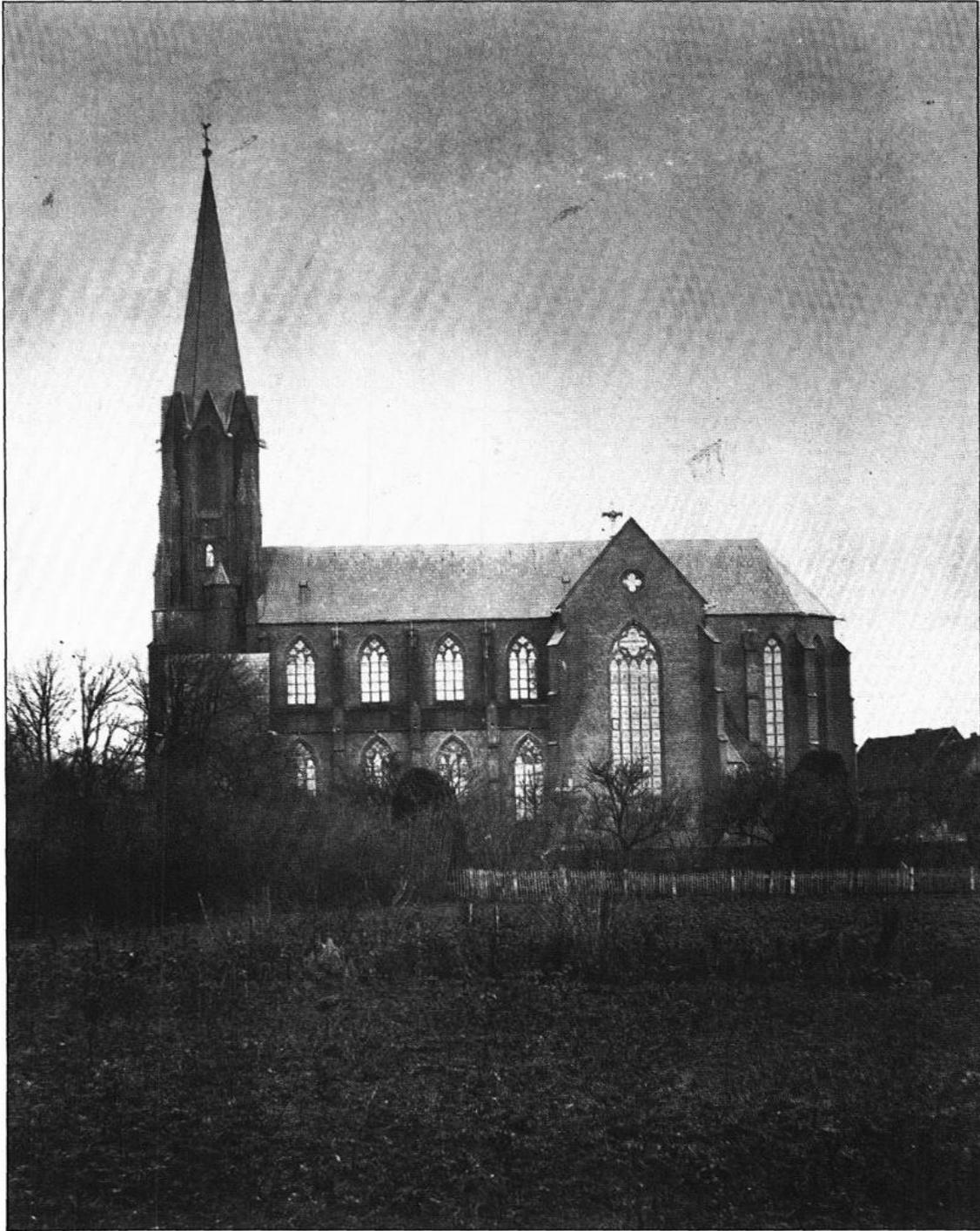
*Abb. 6 Scharrel, Kath. Pfarrkirche St. Peter und Paul;
Foto: Archiv Museumsdorf*



*Abb. 7 Lastrup, Kath. Pfarrkirche St. Petrus;
Foto: Archiv Museumsdorf*



*Abb. 8 Lindern, Kath. Pfarrkirche St. Katharina von Siena;
Foto: Archiv Museumsdorf*



*Abb. 9 Emstek, Kath. Pfarrkirche St. Margaretha;
Foto: Archiv Museumsdorf*



*Abb. 10 Osterfeine, Kath. Pfarrkirche St. Marien;
Foto: Archiv Museumsdorf*



*Abb. 11 Lüsche, Kath. Pfarrkirche St. Josef;
Foto: Archiv Museumsdorf*



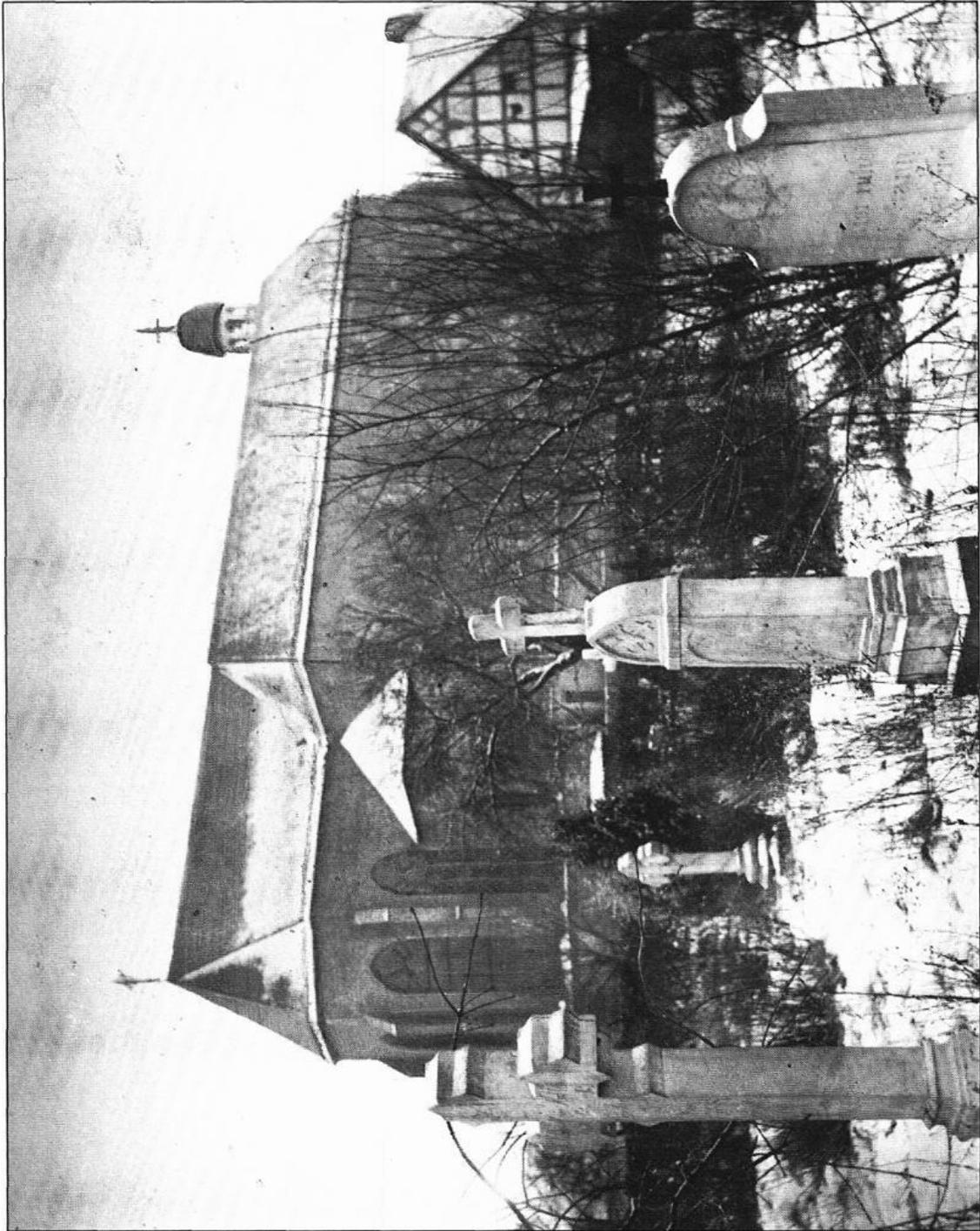
*Abb. 12 Neuscharrel, Kath. Pfarrkirche St. Ludger;
Foto: Archiv Museumsdorf*



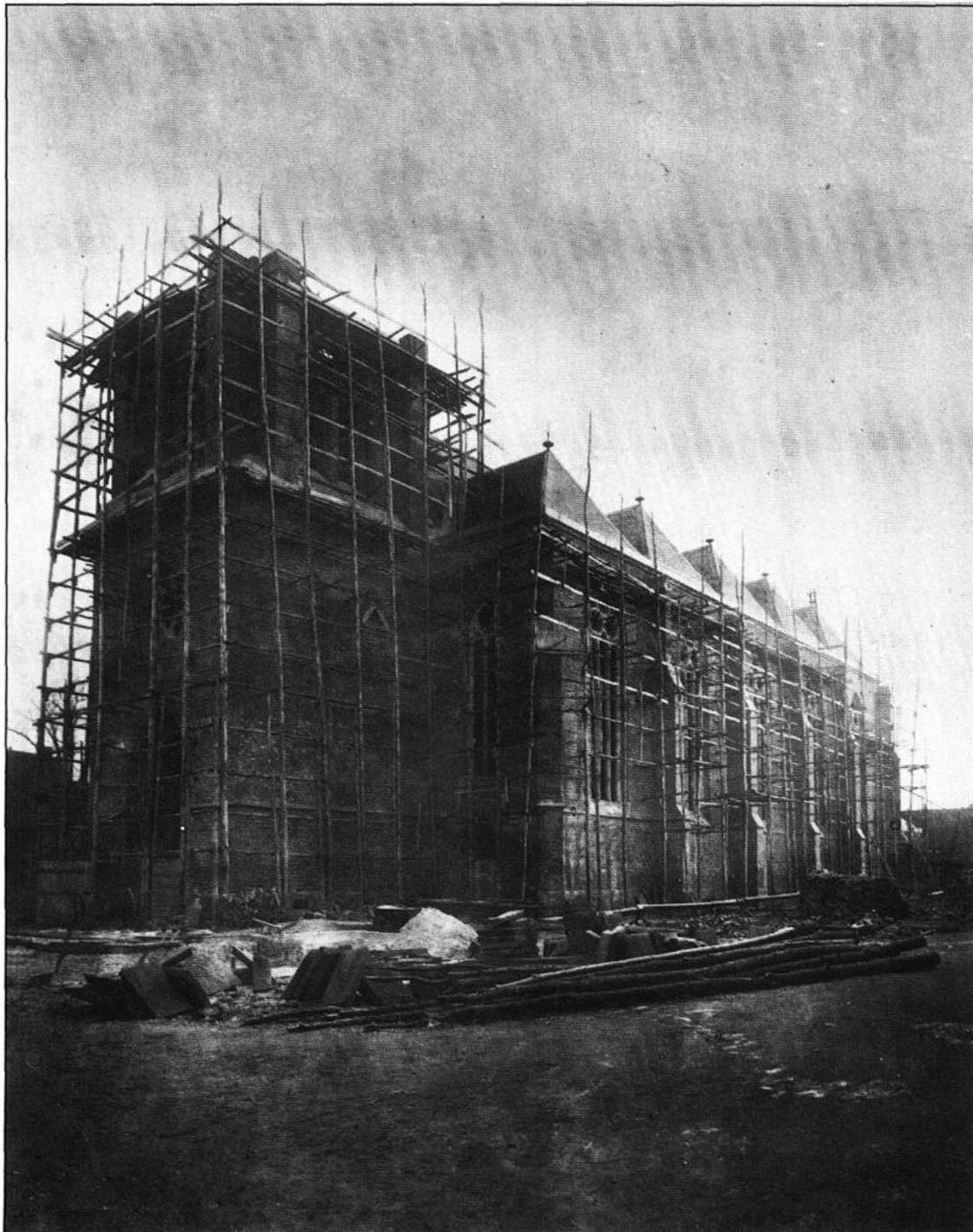
*Abb. 13 Garrel, Kath. Pfarrkirche St. Peter und Paul;
Foto: Archiv Museumsdorf*



*Abb. 14 Essen, Kath. Pfarrkirche St. Bartholomäus;
Foto: Archiv Museumsdorf*



*Abb. 15 Visbek, Kath. Pfarrkirche St. Vitus;
Foto: Archiv Museumsdorf*



*Abb. 16 Dinklage, Kath. Pfarrkirche St. Katharina;
Foto: Archiv Museumsdorf*

von bischöflicher Seite ins Gespräch gebracht wurde, stieß im Kirchenvorstand und im Kirchausschuß jedoch auf entschiedene Ablehnung, möglicherweise, weil er zur damaligen Zeit auch durch andere Baumaßnahmen – wie die Restaurierung des Osnabrücker Domes – stark in Anspruch genommen wurde.³¹ Nach Einholung verschiedener Gutachten und Pläne wurde schließlich 1872 der münsterische Architekt und Diözesanbaumeister Hilger Hertel d. é. der zum damaligen Zeitpunkt auch die Kirche in Dinklage neu erbaute, mit der Planung der Visbeker Kirche beauftragt; die Bauleitung übernahm der aus Opladen stammende, in Osnabrück ansässige Architekt Franz Xaver Lütz (1839–1898).³²

Hertel errichtete eine dreischiffige Hallenkirche mit polygonalem Chor, die sich von den übrigen neugotischen Kirchbauten im Oldenburger Münsterland in manchen Einzelheiten abhebt. Anders als bei den bislang betrachteten Kirchen erhielt in Visbek jedes der drei Kirchenschiffe ein eigenes, sich deutlich abzeichnendes Satteldach.³³ Auf einen eigenständigen Westturm wurde, wie auf dem Foto ebenfalls gut zu erkennen ist, zunächst verzichtet, stattdessen wurde der Westgiebel des Mittelschiffes mit einem kleinen Dachreiter geschmückt. Die 1876 vollendete Kirche mußte nur wenige Jahre später aus statischen Gründen grundlegend erneuert werden, eine Aufgabe, die ein Sohn Hertels, der münsterische Regierungsbaumeister Bernhard Hertel, übernahm. Bei dieser Renovierung erhielt die Kirche, den Vorstellungen der damaligen Zeit entsprechend, ihren heutigen neugotischen Turm.

Die Dinklager Pfarrkirche St. Katharina, die von Hilger Hertel d. é. ab 1872 erbaut wurde, wurde – wie das zu dieser Zeit aufgenommene Foto der eingerüsteten Kirche belegt – erst 1878 fertiggestellt.³⁴ Der Westturm war zum damaligen Zeitpunkt noch im Bau; das fünfjochige Hallenlanghaus, dessen Joche – wie bei der Essener Kirche – durch einzelne, abgewalmte Quersatteldächer betonnt werden, war hingegen bereits weitgehend vollendet. Die Zeitstellung des Fotoalbums, das noch vor Fertigstellung der Dinklager Kirche dem Oldenburger Großherzog übergeben werden sollte, wird an dieser Abbildung besonders deutlich.³⁵

Die ev.-luth. Kirchbauten

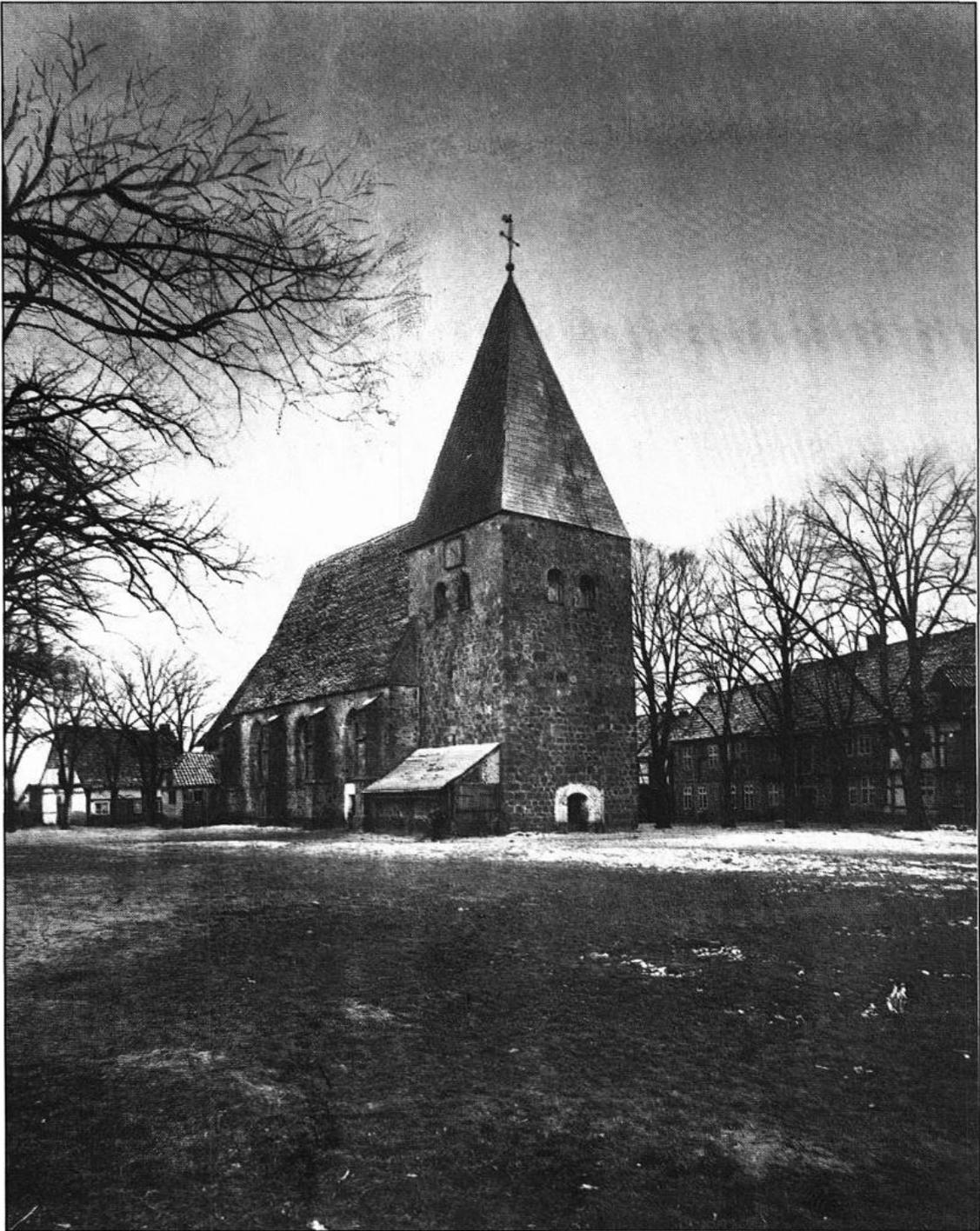
Gleichzeitig mit den bislang vorgestellten Kirchen wurde im Land Oldenburg auch eine große Zahl von evangelischen Kirchbauten fotografisch festgehalten. Da für den evangelischen Gottesdienst dieser Region – im Gegensatz zur katholischen Kirche – im dritten Viertel des 19. Jahrhunderts jedoch kaum neue Sakralbauten errichte

worden waren, wurden deshalb von protestantischer Seite fast ausschließlich die seit alters her bestehenden, zum großen Teil noch aus dem Mittelalter stammenden Bauwerke fotografiert. Eine Zusammenfassung dieser Fotos in einem Album unterblieb jedoch – möglicherweise, weil die Anzahl der erstellten Fotos mehrere Alben erforderlich gemacht hätte, wahrscheinlich jedoch auch, weil für die protestantische Kirche während der Regierungszeit des Oldenburger Großherzogs nur eine geringe Bautätigkeit zu verzeichnen war. Sechs dieser Abbildungen wurden im Oldenburger Münsterland aufgenommen, darunter drei Fotos evangelischer Kirchen, die nur wenige Jahre zuvor neu erbaut worden waren.

Eine dieser Abbildungen zeigt die alte Kirche in Neuenkirchen bei Damme,³⁶ die seit 1651 als Simultankirche genutzt wurde, d. h. seit diesem Jahr diente die Kirche sowohl den katholischen wie auch den evangelischen Gläubigen als Gotteshaus.³⁷ An den mächtigen, möglicherweise noch aus dem 12. Jahrhundert stammenden Westturm schloß sich ein durch Strebepfeiler gegliedertes, dreijochiges Langhaus an, dessen Spitzbogenfenster mit spätgotischem Fischblasenmaßwerk geschmückt waren. Eine an der Kirche angebrachte Inschrift gab als Baudatum das Jahr 1426 an.³⁸ Der eingezogene quadratische Chor, der auf dem Foto nicht zu sehen ist, dürfte in späterer, wahrscheinlich erst in nachmittelalterlicher Zeit an die Kirche angefügt worden sein.³⁹ 1889 wurde das Simultaneum beendet, die Protestanten überließen den Katholiken die alte Kirche und erbauten sich ein neues Gotteshaus, das 1891 vollendet wurde.⁴⁰ Nur wenige Jahre später wurde die alte Kirche abgebrochen, um für einen Neubau Platz zu schaffen, der von der katholische Pfarrgemeinde zwischen 1902 und 1905 errichtet wurde.⁴¹

In Vechta hatten die Protestanten 1818, zusammen mit den Katholiken, denen ein Mitbenutzungsrecht eingeräumt worden war, die ehemalige Klosterkirche der Franziskaner erhalten, die seit der Säkularisation nicht mehr genutzt wurde.⁴² Die zwischen 1727 und 1732 – wahrscheinlich nach Plänen des münsterischen Baumeisters Lambert Friedrich von Corfey – erbaute, barocke Klosterkirche wurde, wie das vor 1878 aufgenommene Foto zeigt, ursprünglich von einer hohen, durch Pilaster gegliederten Mauer eingefast, die unmittelbar an der Westfassade ansetzte und einen eigenen, südlich der Kirche gelegenen Hofbereich umschloß. Im späten 19. Jahrhundert wurde diese Abtrennung durch eine andere Mauer ersetzt, die erst in neuerer Zeit abgebrochen wurde.⁴³

Für den Gottesdienst der evangelischen Gemeinde wurde zunächst nur das Langhaus genutzt, der Chor wurde deshalb bereits um 1820



*Abb. 17 Neuenkirchen, Simultankirche;
Foto: Archiv Museumsdorf*



*Abb. 18 Vechta, Ev.-luth. Pfarrkirche (ehem. Klosterkirche);
Foto: Archiv Museumsdorf*



*Abb. 19 Fladderlohausen, Schulhaus mit ev.-luth. Betsaal;
Foto: Archiv Museumsdorf*



*Abb. 20 Goldenstedt, Ev.-luth. Pfarrkirche;
Foto: Archiv Museumsdorf*



*Abb. 21 Wulfenau, Ev.-luth. Pfarrkirche;
Foto: Archiv Museumsdorf*



*Abb. 22 Cloppenburg, Ev.-luth. Pfarrkirche;
Foto: Archiv Museumsdorf*

durch eine Wand abgetrennt und zu Arbeitsräumen für das benachbarte Gefängnis umgestaltet, wobei auch Teile der Chorfenster vermauert wurden.⁴⁴ Die auf dem Foto sichtbaren Fenster des Langhauses, die aus zwei unterschiedlich großen, durch ein breites Mauerverband getrennten Öffnungen gebildet werden, zeigen hingegen den ursprünglichen Zustand, wie er sich bis heute nur an der Westfassade, oberhalb des Eingangsportals, erhalten hat. Um 1900 wurden am Langhaus die großen, flachbogigen Fenster mit den darüber liegenden Thermenfenstern zu großen rundbogigen Fenstern zusammengefaßt, anschließend wurde das Innere der Fenster, der Zeit entsprechend, mit gotisierendem Maßwerk geschmückt.⁴⁵ 1955 erhielt der Chor seine alte Funktion zurück; der Kirche, deren ursprüngliche Ausstattung nach der Säkularisation entweder vernichtet oder an andere (katholische) Kirchen verteilt worden war, wurde wenige Jahre später ein aus Kloster Amelungsborn stammender, barocker Hochaltar überlassen.

Einen Sonderfall unter den evangelischen Gemeinden bildet die Kirchengemeinde in Fladderlohausen,⁴⁶ deren Mitglieder bis 1815 der katholischen Pfarrkirche in Damme verbunden waren. Bis dahin gehörten die Protestanten zum katholischen Kirchspiel Damme. 1815 wurden sie der benachbarten evangelischen Kirchengemeinde in Neuenkirchen zugeteilt, was für die Ausübung ihres Glaubens bereits eine deutliche Verbesserung bedeutete. Der Anschluß an das Herzogtum Oldenburg brachte weitere Vorteile. Herzog Peter Friedrich Ludwig bewilligte der Gemeinde in Fladderlohausen 1000 Reichstaler für den Bau eines Bethauses. Es sollte jedoch noch mehrere Jahre dauern, bis schließlich 1842 beim Bau der neuen Schule ein Betsaal miteingerichtet werden konnte, der werktags als Klassenzimmer genutzt wurde. Auf dem Foto ist der Betsaal, der erst 1935 durch eine eigene Kirche ersetzt wurde, an den großen Fenstern und der mit einem Spitzbogenfenster geschmückten Apsis deutlich zu erkennen.⁴⁷

Außer den genannten Bauten wurden für die protestantische Kirche im Oldenburger Münsterland in der Mitte des 19. Jahrhunderts drei neue Kirchbauten errichtet. In Goldenstedt, wo 1650 wie in Neuenkirchen ein Simultaneum eingerichtet worden war, lassen sich die Bemühungen um eine eigene Kirche bis ins Jahr 1817 zurückverfolgen, als Goldenstedt im Zuge einer Grenzregulierung dem Großherzogtum Oldenburg zugeordnet wurde. Im Mai 1846 konnte der Bau einer Kirche beschlossen werden, die Pläne hierfür fertigte der Oldenburger Baukondukteur Hero Diedrich Hillerns (1807–1885).⁴⁸ Errichtet wurde eine im romanischen Stil gehaltene Back-

steinkirche, deren Längswände durch lisenenartig flache Strebepfeiler in fünf Joche gegliedert werden. Die nach Süden gerichtete Eingangsseite wird durch einen in den Baukörper integrierten, über dem Südloch errichteten Turm hervorgehoben, dessen Spitze von einem massiven Kreuz bekrönt wird.

Eine weitere, möglicherweise ebenfalls von Hillerns errichtete Kirche wurde 1852 in Wulfenau erbaut,⁴⁹ das bis dahin keine eigene evangelische Kirche besaß. Die St. Sylvesterkirche in Quakenbrück und die Kirche in Badbergen waren bis zu diesem Zeitpunkt die nächst benachbarten lutherischen Kirchen in Wulfenau, was bedeutete, daß der Besuch eines Gottesdienstes für einen Protestanten aus Wulfenau damals mit einem Weg von gut eineinhalb Stunden verbunden war. Wie die Goldenstedter Kirche wurde auch die Kirche, dem damaligen Zeitstil entsprechend, im neuromanischen Stil erbaut. Das Langhaus wurde durch Lisenen in drei Felder unterteilt, über dem Westgiebel der Kirche wurde ein Dachreiter errichtet.⁵⁰ 1894 wurde der Dachreiter durch einen neugotischen Turm ersetzt.⁵¹

Die 1857, also nur wenige Jahre später, für die evangelisch-lutherische Gemeinde in Cloppenburg erstellte Kirche wurde bereits vollständig in neugotischen Formen erbaut. Der außerordentlich kurze, durch ein Querhaus, Giebel und einen Vierungsturm charakterisierte Bau wurde nach Plänen des Bremer Architekten Simon Loshen (1818–1902) errichtet, der zeitweise am Bremer Stadtbauamt als Baukondukteur beschäftigt war.⁵² Der durch große, mit Maßwerk versehene Spitzbogenfenster gegliederte und mit Fialen geschmückte Bau hat sich bis heute nur in stark veränderter Form erhalten. Das 1878 aufgenommene Foto vermag auch hier, wie bei den zuvor vorgestellten Bauten, eine Vorstellung vom ursprünglichen Zustand der Kirche zu geben.

Eine Veröffentlichung der übrigen, den Norden des Landes Oldenburg betreffenden Fotos wäre zu wünschen.

* Das Fotoalbum wurde 1962 durch Walter Kloppenburg, der im Pfarrarchiv Visbek einen zeitgenössischen Hinweis auf das Album gefunden hatte, im Großherzoglich Oldenburgischen Privatarchiv auf Schloß Güldenstein/Schleswig-Holstein aufgespürt. Daraufhin wurde das Album nach Schloß Rastede gebracht, wo Kloppenburg im Dezember 1962 Fotos von insgesamt 94 evangelischen und 18 katholischen Kirchen sowie von 10 Krankenhäusern registrieren konnte. Angefertigt wurden die Aufnahmen 1878 von dem Fotografen Schröder in Oldenburg (nach Kloppenburg, wie Anm.48, S.83f.).

1) In der Barockzeit und im Klassizismus wurden im Oldenburger Münsterland nur wenige Sakralbauten neu errichtet; vgl. hierzu Reinhard Karrenbrock, Aspekte einer Kunstlandschaft, 4. Sakralarchitektur des Barock, in: Westfalen in Niedersachsen, hrsg. von Hans Galen und Helmut Ottenjann, Cloppenburg 1993, S.107–329, hier S.122–127.

-
- 2) Übersichten zur Entwicklung der Sakralarchitektur des 19. Jahrhunderts im Oldenburger Münsterland legen den Schwerpunkt ihrer Betrachtungen zumeist auf die Zeit um 1900, die zweite große Bauphase in dieser Region. Vgl. hierzu Walter Kloppenburg, *Die katholische Kirche in Bevern aus der Sicht eines Historikers*, in: 968–1968. 1000 Jahre Gemeinde Essen (Oldbg.), Cloppenburg 1968, S.173–183; Helmut Ottenjann, *Bau- und Kunstdenkmäler im Kreis Cloppenburg*, in: *Heimatchronik des Kreises Cloppenburg*, Köln 1971, S.99–135; Karl Veit Riedel, *Bau- und Kunstdenkmäler im Landkreis Vechta*, in: *Heimatchronik des Kreises Vechta*, Köln 1976, S.158–195, bes. S.164–175; umfangreiche Angaben bei Georg Dehio, *Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler*, Bremen, Niedersachsen, bearb. von Gerd Weiß, Karl Eichwalder, Peter Hahn, Hans Christoph Hoffmann, Reinhard Karrenbrock und Roswitha Poppe, München, Berlin 1992; Reinhard Karrenbrock, *Aspekte einer Kunstlandschaft*, 5. Kirchenbauten des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, in: *Westfalen in Niedersachsen* (wie Anm.1), S.128–132; Peter Holzwig, *Die Architektur des Historismus im Bistum Münster: Zur Sakralbaukunst im 19. und frühen 20. Jahrhundert mit einem Exkurs zur Glas- und Wandmalerei*, in: *Imagination des Unsichtbaren. 1200 Jahre Bildende Kunst im Bistum Münster*, hrsg. von GÇza Juszai, Münster 1993, Bd.I, S.246–295, hier bes. S.270–274.
 - 3) Zu Barssel vgl. Walter Kloppenburg, *Die neuromanische Kirche in Barssel*, in: *Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 1969*, S.88–97 sowie Dehio Niedersachsen 1992 (wie Anm.2), S.194f.
 - 4) Zu J. A. Niehaus vgl. Roswitha Poppe, *Der Haselünner Architekt Josef Niehaus*, in: *Osnabrücker Mitteilungen* 68, 1959, S.272–308; Angelika Seifert, *J. Niehaus*, in: *Biografisches Handbuch zur Geschichte der Region Osnabrück*, bearb. von Rainer Hehemann, Osnabrück 1990, S.214; vgl. die Zusammenstellung seiner Arbeiten bei Karrenbrock (wie Anm.2), S.129f. Interessant erscheint, daß Niehaus, von dem bis vor kurzem nur Pläne für katholische Sakralbauten bekannt waren, auch zur Errichtung protestantischer Kirchen herangezogen wurde, so bei der ev.-luth. Kirche in Berge.
 - 5) Ebenfalls denkbar erscheint, daß der Entwurf auf den Oldenburger Baumeister Hero Diedrich Hillerns (1807–1885) zurückgeht, dessen für eine evangelische Gemeinde errichtete Kirche in Goldenstedt (1846/50) ähnliche Stilvorstellungen erkennen läßt. Daß Hillerns auch für Arbeiten der katholischen Kirche herangezogen wurde, belegen seine Pläne für einen Umbau der kath. Pfarrkirche in Steinfeld (1847), die jedoch nicht zur Ausführung kamen; vgl. hierzu Klaus A. Zugermeier, *Leben und Werk des großherzoglich-oldenburgischen Oberbaurats Hero Diedrich Hillerns (1807–1885)*, Oldenburg 1983, S.81–86.
 - 6) Georg Dehio, *Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler*, Westfalen, bearb. von Dorothea Kluge und Wilfried Hansmann, München, Berlin 1969, S.259.
 - 7) Dehio Niedersachsen 1992 (wie Anm.2), S.390. Der Architekt der Dinklager Burgkapelle, die durch den Aschendorfer Maurermeister Anton Wahl errichtet wurde, ist bislang nicht bekannt; vgl. Walter Kloppenburg, *Der Kirchenbaumeister Johann Bernhard Hensen aus Sögel (1828–1870) und der Kirchenbau seiner Zeit*, in: *Jahrbuch des Emsländischen Heimatbundes* 14, 1967, S.83–101, der Hinweis auf A. Wahl dort auf S.95.
 - 8) Vgl. hierzu Kloppenburg (wie Anm.2), S.191; Walter Kloppenburg, *Einflüsse des Kölner Dombaus auf die Neugotik im Bistum Münster unter Bischof Johann Georg Müller, 1847–70*, in: *Kölner Domblatt* 32, 1970, S.145–148, bes. S.147; *Die kath. Pfarrgemeinde Holdorf*, in: *Gemeinde Holdorf (Festschrift aus Anlaß des Münsterlandtages in Holdorf)*, hrsg. von der Gemeinde Holdorf, Vechta 1984, S.37–39 (ohne Nennung des Architekten); Dehio Niedersachsen 1992 (wie Anm.2), S.746.
 - 9) Holzwig (wie Anm.2), S.271, gibt, unter Berufung auf Ursula Markfort (Ratzeburg) den Oldenburger Architekten Wedemeyer an.
 - 10) Grundlegend hierfür Kloppenburg (wie Anm.7); Angelika Seifert, *J. B. Hensen*, in: *Biografisches Handbuch zur Geschichte der Region Osnabrück*, bearb. von Rainer Hehemann, Osnabrück 1990, S.129f.; Karrenbrock (wie Anm.2), S.130.
 - 11) Zu Harkebrügge vgl. Kloppenburg (wie Anm. 7), S.91.
 - 12) Kloppenburg (wie Anm.7), S.95; Dehio Niedersachsen 1992 (wie Anm.2), S.219.
 - 13) Zu Scharrel vgl. Kloppenburg (wie Anm.7), S.91; Dehio Niedersachsen 1992 (wie Anm.2), S.1164.
 - 14) Zu Lastrup vgl. Jörg A. E. Heimeshoff, *Der Baumeister Emil von Manger. Historistische Architektur in Theorie und Ausführung (Denkmalpflege und Forschung in Westfalen 4)* Bonn 1982, bes. S.70f.; *125 Jahre Sankt-Peter-Lastrup*, hrsg. von der kath. Kirchengemeinde Lastrup anläßlich 125jährigen Kirchbaujubiläums, Lastrup 1987, bes. S.13–34; Dehio Niedersachsen 1992 (wie Anm.2), S.829.
-

-
- 15) Vgl. Johannes Varnhorst, Die 100jährige Pfarrkirche, in: Sankt Katharina Lindern 1865–1965, hrsg. von der kath. Kirchengemeinde Lindern, Cloppenburg 1965, S.107–124, der Hinweis auf Lastrup dort auf S.112.
 - 16) Vgl. hierzu die Angaben und Abbildungen bei Heimeshoff (wie Anm.14). Bei Hensen finden sich Rundpfeiler bei der Kirche in Harkebrügge, bei späteren Kirchen jedoch kaum.
 - 17) Zu Lindern vgl. Varnhorst (wie Anm.15); Dehio Niedersachsen 1992 (wie Anm.2), S.852.
 - 18) Zu Emstek vgl. Die Kirche in Emstek, ihre Geschichte und Bauten, in: 1865-1965. Festschrift 100 Jahre St. Margaretha in Emstek, hrsg. von der Pfarrgemeinde Emstek, Cloppenburg 1965, S.20-29; Dehio Niedersachsen 1992 (wie Anm.2), S.447.
 - 19) Zu Osterfeine vgl. Kloppenburg (wie Anm.7), S.96; Dehio Niedersachsen 1992 (wie Anm.2), S.1071.
 - 20) Nach Kloppenburg (wie Anm.7), S.96.
 - 21) Nach Festschrift Emstek (wie Anm.18), S.24.
 - 22) Zu Lüsche vgl. Kloppenburg (wie Anm.7), S.91.
 - 23) Vgl. hierzu Dehio Niedersachsen 1992 (wie Anm.2), S.237, 365, 864, 1345 sowie Poppe (wie Anm.4).
 - 24) Zu Neuscharrel vgl. Kloppenburg (wie Anm.2), S.191.
 - 25) Dehio Niedersachsen 1992 (wie Anm.2), S.1149; abgebildet bei Kloppenburg (wie Anm.7), S.99.
 - 26) Zu Garrel vgl. Dehio Niedersachsen 1992 (wie Anm.2), S.486f.; Kirchenführer St. Peter und Paul Garrel, hrsg. von der kath. Kirchengemeinde Garrel, Garrel o. J.
 - 27) Sankt Marienkirche zu Friesoythe/Oldbg., hrsg. vom kath. Pfarramt in Friesoythe, Erolzheim 1960, S.4 und Titelbild; Clemens Woltermann, Rund um St. Marien in Friesoythe, hrsg. von der kath. Kirchengemeinde, Friesoythe 1979, S.18 mit Abb. des Turmes zusammen mit der mittelalterlichen Kirche.
 - 28) Zu Essen vgl. Kloppenburg (wie Anm.2), S.179; Dehio Niedersachsen 1992 (wie Anm.2), S.457f.; Holzweg (wie Anm.2), S.273, Abb.53.
 - 29) Vgl. Karrenbrock (wie Anm.2), S.139, Abb.26; Im Raumeindruck verwandt erscheint auch die ungefähr zur selben Zeit errichtete St. Antoniuskirche in Papenburg/Unterende, vgl. Dehio Niedersachsen 1992, S.1088.
 - 30) Zu Visbek vgl. Walter Kloppenburg, Die Baugeschichte der St.-Vitus-Kirche in Visbek, in: 819–1969. 1150 Jahre Visbek (Festschrift zur 1150-Jahr-Feier), hrsg. vom Heimatverein Visbek in Zusammenarbeit mit der Gemeinde Visbek, Vechta 1969, S.83–88; Dehio Niedersachsen 1992 (wie Anm.2), S.1312.
 - 31) Vgl. hierzu Kloppenburg (wie Anm.30), S.86/87, dort auch bereits die Wiedergabe der alten Aufnahme der Kirche.
 - 32) Zu Hilger Hertel vgl. Franz Josef Böker, Ein aufgefundenes Werkverzeichnis des Münsteraner Diözesanbaumeisters Hilger Hertel (1830–1890), in: Westfalen 61, 1983, S.91–94; die Kirche in Visbek ist dort unter Neubauten/Nr. A 19 verzeichnet.
 - 33) Auch das Innere der Hallenkirche läßt derartige Merkmale erkennen. Insbesondere die Form der Pfeiler, die nicht (wie bei den übrigen Kirchen) als Rundpfeiler, Bündelpfeiler oder kantonierte (d. h. von vier dünnen Diensten begleitete) Rundpfeiler gebildet sind, erscheint in Visbek, im Vergleich mit mittelalterlichen Vorbildern, recht unorganisch.
 - 34) Zu Dinklage vgl. Dehio Niedersachsen 1992 (wie Anm.2), S.388f.; In dem von B. Hertel angefertigten Werkverzeichnis Hilger Hertels taucht die Kirche nicht auf, vgl. Böker (wie Anm.32). Stattdessen werden dort der Neubau des Torhauses auf Burg Dinklage (Neubauten/Nr. C 12), Restaurierungsarbeiten an der Burgkapelle (Restaurierungsbauten/Nr. A 37) und am Schloß (Sonstige Bauten/Nr. C 14) in Dinklage genannt.
 - 35) Außer den Kirchen in Dinklage und Visbek wurden durch Hilger Hertel d. é. im Oldenburger Land nur noch wenige Bauten errichtet, so die 1892 konsekrierte, 1973 abgebrochene St. Josefskapelle in Cloppenburg; vgl. Böker (wie Anm.32), Neubauten/Nr. A 32. Die dort unter Neubauten Nr. A 54 verzeichnete "Kirche zu Lohne" dürfte sich auf die 1891/92 nach Plänen Hertels durchgeführten Umgestaltungsmaßnahmen an der zwischen 1815 und 1818 errichteten St. Gertrudskirche in Lohne beziehen. Nach Hertels Vorgaben wurde an die vierjochige, klassizistische Kirche ein an die Formen der rheinischen Frühgotik angelehnter Chor mit Chorflankentürmen angebaut, zugleich wurde das Langhaus um ein Arkadengeschoß erhöht und wie der Choranbau mit roten Ziegeln verkleidet; vgl. hierzu Bernhard gr. Klönne, St. Gertrud Lohne, Lohne 1991, S.12–14. Die Angabe im Dehio Niedersachsen 1992 (wie Anm.2), S.864, die Lohner Kirche sei durch H. Flügel, Bremen, erweitert worden, trifft demnach nicht zu.
-

-
- 36) Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Oldenburg, II. Heft: Amt Vechta, Oldenburg 1900, S.150-155.
- 37) Im Bistum Osnabrück, zu dem Neuenkirchen damals gehörte, wurde nach dem Dreißigjährigen Krieg die Konfessionszugehörigkeit neu festgeschrieben. In der *Capitulatio perpetua* des Hochstifts Osnabrück (1650) wurden die Kirchen des Bistums unter Protestanten und Katholiken aufgeteilt, vereinzelt wurden zudem die bestehenden Kirchen zu Simultankirchen erklärt, so in Badbergen, Vörden und Neuenkirchen; vgl. hierzu Theodor Penners, *Zur Konfessionsbildung im Fürstbistum Osnabrück*, in: *Jahrbuch der Gesellschaft für Niedersächsische Kirchengeschichte* 72, 1974, S.25–49 sowie Reinhard Karrenbrock, *Kirchenbau und Ausstattung evangelischer Kirchen im Hochstift Osnabrück*, in: *Gottes Wort bleibt in Ewigkeit – 450 Jahre Reformation in Osnabrück (Osnabrücker Kulturdenkmäler – Beiträge zur Kunst- und Kulturgeschichte der Stadt Osnabrück 6)*, hrsg. von Karl-Georg Kaster und Gerd Steinwascher, Osnabrück 1993, S.365–394.
- 38) An der Kirche befand sich folgende Inschrift: "Templum hoc aedificatum 1426, amplificatum 1659, renovatum 1738.", zitiert nach den Bau- und Kunstdenkmälern (wie Anm.36), S.151.
- 39) So die Bau- und Kunstdenkmäler (wie Anm.36), S.150. Wahrscheinlich läßt sich die Vergrößerung der Kirche, die in der in Anm.38 genannten Inschrift für das Jahr 1659 belegt ist, auf den Anbau des Chores beziehen; der alte gotische Chor könnte sich ursprünglich in dem dritten, vom Langhaus nicht abgesetzten Joch der Kirche befunden haben, das durch dreiteilige Maßwerkfenster besonders hervorgehoben wurde; vgl. hierzu den Grundriß und die Strichzeichnung in den Bau- und Kunstdenkmälern (wie Anm.36), S.150 und nach S.154.
- 40) Vgl. die Bau- und Kunstdenkmäler (wie Anm.36), S.150.
- 41) Vgl. hierzu Dehio Niedersachsen 1992 (wie Anm.2), S.972.
- 42) Vgl. Dehio Niedersachsen 1992, S.1294; Heinrich Höpken, *Zur Geschichte der evangelischen Kirche in Vechta*, in: *Beiträge zur Geschichte der Stadt Vechta*, 6. Lieferung, Vechta 1991, Bd. II, S.467-493.
- 43) Vgl. hierzu bei Höpken (wie Anm.42) die obere Abbildung auf Tafel II, die eine sehr viel längere und im Einzelnen ganz anders gegliederte Mauer zeigt.
- 44) Vgl. hierzu die Abbildungen bei Höpken (wie Anm.42), Taf. II.
- 45) Am Chor der Kirche, der erst 1955 durch Entfernen von Trennwand und Zwischendecke seine alte Funktion zurückerhielt, findet sich dementsprechend kein Maßwerk; vgl. Höpken (wie Anm.42), S.473f.
- 46) Vgl. *Geschichte der evang.-luth. Kirchengemeinde Fladderlohausen*, in: *Gemeinde Holdorf (Festschrift aus Anlaß des Münsterlandtages in Holdorf)*, hrsg. von der Gemeinde Holdorf, Vechta 1984, S.44-47.
- 47) Die Angaben nach dem in Anm.46 zitierten Beitrag.
- 48) Vgl. Walter Kloppenburg, *Die neuromanischen evangelisch-lutherischen Kirchen zu Goldenstadt und Wulfenau*, in: *Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland* 1971, S.75–84; Zugermeier (wie Anm.5), S.81–86; Dehio Niedersachsen 1992, S.520f.
- 49) Vgl. Kloppenburg (wie Anm.48); nicht bei Zugermeier (wie Anm.5).
- 50) Der Architekt der Kirche ist archivalisch bislang nicht belegt. Außer Hillerns käme als Architekt der Wulfenauer Kirche aus stilistischen Gründen auch der Haselünner Baumeister Niehaus in Frage, der auch mit der Planung evang.-luth. Sakralbauten beauftragt wurde, so im nicht weit entfernten Berge. Im Oldenburger Land gehen auf Niehaus nachweislich die Kirche in Barssele, der Turm der St. Gertrudskirche in Lohne und die Westerweiterung der Barockkirche in Vestrup zurück sowie möglicherweise auch die ebenfalls im neuromanischen Stil erbauten, der Kirche in Wulfenau in ihrer Schlichtheit verwandten Kirchen in Peheim und Kneheim.
- 51) Kloppenburg (wie Anm.48), S.83.
- 52) Kloppenburg (wie Anm.7), S.178; von S. Loschen sind darüber hinaus im Oldenburger Münsterland keine weiteren Bauten bekannt.
-

Wilbrand von Oldenburg-Wildeshausen, Administrator der Bistümer Münster und Osnabrück, Bischof von Paderborn und Utrecht (†1233)

Über die Osnabrücker Regentschaft Wilbrands von Oldenburg-Wildeshausen bemerkte Carl Stüve lapidar, "kurze Zeit wurde das Stift durch Willebrand von Paderborn verwaltet". Ähnliches gilt für das Bistum Münster, dessen Geschichtsschreiber Heinrich Börsting von der Administration des Wildeshauser Grafen nichts für berichtenswert hält.¹ Und doch ist die Tätigkeit dieses Statthalters sowohl wegen seiner Persönlichkeit als auch wegen der Spuren, die er in unserem Raum hinterlassen hat, von Bedeutung.²

Wilbrand war ein jüngerer Sohn des Grafen Heinrich II. von Oldenburg-Wildeshausen (1167-1198) und der Beatrix von Hallermund.³ Der ungefähre Zeitpunkt seiner Geburt wird "in den siebziger Jahren des 12. Jahrhunderts" vermutet.⁴ Der Geburtsort ist vielleicht auf der Grafenburg in Wildeshausen zu suchen, dem Hauptsitz des älteren Familienzweiges der Grafen von Oldenburg. Von den Brüdern des Vaters waren ebenfalls zwei Geistliche geworden: Gerhard, von 1193 bis 1214 Bischof von Osnabrück und von 1210 an Erzbischof von Bremen, wo er 1219 starb, und Otto, von 1203 bis 1218 Bischof von Münster. Wilbrands eigene Brüder Heinrich und Burchard teilten sich nach dem Erwerb der Grafschaft Bruchhausen, eines bremischen Lehens, ihren Besitz. Heinrich III. (1193-1234) nahm seinen Sitz in Bruchhausen (heute Bruchhausen-Vilsen) und begründete die dortige Oldenburger Nebenlinie, während die nach den staufisch-welfischen Kämpfen sowie den inneroldenburgischen Wirren 1229 vertraglich wiedererlangte Grafenfestung Wildeshausen Burchard blieb.⁵

Nach einer Angabe des Baseler Historikers Heinrich Pantaleon soll Wilbrand bereits in frühester Jugend durch seine Belesenheit aufgefallen sein.⁶ Wo er sein Studium absolviert hat, wissen wir nicht.

Die erste Würde, mit der Wilbrand uns begegnet, ist die eines Propstes von Zütphen im Bistum Utrecht.⁷ Die Beziehungen dorthin sind offensichtlich durch die Grafen von Geldern, die Familie von Wilbrands Großmutter väterlicherseits, angeknüpft worden, wodurch wohl auch schon die Pfründe für Wilbrands Bruder Egilmar, die Propstei Deventer, zustandekam. Über seine väterliche Verwandtschaft, die Grafen von Käfernburg und Hallermund, mag es gelungen sein, dem jungen Mann eine Domherrenpfründe in Hildesheim zu verschaffen, das damals als ein Zentrum der Gelehrsamkeit galt. Diese Stelle war Wilbrand selbst wichtiger als die niederländische Pfründe, denn als Hildesheimer Domherr bezeichnet er sich im Prolog seines Palästina-Itinerars (1211).

In der Geschichte der staufischen Epoche spielt Wilbrand von Oldenburg weniger als Bischof und Bistumsverwalter eine Rolle als dadurch, daß er 1211 eine Orientreise unternahm und darüber in einem eigenen Büchlein berichtete. Mit dieser Reisebeschreibung, von der Justus Möser nur aus einer Notiz Schatens wußte,⁸ hat Wilbrand sich einen Platz in der Geschichte der mittellateinischen Literatur gesichert. Das Itinerarium in quo agitur de situ terre sancte, das er den Domherren zu Hildesheim widmete, ist offensichtlich die Kurzfassung eines verlorenen, nicht nur geographischen sondern auch militärischen und diplomatischen Berichts für Kaiser Otto IV. (1198–1218), den Auftraggeber der Mission.⁹ Zugleich ist das Itinerar eine wichtige Quelle für Wilbrands eigene Biographie. Danach war Wilbrand nämlich im Sommer 1211 sechs Wochen auf einer abenteuerlichen Seefahrt – wohl von Ancona aus – unterwegs, ehe er sich vom 25. August 1211 bis zum Sommer 1212 in verschiedenen Städten des Königreichs Jerusalem aufhielt. Von Akkon reiste die Gesandtschaft Ottos IV., zu der der Deutschordensmeister Hermann von Salza, Ritter des Herzogs von Österreich und wohl auch die Grafen Adolf III. von Holstein-Schaumburg und Albert von Klettenberg gehörten, nach Antiochia.¹⁰ Etwa im Dezember traf die Reisegesellschaft im Königreich Klein-Armenien ein, wo sie bis Anfang März 1212 bei König Leon II. zu Gast war.¹¹ Im April und Mai weilte man auf der Insel Cypern, wo es darum ging, diplomatische Kontakte zu König Hugo aufzunehmen.¹² Etwa im Juni 1212 traf man wieder in Akkon ein, von wo aus Wilbrand, diesmal mit wenigen Begleitern, zu einer privaten Pilgerreise aufbrach. Da eine Gesandtschafts- und Kundschafterreise durch die arabisch besetzten Gebiete Palästinas auch gar nicht möglich war, ist es wahrscheinlich, daß er auch jetzt noch im Auftrage des Kaisers handelte. Er kam nach Jerusalem, Bethlehem, Nazareth und ging über Rama

zurück nach Akkon. Wilbrands Jerusalem-Itinerar weist den Autor als bewanderten Literaten und als Reisenden mit scharfer Beobachtungsgabe aus, bricht aber leider beim Besuch Jerichos ab.¹³ Aus diesem Grunde erfahren wir auch nichts genaues mehr über den Termin der Rückreise.

Da Wilbrand im Auftrage reiste, müssen vor und nach der Mission Aufenthalte am Kaiserhof liegen. Im Sommer 1211 weilte der Welfe in Apulien; Ende 1212 oder Anfang 1213 mußte Wilbrand ihm schon nach Deutschland nachreisen. Wie lange er noch auf Seiten Ottos ausgehalten hat, dessen Stern unaufhaltsam am Sinken war, bleibt undeutlich. An einem unbekanntem Tag des Jahres 1213 erscheint er jedenfalls im Gefolge seines Onkels, des münsterschen Bischofs Otto von Oldenburg-Wildeshausen, der inzwischen zu den Gegnern des Welfen gehörte.¹⁴

Die Zeugenliste der damals ausgestellten Urkunde bezeichnet Wilbrand als *prepositus de Aldenburg*. Da der Grafenort Oldenburg selbst keine Propstei hatte, möchte man an die Zütphener Würde denken. Wahrscheinlicher ist aber, daß Wilbrand Propst des altherwürdigen Alexanderstifts in seiner Vaterstadt Wildeshausen gewesen ist. Als Inhaber dieser Pfründe gingen ihm nämlich seine Onkel Gerhard und Otto jeweils vor Antritt ihrer Bischofsämter (1193 bzw. 1203) voraus,¹⁵ und es ist deshalb wahrscheinlich, daß man die Propstei im Hause Oldenburg als Sprungbrett für die Karriere der geistlichen Familienangehörigen betrachtete. 1205 kommt Propst Konrad urkundlich vor,¹⁶ dann aber erst 1219 Hildeward.¹⁷ Diese letzte Erwähnung würde dazu passen, daß Wilbrand Ende 1218 oder Anfang 1219 Dompropst von Hildesheim wurde.¹⁸ Wenn er wirklich von 1213 bis 1218 in Wildeshausen amtiert hat, so war das keine glückliche Zeit. Der Sturm stürzte am 25. November 1214 und 28. Februar 1218 die Westtürme der Stiftskirche ein¹⁹, und die Propstei war zwischen dem Bremer Erzbischof Gerhard von Oldenburg und den Welfen umkämpft.²⁰ Dennoch könnte das von Osnabrück beeinflusste Baukonzept des freilich wohl erst nach 1224 in Angriff genommenen Neubaus der Stiftskirche²¹ auf Wilbrand zurückgehen. Aber auch als Dompropst von Hildesheim hatte Wilbrand es nicht leicht, da er nicht selten abwesend war. Die in seinem Auftrage 1231 verfaßte Utrechter Geschichtserzählung hebt ausdrücklich hervor, daß er eine zweite Pilgerfahrt sowie italienische Reisen im Dienste Kaiser Friedrichs II. unternommen habe.²² Tatsächlich arbeitete er als Gehilfe des kaiserlichen Legaten Albrecht von Magdeburg in der Mark Treviso, die dieser 1222 bis 1224 im Auftrage Friedrichs II. verwaltete. Aus dieser Zeit ist ein Brief Wilbrands überliefert, in dem

er sich für seine Abwesenheit entschuldigt und dem Domkapitel die Schenkung zweier kostbarer Goldbrokate durch den Kaiser ankündigt.²³ Wegen der durch die Abwesenheit entstandenen Verluste suchte das Domkapitel Wilbrand noch später zu belangen, doch kam es im Oktober 1226 unter Zahlung von 50 Pfund Silber zu einem Vergleich.²⁴

1225 wurde Wilbrand Nachfolger des ehemaligen Kreuzzugspredigers Oliver von Köln auf dem Bischofsstuhl von Paderborn. Dort vermittelte er am Maitag des Jahres 1226 die Herforder Teilung zwischen den Grafen Otto II. und Ludwig von Ravensberg, bei der jenem Vechta, Fresenberg, Vlotho und die Emsgrafschaft, diesem Ravensberg mit Bielefeld zufiel, wodurch für drei Jahrzehnte die eigenständige ravensbergische Herrschaft Vechta gebildet wurde.²⁵ Dem Paderborner Domkapitel verweigerte er die Auflösung der *vita communis*.²⁶

Ende 1225 erschütterte eine Mordtat die politischen Verhältnisse im Reich und in Westfalen. Der Graf Friedrich von Isenburg hatte den Reichsgubernator und Vormund König Heinrichs (VII.), Engelbert von Köln, überfallen und niedermetzeln lassen.²⁷ Es kann vermutet werden, daß hinter dem Attentat die weltlichen Dynasten Westfalens standen, die die wachsende Vormachtsstellung Kölns zu stoppen suchten. Vor allem die Brüder Friedrichs, Engelbert und Dietrich, Bischöfe von Osnabrück und Münster, sowie die Grafen von Tecklenburg und Schwalenberg wurden der Komplizenschaft bezichtigt.²⁸ Auf dem vom päpstlichen Legaten Konrad zur Bestrafung der Mörder und ihrer Hintermänner angesetzten Gerichtstage zu Lüttich am 3. Februar 1226 wurden die beiden Bischöfe suspendiert. Für das Hochstift Münster bezeugt Abt Emo, daß die *custodia* Wilbrand und dem Grafen Gerhard III. von Geldern gemeinsam übertragen wurde, und zwar wurde Wilbrand geistlicher, Gerhard weltlicher Verweser des Bistums.²⁹ Da der Chronist im gleichen Atemzug die Absetzung des Osnabrückers erwähnt, nahm schon Möser an, daß Wilbrand zuleich zum Administrator im Bistum Osnabrück eingesetzt worden sei.³⁰ Das Kaiserdiplom Friedrichs II. vom Juni 1226 bezeichnet Wilbrand dann in der Tat als Provisor der Osnabrücker Kirche.³¹

Nun waren zwar die beiden Isenburger abgesetzt, doch leistete Graf Otto von Tecklenburg trotz des päpstlichen Bannes weiter Widerstand. Hingegen suchten Volkwin und Adolf von Schwalenberg sich mit den Rächern Engelberts und Wilbrand auszusöhnen, indem sie die Zisterzen Mariental zu Netze (Waldeck) und St. Maria und Johannes d. T. zu Falkenhagen stifteten. Darüber, daß die Grafen mit

100 Rittern und Knappen vor ihm barfuß für ihre Gewalttaten Buße getan und u. a. zugunsten Paderborns auf Korbach verzichtet haben, stellte der Bischof am 14. April 1227 eine Urkunde aus.³² Sich hingegen die Beteiligung Ottos von Tecklenburg an dem Anschlag auf Engelbert für territoriale Gewinne zunutze zu machen, ist Wilbrand nicht gelungen. Wilbrand blieb Administrator von Osnabrück und Münster, bis beide Bistümer neue Oberhirten erhielten: Osnabrück im Herbst 1226 mit Otto I. und Münster im Laufe des Jahres 1227 mit Ludolf von Holte.³³

Daß Wilbrand in seiner Amtszeit an den Neubauten der beiden Kathedralkirchen zu Münster und Osnabrück hat eifrig weiterbauen lassen, kann wohl keinem Zweifel unterliegen.³⁴ An bestimmten Baudetails festmachen läßt sich das freilich nicht.

Die wichtigsten Zeugnisse der Osnabrücker Tätigkeit Wilbrands aber sind zwei kunstgewerbliche Produkte, nämlich eine Limoges-schüssel mit dem Wappen der damals von den Oldenburgern neu erworbenen Grafschaft Bruchhausen und die Bronzetaufe im Osnabrücker Dom. Die Taufe ist u. a. mit folgender Inschrift versehen³⁵: "Wilbernus widmet Dir, Petrus, diese Gabe, um durch Dich des höchsten Gutes teilhaftig zu werden. Gerhardus hat mich gemacht" (WILBERNVS PETRE CONFERT ISTVT TIBI DONVM + PER TE SVMVM POSSIT HABERE BONVM.GERARDVS MET FECIT). Sie war dem Kunsthistoriker Wilhelm Lübke bereits als bedeutendes Werk der romanischen Bronzegußtechnik aufgefallen. Er bemerkte auch, daß die Umschrift "die Namen des Gebers und des ausführenden Künstlers" nenne, sah aber offenbar keine Möglichkeit, den als WILBERNUS bezeichneten Stifter zu enträtseln³⁶. Erst Johann Adolf Bertram, der spätere Bischof von Breslau, bemerkte 1900, daß Wilbern etwas mit dem gleichnamigen Stifter der Hildesheimer Taufe zu tun haben müsse.³⁷ Auf eine Verbindung zu dem gleichzeitigen Osnabrücker Administrator und Hildesheimer Domherrn Wilbrand kam man lange nicht. Den Identitätsbeweis trat erst der Osnabrücker Domarchivar Msgr. Christian Dolfen (†1961) an.³⁸ Daß *Wilbernus* eine mit *Wilbrandus* identische Namensform ist, lehren sonstige Erwägungen und analoge epigraphische Beispiele.³⁹ Wenn man die Stiftung der Taufe mit der Statthalterschaft Wilbrands in Verbindung bringt, wäre zugleich ein recht genaues Datum für den Guß durch den sonst nur 1251 als Glockengießer nachweisbaren Meister Gerhard⁴⁰ gewonnen, nämlich Februar bis Spätsommer 1226. Da Osnabrück die Heimatdiözese Wilbrands war, ist theoretisch aber auch jeder andere Zeitpunkt zwischen 1200 und 1233 denkbar.

Der Osnabrücker Taufe verwandt sind zwei weitere, die zu Twistringern und Oesede. Auch sie stehen auf Löwenfüßen. Das Twistringer Taufbecken weist neben einer Inschrift über den Heilssinn der Taufe die sicherlich auf Johannes den Täufer bezogenen Buchstaben IO - hANNES auf.⁴¹ Die meisten grundherrschaftlichen und freigräflichen Rechte in Twistringern standen damals den Grafen von Ravensberg zu, denen Wilbrand eng verbunden war. Sophie von Ravensberg-Vechta nannte er seine Nichte, denn sie war eine Tochter des Grafen Heinrich III. von Oldenburg-Bruchhausen, seines Bruders. Sie muß Wilbrand besonders nahegestanden haben, denn er begünstigte sie und ihren Mann Otto II. als Bischof von Paderborn mehrfach, selbst noch als Bischof von Utrecht⁴². Sollten Wilbrand und Sophie die Taufe zum Dank für die Herforder Teilung von 1226, die ja die Eigenständigkeit der Grafschaft Vechta begründete (s. oben S. 63), gestiftet haben? Diese Vermutung liegt nahe, da weder ein lokaler Adel, den es hier nicht gab, noch der Diözesanherr, der fernab in Minden saß, in Betracht kommen.

Das Taufbecken in der Pfarrkirche St. Peter und Paul zu Oesede steht künstlerischen Arbeiten in Osnabrück und Minden nahe.⁴³ Interessant ist, daß die Patrone des Benediktinerinnenklosters in Oesede ebenfalls Maria und Johannes d. T. waren, und daß die Taufe Christus zwischen beiden Heiligen zeigt, eingerahmt von zwölf angegossenen Relieffigürchen der Apostel. Der darunter befindliche Petrus ist nicht, wie vermutet worden ist,⁴⁴ mit dem Titelheiligen der Oeseder Pfarrkirche in Verbindung zu bringen, denn nicht nur die Kirche, sondern auch ihr jetziges Patrozinium sind sehr jung.⁴⁵

Die spätromanisch-frühgotische blau emaillierte Schale im Osnabrücker Domschatz⁴⁶ ließ sich gewissermaßen als heraldisches Denkmal einem anderen machtpolitischen Arrangement in Nordwestdeutschland zuordnen, nämlich der Befriedung der innerfamiliären Streitigkeiten im Hause Oldenburg, die mit der Belehnung der Grafschaft Bruchhausen durch den Bremer Erzbischof 1226/28 besiegelt wurde. Damit wurde zugleich die Voraussetzung für einen gemeinsamen Kampf gegen die aufsässigen Stedinger Bauern geschaffen.⁴⁷

Als bedeutendstes Kunstwerk unter den vier parallelen Bronzetaufen ist die Hildesheimer Domtaufe anzusehen, die jahrhundertlang im Mittelschiff der Kathedrale stand und erst in neuerer Zeit in die anschließende Georgskapelle versetzt worden ist.⁴⁸ Die Bildwerke der Taufe zeigen u. a. die Taufe Christi. Dieser rückwärtig gegenüber befindet sich das Widmungsbild: Maria mit dem Kinde zwischen den Bistumspatronen Epiphanius und Godehard. Eine kleine knie-



*Stifterbild
Willbrands
an der
Hildesheimer
Taufe*

ende Stifterfigur ist links vom Throne angebracht und spricht aufschauend den Mariengruß (AVE MARIE GRATIA PLENA). Der Stifter trägt das Gewand eines Geistlichen und wird durch die Inschrift eindeutig identifiziert (Abb.):

"Wilbern weiht in der Hoffnung auf Gnade und zum Preise Marias Der Kirche diesen Zierat. O Christus, nimm ihn gnädig an!"

(+·WILBERNvs·VENIE·SPE·DAT·LA·VDIQve·MARIE·
HOC·DECVS·ECCLESIE·SVSCIPE·XPE [= Christe]·PIE·)

Der Kunsthistoriker Habicht datierte die Taufe auf die Zeit um 1210⁴⁹, was der Beobachtung von Peter Bloch, das Hildesheimer Becken habe das Osnabrücker beeinflusst, nicht widerspricht.⁵⁰ Andere, wie Victor Elbern, bevorzugen die Datierung "um 1225".

Münzen sind während der Statthalterzeit Wilbrands in Münster und Osnabrück nicht geprägt worden, wohl aber in Paderborn. Es gibt drei außerordentlich seltene Silberpfennige mit dem Bild des Bi-

schofs und der Umschrift WILLEBRANDV⁵¹. Einer dieser Denare zeigt den Bischof als Reichsfürsten, nämlich mit einem Reichsapfel. Der Wappenschild auf der Brust, der ein einfaches Kreuz enthält, könnte ein Hinweis auf einen bevorstehenden Kreuzzug sein.⁵² Ebenfalls aus seiner Paderborner Bischofszeit stammt ein Siegel Wilbrands,⁵³ das ihn in der damals üblichen Gestalt eines thronenden Bischofs zeigt. Für die Regentschaft in Osnabrück und Münster ist kein besonderes Siegel Wilbrands überliefert.

1227 wurde Wilbrand auf Betreiben seiner Vetter, der Grafen Gerhard von Geldern und Florenz von Holland, zum Bischof von Utrecht gewählt.⁵⁴ Er ist damit Nachfolger des am 28. Juli 1227 bei Ane von den Drenther Bauern erschlagenen Otto von Lippe. Die Utrechter Geistlichkeit "hoffte von ihm, daß er besonders fähig sei, so ungeheuerliche Übeltaten wie die von Ane zu rächen – wegen seines Adels nämlich, denn er war hochadlig, ein Bruder des Grafen von Oldenburg, und weil er seine mächtige adlige Verwandtschaft, die Grafen von Holland und Geldern und andere, für die Sache der Utrechter Kirche mobilisieren oder wenigstens von Übergriffen gegen sie zurückhalten konnte, aber auch weil er ein Mann von großer Erfahrung in den Geschäften des Krieges und der Politik war"⁵⁵. Schon am 20. August 1227 hielt er seinen feierlichen Einzug in Utrecht. Obwohl seine Amtszeit sich nur über knapp sechs Jahre erstreckte, war Wilbrand einer der bedeutendsten Utrechter Bischöfe, wengleich es ihm nicht gelang, in Drenthe vollständig und endgültig Ruhe zu schaffen. Er verlieh der späteren Hansestadt Zwolle 1230 das Stadtrecht⁵⁶ und befestigte die Städte des Landes.⁵⁷ Auf geistlichem Gebiete ist hervorzuheben, daß er den Marienaltar des Domes weihte,⁵⁸ 1229 Prämonstratenser nach Zeunewijnen holte⁵⁹ und 1233 zum Seelenheil der gegen die Drenther Gefallenen das Kloster Marienberg in Salland bei Hasselt gründete.⁶⁰

Auch hier entstanden literarische Werke. Im Auftrage Wilbrands verfaßte ein anonymes Stiftsgeistlicher einen Bericht über die Kämpfe der Bischöfe gegen die Drenther, *Quedam narracio de Groninghe, de Trenthe, de Covordia et de diversis aliis sub diversis episcopis Traiectensibus* überschrieben – den Titel *Gesta episcoporum Traiectensium* hat ihr erst der Monumenta-Herausgeber Ludwig Weiland verliehen.⁶¹ Es fällt auf, daß die in ihren letzten Abschnitten tagebuchartig ausgestaltete Geschichtserzählung plötzlich beim 20. September 1232 abbricht. Vermutlich hat der Autor seine Arbeit, an der er dem Prolog zufolge noch am 31. Oktober 1232 saß,⁶² 1233 auf die Nachricht vom Tode des Bischofs abgebrochen, weil er nicht wußte, ob seine Arbeit dem Nachfolger willkommen war. In der Tat

hat dieser, ein Graf von Holland, die Fortsetzung offenbar nicht gewünscht. Unter Wilbrand ist auch der heute noch erhaltene *Liber donationum imperialium*, das Chartular der Utrechter Kirche in zwei pergamentenen Ausfertigungen entstanden.⁶³

Wilbrand starb am 27. Juli des Jahres 1233 zu Zwolle.⁶⁴ Er hat also die Nachricht vom Tode seines Bruders Burchard, der am 6. Juli im Kampf gegen die aufständischen Stedinger Bauern gefallen war,⁶⁵ nur etwa vierzehn Tage überlebt. Mit Burchard von Oldenburg-Wildeshausen war er eng verbunden, dieser weilte 1231 bei ihm,⁶⁶ und es ist nicht ausgeschlossen, daß er ihm als Heerführer gegen die Drenther diente. Auf dem Sterbelager soll Wilbrand die Rechte erhoben und gesagt haben: "Diese Hand hat sich niemals von Geschenken bestechen lassen, hat nie irgend jemand ein Unrecht zugefügt!"⁶⁷

Beigesetzt wurde der frühere münster-osnabrückische Administrator in dem von ihm aus Abstede nach Utrecht verlegten Zisterzienserkloster St. Servatius. An der Nordwand der später abgerissenen Klosterkirche befand sich nach den Worten des Chronisten Antonius Matthaëus sein *magnum monumentum*, von dem noch eine Beschreibung existiert. Das zwei Fuß erhabene Grabmal trug eine Inschrift, die mit den Worten WILLEBRANDVS DE OLDENBVRG beginnt und ihn nicht ganz zutreffend als des Klosters FVNDATOR PRIMVS ET CONSTRUCTOR bezeichnet, da er es nur erbaute, aber nicht gründete.⁶⁸

Anmerkungen

- 1) C. Stüve, Geschichte des Hochstifts Osnabrück bis zum Jahre 1508. Aus den Urkunden bearbeitet (1853); H. Börsting, Geschichte des Bistums Münster (1951) S. 60.
- 2) Die ADB gibt - wohl aufgrund eines Irrtums -, gleich zwei Kurzbiographien über Wilbrand: von (Wilhelm) Heyd Bd. 42 (1897) S. 474-476 und von J. C. van Slee, Bd. 43 (1898) S. 260 f.; vgl. den biographischen Artikel bei Hucker, Kaiser Otto IV. (Schriften d. MGH 34, 1990) S. 485-487 - das "ältere Leben Wilbrands von Oldenburg", das Laurent seiner Übersetzung des Itinerars (wie Anm. 9) S. 33-40 vorschaltete, ist überholt; immer noch wertvoll die Lebensnachrichten, die Christian Dolfen, Das Taufbecken des Domes zu Osnabrück, Osnabrücker Mitt. 72 (1964) S. 25-37, dort S. 27-31 zusammenstellt.
- 3) Deren Söhne, die Grafen Burchard und Heinrich, sind urkundlich als Brüder Wilbrands bezeugt, UB des Hochstifts Hildesheim 2 Nr. 125 und Hoyer UB 7 Nr. 11.
- 4) Laurent, Itinerarium (wie Anm. 9), S. 33.
- 5) B. U. Hucker, Die politische Vorbereitung der Unterwerfungskriege gegen die Stedinger und der Erwerb der Grafschaft Bruchhausen durch das Haus Oldenburg, Oldenb. Jahrb. 86 (1986) S. 1-32, dort S. 17 f.
- 6) H. Pantaleon, Prosopographia virorum illustr. Germaniae, 3 Bde. (Basel 1565 f.), zit. nach Nicolaus Schaten, Annalium Paderburnensium pars prima (Münster 1774) S. 711.
- 7) MGH SS 23 (Quedam narracio de Groninghe) S. 415 Z. 48.
- 8) Möser, Osnabrückische Geschichte, hg. von B. R. Abeken 3 (1843) S. 76 Anm. m.
- 9) Ediert von J. C. M. Laurent unter der Bezeichnung Itinerarium terrae sanctae in dessen Peregrinatores medii aevi quatuor (18732) S. 162-190; alles weitere dazu Hucker, Otto IV. (wie Anm. 2) S. 161 f. und 165 f. - übersetzt ebenfalls von Laurent, Wilbrands von Oldenburg Reise nach Palaestina und Kleinasien lateinisch und deutsch, in: Redeübungen ... des Hamburgischen Johanneums (1859).

-
- 10) Hucker, Otto IV. (wie Anm. 2), S. 163 f.
 - 11) Ebd. S. 169 f.
 - 12) Ebd. S. 176 f. und 179.
 - 13) Ebd. S. 166 f.
 - 14) Vgl. Ribbeck, Otto I., Bischof von Münster, ADB 24 S. 706 f. und Hucker, Otto IV. (wie Anm. 2), S. 329, 486 f. und 531.
 - 15) Oldenb. UB 5 Nr. 45 und 52; zur Identifizierung vgl. C. Schwens, Die Alexanderkirche in Wildeshausen und ihre Baugeschichte (Oldenburger Studien 2, 1969) S. 18.
 - 16) Westf. UB 6 Nr. 22.
 - 17) Wilhelm von Hodenberg, Die Diözese Bremen 3 (1859) S. 37.
 - 18) Wolfgang Petke, Die Grafen von Wöltingerode-Wohldenberg (Veröff. d. Inst. f. Histor. Landesforschung d. Univ. Göttingen 4, 1971) S. 95 mit Anm. 236 f.
 - 19) StA Oldenburg, Best. 109, Ab Nr. 12 Bl. 59r; vgl. Schwens, Alexanderkirche (wie Anm. 15), S. 20.
 - 20) Hucker, Bruchhausen (wie Anm. 5), S. 5 f. und 9.
 - 21) Schwens, Alexanderkirche (wie Anm. 15) S. 94.
 - 22) MGH SS 23 S. 416 Z. 4-6.
 - 23) Der undatierte Brief *Si decet et licet* ist ediert von H. Sudendorf, Registrum oder merkwürdige Urkunden für die deutsche Geschichte, Teil 2 (1849) Nr. 72 S. 158-160; danach UB d. Hochstifts Hildesheim 2 Nr. 115.
 - 24) UB d. Hochst. Hildesheim 2 Nr. 194; vgl. Dolfen, Taufbecken (wie Anm. 2), S. 30 f.
 - 25) Ravensberger Regesten Nr. 328 - Westf. UB 3 Nr. 229; vgl. B. U. Hucker, Sophie und Jutta, Gräfinnen von Vechta, in: Westfalen in Niedersachsen (1993) S. 354-357.
 - 26) Schaten, Annalium (wie Anm. 6), S. 717.
 - 27) Vgl. Julius Ficker, Engelbert der Heilige, Erzbischof von Köln und Reichsverweser (1853) S. 158 ff.
 - 28) Ficker, Engelbert S. 156 und 261 f.
 - 29) Emo, Wemurensium Chronica, MGH SS 23 S. 511 Z. 7-9: *episcopi ... subsecuta est ab officio suspensio et beneficio, et apposici sunt pro custodia spiritualium et temporalium diocesis Monasteriensis episcopus Patherburgensis et comes Gelrensis.*
 - 30) Möser, Osnabrückische Geschichte (wie Anm. 8), 3 S. 70 f.
 - 31) Regesta Imperii 5 Nr. 1621; Osnabr. UB 2 Nr. 214
 - 32) Ravensberger Regesten Nr. 336 - Westf. UB 4 Nr. 152.
 - 33) Albert Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands 4 (1913/4) S. 961 f.
 - 34) So auch H. Chr. Hoffmann, Osnabrück, Oldenburg und das westliche Niedersachsen (1990) S. 77.
 - 35) Ornamenta ecclesiae. Kunst und Künstler der Romanik 1 (1985) Nr. C 54 S. 479 f.; vgl. Dolfen, Taufbecken (wie Anm. 2).
 - 36) W. Lübke, Die mittelalterliche Kunst in Westfalen (1853).
 - 37) A. Bertram, Das ehernen Taufbecken im Dome zu Hildesheim, Zs. f. christl. Kunst 13 (1900) Sp. 129-166, dort Sp. 148 Anm. 30; desgl. E. Michael, Kulturzustände des deutschen Volkes während des 13. Jahrhunderts 5 (1911) S. 235 und 239.
 - 38) Dolfen, Taufbecken (wie Anm. 2), S. 34 f.
 - 39) Hucker, Otto IV. (wie Anm. 2), S. 487 mit Anm. 245; vgl. auch die Form *Willebrendus* im Utrechter Totenbuch, unten Anm. 64.
 - 40) Über die Mindener Domglocke Gerhards von 1251 vgl. Dolfen, Taufbecken (wie Anm. 2), S. 36.
 - 41) P. Winde, Romanische Taufbecken im Landkreis Diepholz, Heimatbl. d. Landkreises Diepholz 11 (1986) S. 38-43, dort Abb. 6 und 6a.
 - 42) Ravensberger Regesten Nr. 326 f., 337 und 366, vgl. auch Nr. 336.
 - 43) Ornamenta ecclesiae (wie Anm. 35), 1 Nr. B 125 S. 346.
 - 44) Ebd. S. 346 Sp. 3.
 - 45) Das alte Patrozinium war St. Remigius, Hans-Walter Krumwiede (Hg.), Die mittelalterlichen Kirchen- und Altarpatrozinien Niedersachsens (Studien z. Kirchengesch. Niedersachsens 11, 1960) S. 228.
 - 46) W. Borchers, Der Osnabrücker Domschatz (Osnabrücker Geschichtsquellen u. Forschungen 19, 1974) S. 60 f. und Taf. 63.
 - 47) Vgl. zu diesem gesamten Komplex Hucker, Bruchhausen (wie Anm. 5); Abbildung der Schale dort S. 31 f., vgl. S. 26 f.
-

-
- 48) Victor Heinrich Elbern in: Der Hildesheimer Dom. Architektur - Ausstattung - Patrozinien (Die Diözese Hildesheim in Vergangenheit und Gegenwart 41/43, 1973/74) S. 73.
- 49) V. C. Habicht, Der niedersächsische Kunstkreis (1930) S. 163 und 166.
- 50) Die Zeit der Staufer 1 Nr. 646.
- 51) C. Cappe, Die Münzen von Paderborn (1850) Nr. 7 und 10 f.; J. Weingärtner, Die Gold- und Silber-Münzen des Bisthums Paderborn nebst historischen Nachrichten (1882) Nr. 20-22 S. 53 f.
- 52) Ebd. Nr. 22.
- 53) StA Münster, Kl. Abdinghof Nr. 43 von 1227 und Kl. Marienfeld Nr. 63 von 1227.
- 54) MGH SS 23 (Quedam narracio de Groninghe) S. 415 Z. 45 f.
- 55) Ebd. S. 415 f.
- 56) Oorkondenboek van Overijssel, hg. G. J. ter Kuile, 1 (1963) Nr. 146.
- 57) A. C. F. Koch, Zwolle in de middeleeuwen, Overijsselse Historische Bijdragen 95 (1980) S. V.
- 58) Archief voor de geschiedenis van het aartsbisdom Utrecht 27 (1901) S. 318.
- 59) Ebd. 14 (1886) S. 440 Nr. 5 (Urk. vom 14. Juni 1229).
- 60) Oorkondenboek Overijssel (wie Anm. 56), Nr. 157.
- 61) MGH SS 23 S. 400-426; eine Neuedition erfolgte durch A. M. Braaksma, M. van Bussel-Eijlander, A. M. Clazing und R. C. Hol, Quedam narracio de Groninghe usw. - Een verhaal over Groningen, Drente en Coevorden en over allerlei gebeurtenissen onder verschillende Utrechtse bisschoppen (Histor. Seminaar d. Univers- Amsterdam, 1977).
- 62) MGH SS 23 (Quedam narracio de Groninghe) S. 402 Z. 7.
- 63) Rijksarchief Utrecht, Bisschoppen-Archief Nr. 43 und 44; beide brechen Bl. 54r bzw. Bl. 70r nach einem Diplom von 1226 ab, dieses nach einer Notiz über den am 28. Juli 1227 gefallenen *dominus Otto bone memorie electus Traiectensis*; vgl. S. Muller, Het oudste Cartularium van het Sticht Utrecht, uitgeven ... (1892) S. XXVII Anm. 6 und S. XXXV (datiert nach 1226).
- 64) Rijksarchief Utrecht, Kapittel van Sint Pieter Nr. 74 (Nekrolog-Hs. des 13. Jhs.), Bl. 81v, *August: vi. kal. obiit Willibrendus ep(is)c(opus)*; ein anderes Nekrolog bei Antonius Matthaëus, *Fundationes et fata ecclesiarum, quae et Ultrajecti et in eiusdem suburbis ... libri duo* (Leyden 1703) S. 94, zu *August: vi. kal. obiit Wilbrandus episcopus, pro dantur de bonis Overtyn, que continent 34 iugera vel circiter*; auch MGH SS 23 S. 582 Z. 29 ff.; vgl. zum Datum Heyd, Wilbrand (wie Anm. 2), S. 476 und Laurent, Leben (wie Anm. 9), S. 40.
- 65) 6. Juli 1233, Albert von Stade, *Chronica*, MGH SS 16 S. 361.
- 66) Oorkondenboek Overijssel (wie Anm. 56), Nr. 150.
- 67) Schaten, *Annalium* (wie Anm. 6), S. 718.
- 68) Matthaëus, *Fundationes* (wie Anm. 64), S. 266; die Beschreibung aus einer Hs. bei Laurent, Leben (wie Anm. 2), S. 40 Anm. **.
-

Gert Dethlefs

Ein IHS-Steinrelief aus Bethen

Bei der Abholung von Leihgaben für die münsterische Station der Wanderausstellung "Westfalen in Niedersachsen" wurde Verf. von Prälat Bernhard Beering in Bethen mit einem Steinrelief des Jesus-Monogramms „IHS“ konfrontiert (Abb. 1), das nach seinen Formen wohl in das 17. Jahrhundert zu datieren war. Als ein mögliches Zeugnis der Rekatholisierung des Niederstiftes Münster und des Wirkens der Jesuiten erregte der Stein sofort Interesse, zumal eine Vertiefung dieses Themas gerade auch im Zusammenhang des genannten Projektes lohnend schien.

Das Relief war im Frühjahr 1993 von einem - leider - Unbekannten mit einem Zettel vor der Gnadenkapelle in Bethen hinterlegt worden: „Vor fast dreißig Jahren aus einem Schutthaufen bei der Kapelle geborgen, wird diese alte Tafel jetzt hoffentlich Schutz und einen Ehrenplatz am Ort ihrer Herkunft erhalten!“

Die etwa 4 cm starke Reliefplatte besteht aus Buntsandstein von der Oberweser und mißt rund 36 cm im Quadrat mit abgeflachten Ecken. An den Rändern sind Mörtelreste zu erkennen von einer Verfugung; an einigen Stellen sind Reste einer hellen (weißen?) Fassung noch sichtbar. Die Erhaltung ist insgesamt gut, trotz Abplatzungen in der Fläche und am erhabenen Monogramm, vor allem dem „S“. Unter dem Balken des „H“ ist - wohl nachträglich - ein Herz eingraviert.

Die Buchstaben I und H sowie das Kreuz auf dem Balken des H sind gebildet aus merkwürdigen Zierverschlingungen, die sich vielleicht als zwei Doppelhaken bestimmen lassen. Eine graphische Vorlage scheint wahrscheinlich, ein Stich, Holzschnitt oder gar ein typographisches Kunstwerk. Leider hat sich eine solche Vorlage bisher nicht eindeutig identifizieren lassen, trotz der Hilfe von Dr. Bertram Haller (Universitäts- und Landesbibliothek Münster) und Dr. Wolfgang Schmitz (Univeritäts- und Stadtbibliothek Köln), den besten Kennern der münsterischen bzw. Kölner Jesuitendrucke. Letzterer machte dankenswerterweise aufmerksam auf ein als Holzschnitt ausgeführtes Druckersignet der Witwe

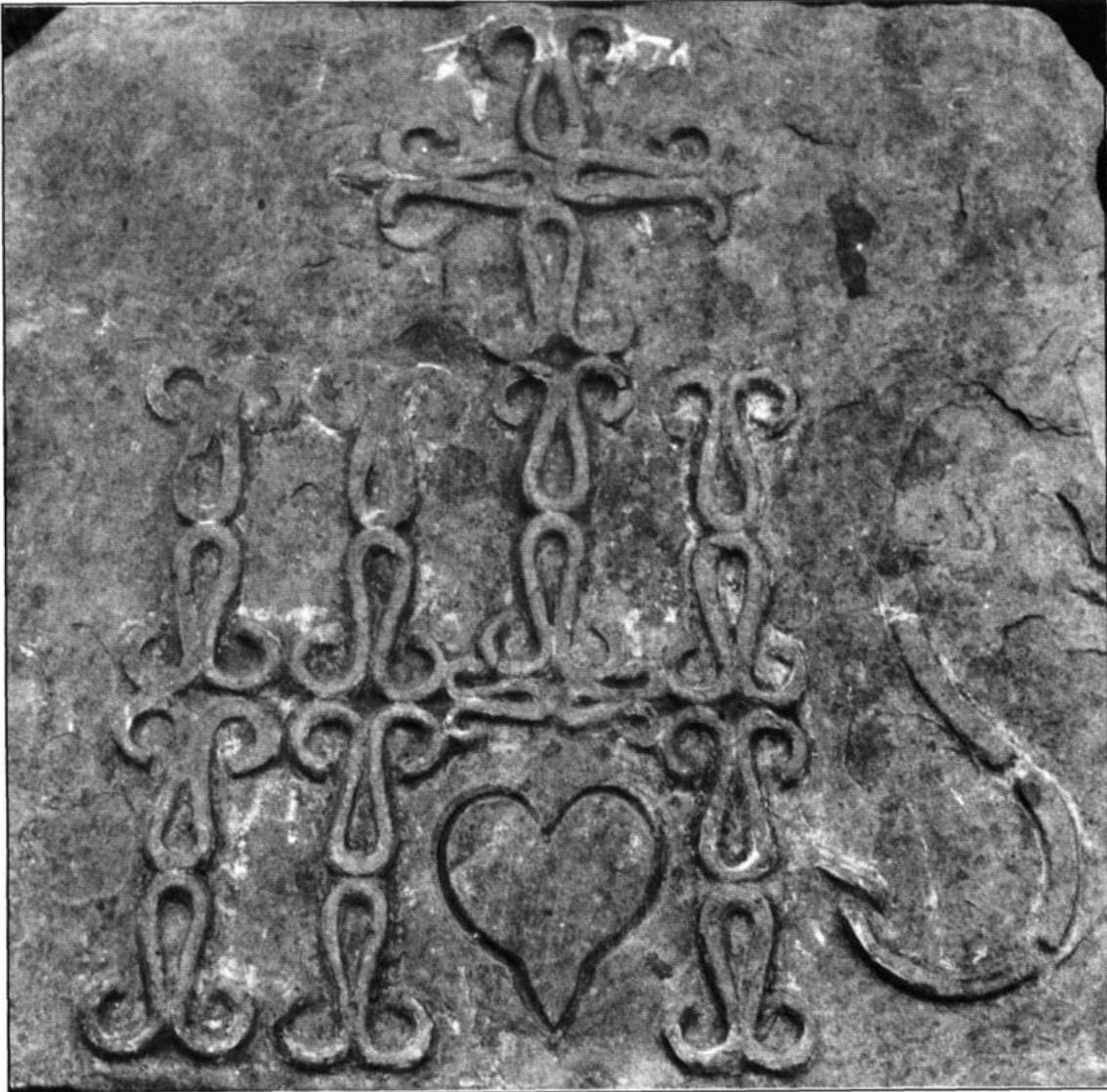


Abbildung 1

Wilhelm Metternich in Köln aus dem Jahre 1731 (Abb. 2); ein vielleicht auch vergleichbarer Stich, wohl ebenfalls aus dem 18. Jahrhundert, fand sich als Zierstück in der Literatur (Abb. 3).¹

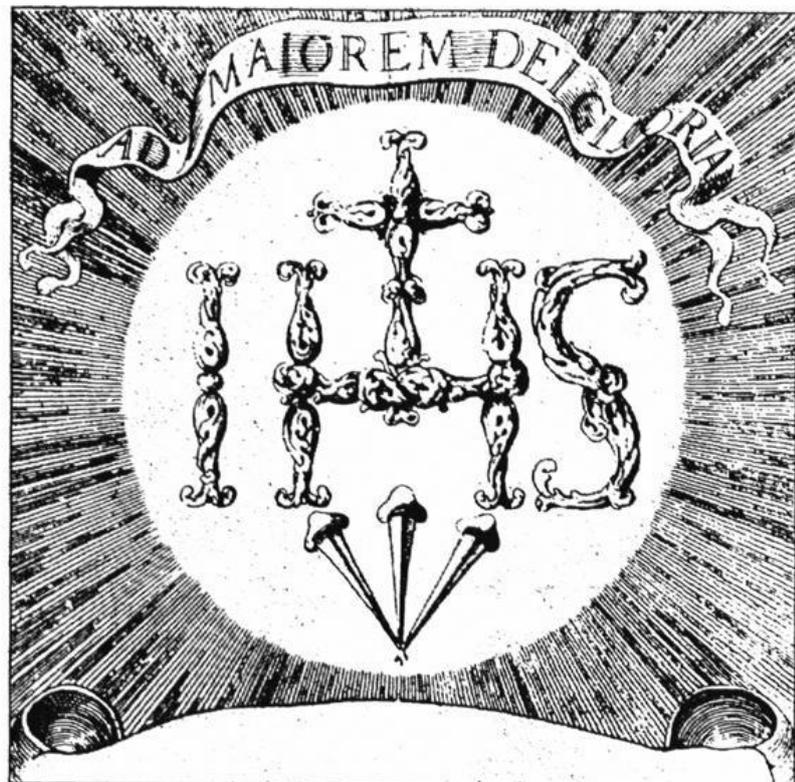
Deuten diese graphischen Vergleichsstücke eher in das 18. Jahrhundert, lassen sich vergleichbare Zierformen aber an Altären und Kaminplatten der 1650/60er Jahre nachweisen.² Angesichts der relativ schlichten Ausführung ist eine solche Datierung aber nur mit großer Vorsicht zu wagen.

Ikongraphisch ist der Fall ebenso schwierig; das jesuitische IHS-Monogramm hat in der Regel unter dem Balken die drei Kreuzesnägel, oft in einem Herz.³ Hier ist aber das Herz erst nachträglich

Abbildung 2



Abbildung 3

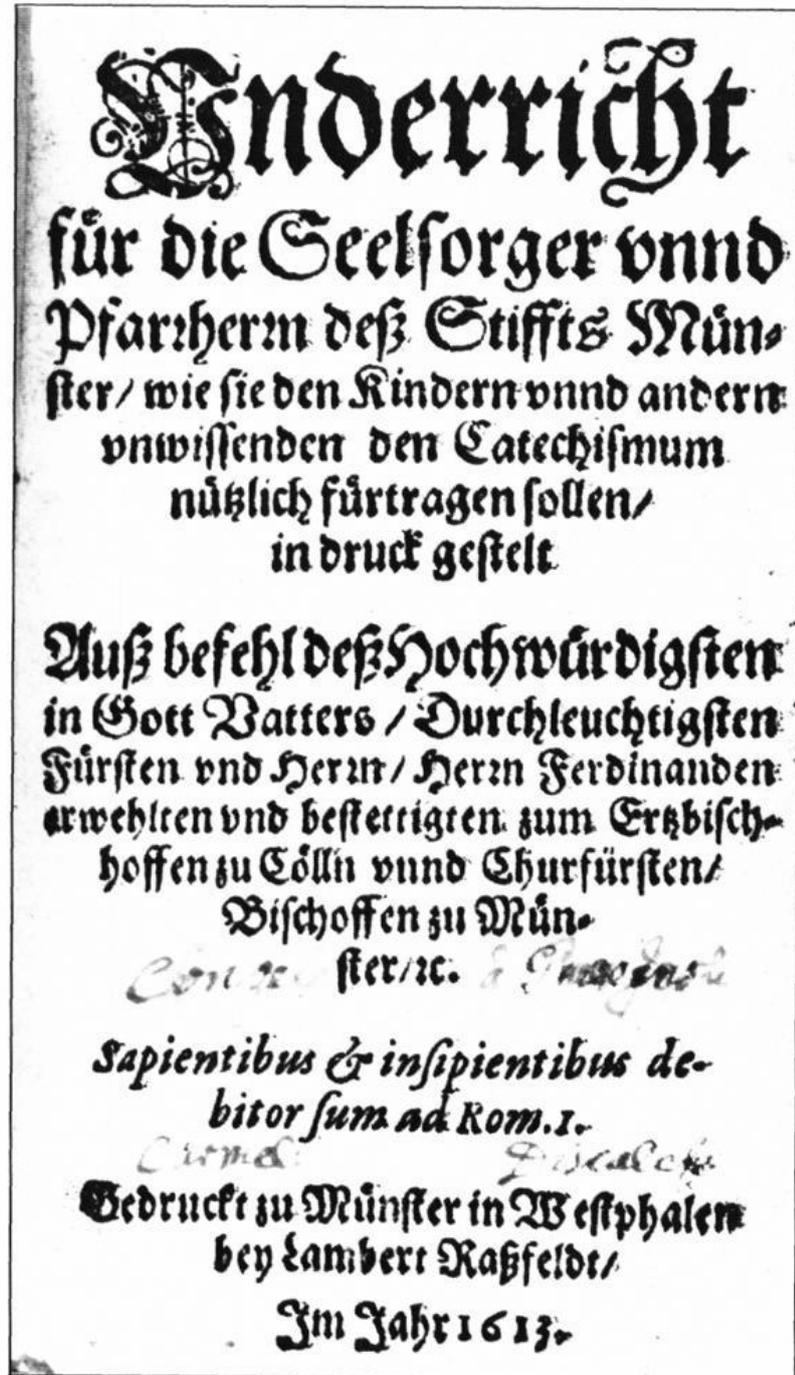


eingraviert! Ein direkter jesuitischer Einfluß bei der Entstehung ist daher eher unwahrscheinlich.

Schließlich stellt sich die Frage, aus welchem Zusammenhang das Relief kommt. Die Möglichkeiten sind nicht unbegrenzt: U.U. könnte es von einem Altar oder einem anderen Ausstattungsstück einer Kirche stammen - aber dagegen spricht eigentlich die „nicht-klerikale“ Form des Monogramms. Dr. Reinhard Karrenbrock schlug im Gespräch vor, vielleicht an die Rückseite eines Bildstockes zu denken. Oft finden sich solche Zierplatten auch an Häusern. In der Stadt Münster war seit dem späten 15. Jahrhundert bis in das 17. Jahrhundert hinein an fast jedem Neubau ein solches Relief in die Fassade eingemauert worden. Allerdings trug das Monogramm andere, gotische Schriftzüge und befand sich meist im Zentrum eines Strahlenkranzes. Beispiele, die das Monogramm mit lateinischen Buchstaben, ohne Strahlen, Herz und Nägel zeigen, datieren aus den Jahren um 1603-1605.⁴

Welcher Bau in Bethen könnte das Relief getragen haben? An erster Stelle wäre an das Armenhaus zu denken, das der Droste Johann Otmar von Grothaus († 1690) stiftete und das 1948 abgebrochen wurde - ein Anlaß für die „Sicherstellung“ des Steines? Vielleicht gibt es ja noch Augenzeugen, die das Relief und seinen früheren Standort wiedererkennen. Die heutige, 1668/69 erbaute Gnadenkapelle scheidet eigentlich aus, weil dort kein Buntsandstein verarbeitet ist; ihr Vorgängerbau, dessen Fundamente im vorigen Jahr bei Erdarbeiten zutage traten,⁵ war spätestens im Dreißigjährigen Krieg ruinös und bedurfte anderer Instandsetzungen als der Ausschmückung mit einem Zierstein. Eine erste Reparatur nach dem großen Krieg soll schon 1652 vorgenommen worden sein.

Eine Würdigung der historischen Fakten schließt eine frühe Entstehung zur Zeit der Rekatholisierung um 1613-1633 aus, und dies nicht nur wegen der Unvollständigkeit des Monogramms in jesuitischem Sinn. Denn in dieser Zeit hatten die - fast alle jesuitisch geprägten - Seelsorger ganz andere Sorgen als die Wiederbelebung der Bethener Wallfahrt, die im Spätmittelalter in hoher Blüte gestanden hatte.⁶ Die Akten der bischöflichen Regierung,⁷ die Visitationsprotokolle der Generalvikare 1613-1631⁸ sowie die - bisher erstaunlicherweise für die Rekatholisierung des Niederstiftes kaum je konsultierten Jahresberichte der münsterischen Jesuitenniederlassung,⁹ die in Meppen und Vechta Missionen unterhielt - geben auch nur die geringste Auskunft über Bethen.¹⁰ Die Probleme ergaben sich aus der Unwissenheit, was katholisch



war, aus der Unwilligkeit, lateinische Messen zu hören und die Sakramente nach den tridentischen Vorschriften zu empfangen. Daß die Heiligen- und Bilderverehrung zwar durchaus betont wurde, aber nicht im Zentrum katholischer Verkündigung stand, erhellen die damals von den Jesuiten veröffentlichten katechetischen und erbaulichen Schriften.¹¹ Während Matthäus Tympius S.J. in seinem 1609 veröffentlichten Buch über die Zeremonien

deren didaktischen Wert herausstellt, sind ihm in seinem „Processions-Predigen“ (1632) an Prozessionen und Wallfahrten ihre öffentliche und ordnende Funktion wichtig: als Demonstrationen des Glaubens ebenso wie ihre erzieherische Wirkung auf die Untertanen. Einzelgänge waren als „unordentlich“ verdächtig. Andererseits werden in dem 1613 für die Rekatholisierung des Niederstiftes von Lambert Raesfeld in Münster gedruckten Buch „Underricht für die Seelsorger unnd Pfarrherrn deß Stiftts Münster/wie sie den Kindern unnd andern unwissenden den Catechismus fürtragen sollen“ (s. Abb. 4) Wallfahrten und Prozessionen nicht erwähnt. Die Prediger und Katecheten sollten ihren Zuhörern u.a. die Marien- und Bilderverehrung sowie den häufigen Besuch in Kirchen und Kapellen zum stillen Gebet besonders empfehlen, sowie „daß man zu der gebenedeiten Mutter Gottes Lieb, Ehrerbietung un(d) groß Vertrauwen trag... Daß man täglich etwas zu ihrer Ehren und Gedächtnuß bette oder thue... Item daß man sich in ein Bruderschaft der Mutter Gottes schreiben lasse... Ein andächtig Bildt im Hauß haben und darvor oft sein Gebett thun.“¹²

In Cloppenburg begann die Gegenreformation schon zum November 1613 durch die Auswechslung des Pfarrers. Der hartnäckige passive Widerstand ließ den neuen Geistlichen jedoch mehrfach klagen und fast verzweifeln, so daß noch 1621 Zwangsmaßnahmen nötig schienen.¹³ Die Chronik des münsterischen Jesuitenklosters meldete immerhin schon zu 1617 den katholischen Sakramentenempfang durch den Drost Oltmann Schwencke und dessen Schwester.¹⁴ Einen Durchbruch scheint man erst später, Ende der 1620er Jahre erzielt zu haben, indem 1628 eine Marianische Bruderschaft gegründet wurde.¹⁵ Das Protokoll über die Visitation im benachbarten Amt Vechta 1630 zeigt aber z.B., wie oberflächlich erst das neue Bekenntnis wirkte: das Sakrament der Letzten Ölung war praktisch unbekannt, Prozessionen waren die Ausnahme.¹⁶

Erst nach dem Dreißigjährigen Krieg, in der zweiten Generation nach der Gegenreformation, machte die katholische Erneuerung raschere Fortschritte, ein Verdienst des Fürstbischofs Christoph Bernhard. Er förderte Prozessionen und Wallfahrten, um den Glauben zu vertiefen: die Vechtaer Himmelfahrtsprozession, gestiftet 1654, ist hier ebenso zu nennen wie die Cloppenburg-Prozession von der Stadtkapelle nach Bethen und zurück.¹⁷ Beide Stationen erhielten 1667/68 Neubauten, wobei der Fürstbischof selbst die Altäre schenkte, während sein Droste den Neubau der

Bethener Kapelle durch Spenden ermöglichte. Die Weihe der beiden Kapellen im August 1668 war die erste Amtshandlung des Fürstbischofs in dem neuen, von Osnabrück erworbenen nördlichen Teil der Diözese Münster, kurz bevor am 19. September 1668 die Abtretungsurkunde von Osnabrück ausgefertigt worden war.¹⁸

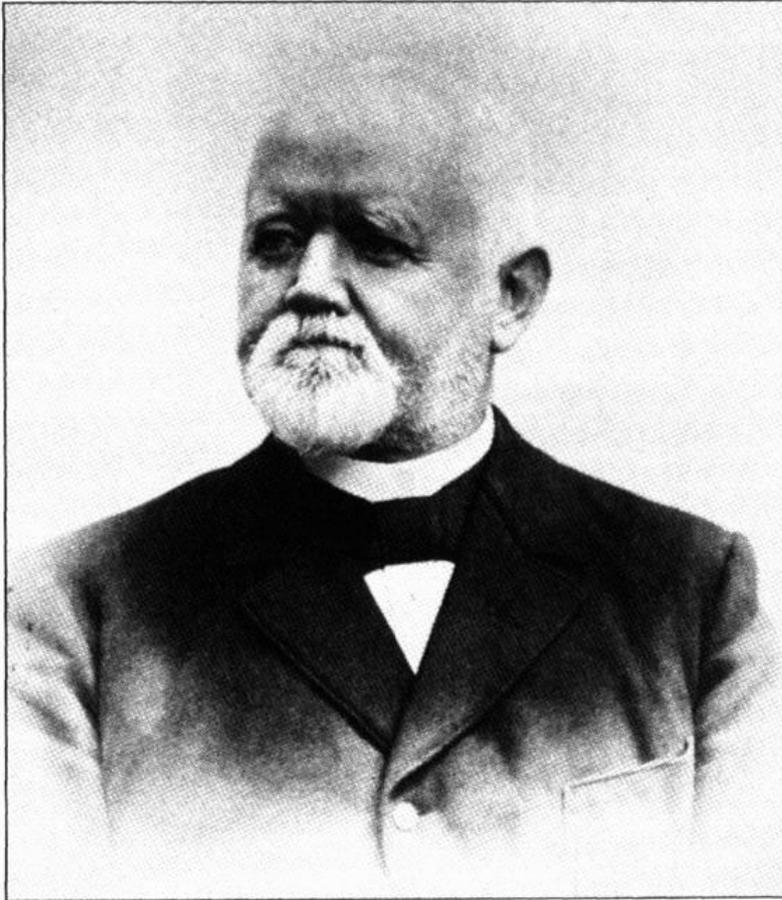
In der Folge belebte sich auch die Wallfahrt wieder - um 1700 stifteten Mitglieder der Drostenfamilien von Velen (Emsland) und Korff-Schmising (Cloppenburg) Votivkronen für eine um 1690/1700 von Wilhelm Heinrich Kocks aus Münster gelieferte hölzerne Figurengruppe der hl. Anna Selbdritt. Ob unser Steinrelief nun aus der Zeit Christoph Bernhards von Galen stammt oder vielleicht erst von einem Bildstock des 18. Jahrhunderts - das tut seiner Bedeutung als Zeuge der katholischen Erneuerung im Oldenburger Münsterland keinen Abbruch.

1. Nach Joachim Wied/Andrea Schwarz/Julius Ostwald S.J.: Die Jesuiten in Bayern, Ausstellungskatalog des Bayr. Hauptstaatsarchivs München 1991, S. 231.
2. Angelika Seifert, Westfälische Altarretabel, Bonn 1983, Nr. 112a (Neuengeseke 1661), 164 (Thüle 3. Viertel 17. Jh.); Wilhelm Elling/Sigrid Winkler-Borck, Ofen- und Kaminplatten, Kat. Hamaland-Museum Vreden 1992, Nr. 4/13, 5/1-3, 6/6, 6/9.
3. Hans Feldbusch, Christusmonogramm, in: Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte Bd. 3 (1954), Sp.707-720, hier S.717-719; Theodor Dombart, Der Name Jesus, in: Die christliche Kunst 11, 1914/15, S. 257-269.
4. Max Geisberg, Die Stadt Münster Bd. 3, Münster 1934, S. 306/07, 311, 324/25, 328, 329, 330, 334; weitere Nachweise Bd. 7 (Register) s.v. Christus.
5. Heinz Strickmann, Wahrscheinlich Fundamente der ersten Kapelle im Wallfahrtsort Bethen gefunden, in: Münsterländische Tageszeitung 12.12.1992.
6. Gustav Rühning, Oldenburger Urkundenbuch Bd. 5, Oldenburg 1930, Nr. 730.
7. StAM, MLA. 2a Nr. 16 Bd. 7-22; danach viele Aktenstücke gedruckt bei Ludwig Keller, Die Gegenreformation in Westfalen und am Niederrhein Bd. 3, Leipzig 1895 = Publicationen aus den Kgl. Preußischen Staatsarchiven 62.
8. BAM; C. L. Niemann, Geschichte der alten Grafschaft und des nachherigen Münster'schen Amte Cloppenburg, Münster 1873, Repr. Leer 1976, S. 92-103; ders., Das Oldenburgische Münsterland in seiner geschichtlichen Entwicklung, Oldenburg/Leipzig 1889/91, Bd. 2 S. 181-197, 210; Werner Schwegmann, Die Visitationen im Niederstift Münster durch die Generalvikare Dr. Johannes Hartmann und Licentiatu theol. Petrus Nikolartius in den Jahren 1613 bis 1631, phil. Diss. (masch.) Münster 1950.
9. Staatsarchiv Münster, Studienfonds Nr. 5812; verarbeitet nur von Bernhard Duhr, Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge Bd. 2, Freiburg 1913, S. 61-62 und danach von Alois Schröer, Die Kirche in Westfalen im Zeichen der Erneuerung (1585-1648), Bd. 2, Münster 1987, S. 283-296.
10. Vgl. neuerdings auch Albrecht Eckhardt, Konfessionswechsel in Wildeshausen vom 16. bis zum frühen 18. Jahrhundert, in: Jahrbuch der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte 90, 1992, S. 43-62; Gerd Steinwascher, Reformation und Gegenreformation im Niederstift Münster, in: Karl-Georg-Kaster/Gerd Steinwascher (Hg.), 450 Jahre Reformation in Osnabrück, Kat. Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück 1993, S. 201-209.
11. Werner Freitag, Volks- und Elitenfrömmigkeit in der Frühen Neuzeit. Marienwallfahrten im Fürstbistum Münster, Paderborn 1991, S. 98-101 über Wallfahrten.

-
12. Unterricht für die Seelsorger... S. 45-47; vgl. Hans Galen (Hg), 500 Jahre Buchdruck in Münster, Kat. Stadtmuseum Münster 1991, Nr. 71; die Anordnung dieses Druckes für den Gebrauch im Niederstift s. BAM, GV Hs. 28 Bl. 7, 157a.
 13. Keller Bd. 3 S. 566, 568, 586; vgl. Karl Willoh, Geschichte der katholischen Pfarreien im Herzogtum Oldenburg, Bd. 4, Köln 1898, S. 224; vgl. Karl Sieverding, Reformation und katholische Erneuerung in Cloppenburg, in: Beiträge zur Geschichte der Stadt Cloppenburg Bd. 1, Cloppenburg 1985, S. 185-197, hier S. 196; Heinrich Hachmöller, Die Rekatholisierung des Oldenburger Münsterlandes (1613-1624) in: Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 1986, S. 77-110, hier S. 95.
 14. StAM, Studienfond 5812, Bl. 109.
 15. BAM, GV Cloppenburg St. Andreas A 9: Bericht des Pfarrers Covers 18.7.1657.
 16. BAM, GV Vechta A 5.
 17. Prozessionsordnung, geschrieben vom Generalvikar Johannes Alpen, in BAM, GV Cloppenburg St. Andreas Nr. 18, Abb. in: Paul Willenborg, Christoph Bernhard von Galen und Cloppenburg, in: Beiträge zur Geschichte der Stadt Cloppenburg Bd. 1, Cloppenburg 1985, S. 198-212, hier S. 205.
 18. Niemann, Cloppenburg, S. 105 (so auch Willoh Bd. 4 S. 253-254, 289); ders., Das Oldenburger Münsterland, Bd. 2 S. 210: 1669, danach die neuere Literatur, s. Heinz Strickmann/Klaus Deux, Geschichte und große Ereignisse des Wallfahrtsortes Bethen, Heimatkundliche Beiträge 2, Cloppenburg 1982 S. 21; Willenborg S. 203: 1669, aber S. 209: 1668; Karrenbrock in: Westfalen in Niedersachsen S. 122.

Die Erinnerungen des oldenburgischen Ministers Günther Jansen an seine Beamtenvertretungen in Lönningen und Damme 1860—1862

Der Minister Günther Jansen (1831—1914) hat eine Anzahl autobiographischer Aufzeichnungen hinterlassen, die er meist nach seiner Pensionierung (1900) verfaßt hatte. Nur einige Stücke sind schon zu seinen Lebzeiten veröffentlicht worden. Andere Beiträge zu seinen Erinnerungen sind erst in den letzten Jahren bekanntgemacht worden, so über seinen Aufenthalt in Eutin 1865¹⁾, über seine Studentenzeit in Göttingen 1850—1853, über seine ersten Beamtenjahre in Oldenburg und Berne 1855—1858²⁾ und über seine Dienstreise nach St. Petersburg 1872³⁾. Die Erinnerungen an seine Beamtenjahre sollten offenbar unter dem Obertitel „Aus dem Oldenburger Beamtenleben“ veröffentlicht werden und bestehen aus drei Teilen: 1. Berne 1856—1858, 2. Lönningen 1860 / 1861 und 3. Damme 1862. Die Ausführungen über Lönningen und Damme hatte Hermann Lübbing bereits 1955 sehr ausführlich ausgewertet unter Übernahme mancher wörtlicher, als solche aber nicht gekennzeichneten Wendungen aus Jansens Manuskript in seinem Aufsatz „Südoldenburgische Verhältnisse um 1850 in protestantischer Sicht“, in dem er zuvor aus dem Buch des Färbermeisters, Verlagsagenten, Buchhändlers und Schriftstellers Friedrich Wilhelm Röbbelen (1801—1885) „Drei Jahre aus meinem Leben“ dessen Reise durch das Oldenburger Münsterland im Jahre 1840 behandelte⁴⁾. Die Ausführungen Jansens über Berne konnte er noch nicht erwähnen, da sie erst später mit dem Archiv der Oldenburgischen literarischen Gesellschaft von 1779 an das Staatsarchiv gelangten⁵⁾, wo sich schon der übrige Teil von Jansens Nachlaß befand⁶⁾. In diesem letzteren Teil liegen die Aufzeichnungen über Lönningen und Damme.



*Günther Jansen
(1831-1914)
Minister in
Oldenburg*

So verdienstlich es war, daß Lübbling 1955 so eingehend den Inhalt der Erinnerungen Jansens an Lönigen und Damme wiedergegeben und durch Anmerkungen erläutert hat, so bedauerlich ist es doch, daß er sie nicht im vollen Wortlaut veröffentlicht hat. Jansen schreibt einen guten, sehr anschaulichen und lebendigen Stil und vermag nicht nur, bestimmte Persönlichkeiten und Ereignisse farbig zu zeichnen und Anekdoten einzustreuen, sondern gibt auch sehr reizvolle Landschaftsschilderungen der Umgebung von Lönigen und Damme. So ist es vertretbar, Jansens Text nun vollständig abzudrucken und unter Verwendung der Anmerkungen Lübblings und anderer, teilweise neuerer Literatur, mit Erläuterungen zu versehen.

Zum Inhalt ist nur kurz folgendes zu bemerken: Jansen hatte nach dem Studium und dem vorläufigen Examen (Tentamen) und dem Hauptexamen (Examen) 1855 als Auditor am Amt Oldenburg und 1856—1858 am Amt Berne gewirkt und wurde 1858 zum Regierungssekretär in Oldenburg ernannt. 1860 wurde er mit der Vertretung des Amtmanns Flor in Lönigen betraut, der als Abgeordneter am Landtag in Oldenburg teilnehmen mußte. 1861

war diese Vertretung beendet. 1862 hatte er dem Amtmann Hofmeister in Damme, der offenbar die Fülle der Amtsgeschäfte nicht allein bewältigen konnte, bei der Aufarbeitung der Aktenrückstände zu helfen. Jansen, der schon als Auditor Erfahrungen im Umgang mit der Landbevölkerung gesammelt hatte, unterzog sich gern diesen Aufgaben und berichtete über manche Einzelheiten hierüber, etwa über Straßen- und Brückenbau und über Steuer-schätzungen. Darüber hinaus erfahren wir etwas über seinen Ver-kehr mit den Amtseingesessenen und über das Verhältnis zur katholischen Kirche, das er als Protestant nicht unkritisch, aber doch im ganzen wohlwollend beleuchtet, und über besondere Vor-kommnisse, so über die Gutsbesitzer von Falkenstein zu Calhorn und von Ascheberg zu Ihorst. Über letztere weiß er eine spannende Entführungsgeschichte zu erzählen, ebenso über das sogenannte „Dammer Kind“, die Tochter eines zur evangelischen Kirche über-getretenen Kolons aus Neuenkirchen, die versteckt gehalten wurde, damit sie in der katholischen Kirche bleiben konnte. Diese aufregenden Ereignisse sind in der Art eines guten Unterhal-tungsromans geschildert, und es ist kein Wunder, daß Jansens Tochter Emilie Lewald (1866—1946) später selbst als Verfasserin von Romanen bekanntgeworden ist. Jansen, dessen Vater als Kam-merpräsident und dessen mütterlicher Großvater Günther Hein-rich Freiherr von Berg als Minister schon hohe Staatsämter bekleidet hatten, machte rasch Karriere, wurde 1866 Ministerial-referent, 1868 Regierungsrat und 1870 Leiter der Hof- und Privat-kanzlei. Von 1876—1900 amtierte er als Minister. Der nachstehende Text seiner Erinnerungen wurde der heutigen Rechtschreibung angeglichen.

Günther Jansen berichtet:
Fragmente und Plaudereien
aus dem Oldenburger Beamtenleben vor fünfzig
Jahren

1. Berne 1856/1858⁷⁾
2. Lönigen 1860 / 1861

Während des mehr als dreijährigen Zeitraums meiner Beschäfti-gung bei den Ämtern Oldenburg und Berne hatte ich die Tätigkeit in der unteren Verwaltungsinstanz, insbesondere den unmittelbaren persönlichen Verkehr mit den Eingesessenen, so lieb gewonnen, daß

ich in meiner neuen Stellung, so anregend und vielseitig dieselbe war, bisweilen eine Art Heimweh danach nicht unterdrücken konnte. So konnte es mir dann nur willkommen sein, wenn sich einmal eine Gelegenheit bot, für einige Zeit wieder einen Wirkungskreis beim Amt angewiesen zu erhalten. Diese Gelegenheit bot sich, als im Winter 1860 in Oldenburg ein Landtag zusammentrat, dem wegen der Bedeutung und Anzahl der Vorlagen eine länger als gewöhnliche Dauer vorausgesagt wurde und während derselben für die Vertretung des zum Abgeordneten gewählten Amtmanns Flor⁸⁾ in Lönningen gesorgt werden mußte. Die Vertretung ward zu meiner Freude mir übertragen und ich reiste in den ersten Tage des Dezember über Ahlhorn und Cloppenburg nach meinem Bestimmungsort ab.

Das Herzogtum Oldenburg, der Hauptbestandteil des Großherzogtums, ist insofern ein eigenartiges Stück Erde, als in ihm bei mäßiger Flächenausdehnung drei ganz verschiedene Bevölkerungsschichten sich begegnen, indem der nördliche Teil von friesischer, der mittlere von niedersächsischer Bevölkerung bewohnt ist und der südliche Teil dem westfälischen Volksstamm angehört. In dem dem Meere abgewonnenen Norden herrschen Fruchtbarkeit und Reichtum, auf dem alten Boden der Mitte mäßige Wohlhabenheit, im Süden hatte, bevor die Ära des künstlichen Düngers und sonstiger durchgreifender landwirtschaftlicher Verbesserungen anbrach, der Bewohner manchmal mit des Lebens Notdurft hart zu kämpfen. Im nördlichen und mittleren Teil ist die Bevölkerung protestantisch, im Norden mit einem starken Stich in die Freigeisterei, im Süden behauptet der Katholizismus strengster Observanz die unbedingte Herrschaft. Auch die Lebensgewohnheiten, die Bauart der Häuser usw. ergeben sich in den verschiedenen Landesteilen auf den ersten Blick als verschieden, und auch eine psychologische Zergliederung der Menschenart dürfte mancherlei typische Verschiedenheiten aufweisen. Da ich den südlichen Landesteil bis dahin auf den Besichtigungsreisen, auf welchen ich den Regierungspräsidenten⁹⁾ hatte begleiten dürfen, nur flüchtig kennen gelernt hatte, war es mir besonders erwünscht, mich einmal gründlich in diese eigenartige Welt untertauchen zu können.

Der Amtmann Flor, welchen vielleicht weniger ein besonders ausgeprägtes politisches Interesse als der verzeihliche Wunsch, einige Monate in Oldenburg angenehm zuzubringen, in den Landtag gelockt hatte, war ein wohlhabender, unverheirateter und behaglicher Lebemann, der mich auf das freundlichste aufnahm und mir für die Dauer meines Aufenthaltes seine Wohnung im Amthause zur

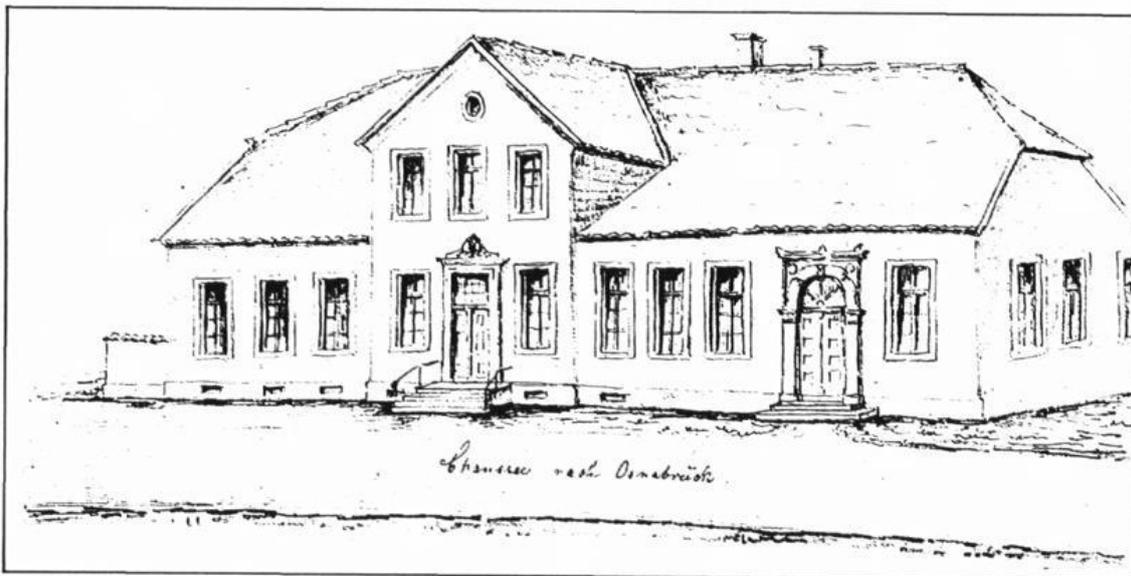


Abb.1: Amtshaus zu Löningen 1857. Zeichnung von Otto Lasius (StAO Best. 201-2, Nr. 222 c, S. 19)

Verfügung stellte, so daß ich im Wirtshause nur für meinen Mittagstisch zu sorgen hatte. Sein Hauswesen unterstand einer bewährten Haushälterin. Auch sein vortreffliches Fuhrwerk nebst geschultem Kutscher überließ mir der Amtmann zu seiner Disposition nicht allein für die vorkommenden Diensttouren, sondern auch für sonstige Ausfahrten, wenn ich einmal andre Luft als Löninger schnappen wollte, wozu sich manchmal erwünschte Gelegenheit in Cloppenburg oder in Quakenbrück bot.

Das Amt Löningen, jetzt der südliche Teil des Amtsbezirks Cloppenburg, war damals noch ein selbständiger Bezirk, welcher aus den vier Gemeinden Löningen, Essen, Lastrup und Lindern bestand. In den Händen des Amtmanns Flor, welcher ein anerkannt tüchtiger Verwaltungsbeamter war, war das Amt auf das Beste aufgehoben, so daß meiner Vertretung keine andere Aufgabe gestellt war, als diejenige, die Geschäfte in normalem Gange zu erhalten. Im Gedächtnis der Bevölkerung lebte noch die Erinnerung an die lange, mehrere Jahrzehnte umfassende Verwaltung des Amtes durch den eigenartigen Amtmann von Schüttdorf¹⁰⁾, der bei äußerlich vornehmer Lebensführung und höfischer Form als Jugendgespieler des Großherzogs Paul Friedrich August¹¹⁾ einer gewissen Berücksichtigung von oben genossen, als Beamter aber seine Aufgabe mehr in unermüdlichem Aktenschreiben als in tatsächlicher Förderung der Interessen seiner Eingesessenen erblickt, auch durch seine seltsame Art zur Bildung zahlreicher Anekdoten Veranlassung gegeben hatte, die mir zum Teil schon vom Regierungstisch in Oldenburg gelegent-

lich bekannt geworden waren. Mit seiner Art, die Geschäfte zu behandeln, war ich bald gezwungen, mich eingehend bekannt zu machen beim Durchhackern von sechs oder sieben dicken Aktenkonvoluten, in welchen es sich mit stets negativem Erfolg um die Herstellung einer Wege- und Brückenverbindung über das breite Hasetal hinüber zwischen dem Orte Lönigen und den sogenannten überhäsigen Teilen der Gemeinde, eine Lebensfrage der dortigen Gegend, handelte. Dem folgte ein von der Hand des tatkräftigen Nachfolgers gezeichnetes, ganz dünnes achtes Konvolut. In diesem stak die fertige Brücke.

Der „tatkräftige Nachfolger“, Amtmann Dr. Klävemann¹²⁾, später Stadtdirektor in Varel, dessen Spuren ich auch sonst in den Akten und außerhalb derselben zu meiner Freude manchmal begegnete, war der unmittelbare Vorgänger des Amtmanns Flor und hatte das Amt Lönigen nur vier Jahre lang verwaltet, weil er früher übernommene Verpflichtungen einer städtischen Gemeinde gegenüber nachkommen mußte. Da er im Ruf eines ausgezeichneten Beamten stand, war er von der Familie gebeten worden, meinen Freund Peter von Buschmann (in späteren Zeiten Amtmann in Ovelgönne, Elsfleth und Varel), welcher sich zur Hauptprüfung vorzubereiten hatte und für einige Zeit von seinen guten Freunden in Oldenburg getrennt werden sollte, auf einige Monate an das Amt Lönigen zu übernehmen und dort unter seiner Anleitung zu beschäftigen¹³⁾. Mein Freund sprach gern von dieser Löninger Zeit und war voll von Verehrung und Bewunderung für seinen vorzüglichen Lehrmeister, an dem er nur eine Schwäche, die er uns gelegentlich verriet, entdeckt hatte, nämlich eine fast krankhafte Ängstlichkeit, welche ihn, den eingefleischten Junggesellen, ergriff, wenn er den Willen eines weiblichen Wesens fest auf sich gerichtet fühlte. Dies, eine Schwäche, die die Geschichtsschreiber in ähnlicher Weise ja auch dem sonst zu jeder kräftigen Tat aufgelegten Herzog von Alba¹⁴⁾ nachsagen, kam ans Licht, als er eines Tages von einer als heiratsfähig und energisch bekannten Löninger Dame einen Brief erhalten hatte, in welchem diese ihm für eine bestimmte Nachmittagsstunde ihren Besuch anmeldete, um eine verwickelte amerikanische Erbschaftsangelegenheit in Ruhe mit ihm besprechen zu können. Mit diesem Brief in der Hand erschien der Amtmann alsbald bei meinem Freunde, erklärte ihm, daß er ihn jetzt um einen Dienst bitten müsse, für den er ihm sein Leben lang dankbar sein werde, und bat ihn, von seinem Fenster aus den Eintritt der Dame in das Haus zu überwachen und dann sofort mit Geschäftsmiene und einer Akte in der Hand in das Zimmer des

Amtmanns zu treten und aus demselben nicht eher zu weichen, als bis die Dame fort sei. So geschah es denn auch und mein Freund wird dadurch schwerlich in der Gunst der Dame gestiegen sein. Die Verwaltung des Amtes Löningen aber ging ihren Gang ohne weiblichen Zügel weiter.

In Löningen war es mir zum ersten Male in meinem dienstlichen Leben vergönnt, eine vollständig selbständige amtliche Tätigkeit zu entwickeln. So ist es begreiflich, daß ich mich dort vom ersten Augenblick an heimisch fühlte. Die schönen, heiteren Frosttage des Dezember konnte ich noch benutzen, mich auf Fußwanderungen längs der Landstraßen im Amtsbezirk örtlich zu orientieren, und bald ergänzte sich diese Orientierung durch Fahrten nach allen Richtungen, zu welchen unmittelbare geschäftliche Anstöße die Veranlassung gaben.

Für die Ausfüllung der langen Winterabende hatte ich mich aus der Oldenburger Bibliothek mit reichlichem Stoff für Lektüre versehen. Auch enthielt die zu meiner Verfügung stehende Bibliothek des Amtmanns manches mir Schätzenswerte. Doch stellte sich bald heraus, daß es für die Abendstunden in Löningen auch an menschlicher Ansprache nicht fehlte, die mir um so willkommener war, als der Tag meistens mit der Berufsarbeit hinging. In dem guten Wirtshause, zu welchem ich durch den Garten des Amtshauses gelangen konnte, hatte ich mittags meinen Tisch und erfreute mich dabei der Unterhaltung der trefflichen Wirtin, Frau Brust, einer gebildeten, einer der alten Richterfamilien des Landes angehörigen Frau, auf deren mir gelegentlich ganz willkommenen Mitteilungen über Land und Leute vollkommener Zuverlaß war. Allmählich fand ich auch abends den Weg dorthin und die Gesellschaft, welche ich dort traf, mir zusagend. Der Kreis war klein, erweiterte sich etwas an den Sonntagen, und bestand aus den an kleinen Orten mehr oder weniger gegebenen Elementen. Manchmal saß ich freilich eine Zeitlang allein oder in Unterhaltung mit der Wirtin und ihren jungen Söhnen, von welchen der eine jetzt Geistlicher und Landdechant in Cloppenburg¹⁵⁾, der jüngere, Kaufmann, nun angesehener Gemeindevorsteher im jeverländischen Amte Rüstringen ist¹⁶⁾. Regelmäßiger Gast war in später Abendstunde der Apotheker König¹⁷⁾, ein wissenschaftlich gebildeter Mann, mit dem man sich über mannigfache Dinge unterhalten konnte. Von der übrigen kleinen Tafelrunde war mir besonders zusagend ein Rentier Haring, ein langer, hagerer Mann mit rötlichem Haupt- und Barthaar und stark ausgebildeter Nase, der in seiner Jugend Kaufmann in Amsterdam gewesen war, da-

durch etwas weiteren Weltblick hatte und in einem eigenen Häuschen mit einer Haushälterin ein bescheidenes, behagliches Dasein führte und von dort aus einen kleinen Landwirtschafts- und Mühlenbetrieb überwachte. Aus langjähriger Kenntnis gründlich unterrichtet über Menschen und Verhältnisse im Amte Löningen, unbedingt diskret und zuverlässig in Allem, was er sagte, war er eine schätzbare Beziehung für einen Beamten, der bestrebt war, seine Kenntnis der ihn umgebenden Zustände nicht ausschließlich aus den Akten zu schöpfen. Dabei war er als alter Junggeselle ein Sonderling vom Kopf bis zum Fuß, der z. B. sein Leben niemals einem mit Pferden bespannten Gefährt anzuvertrauen und aus Furcht vor verborgenen Ansteckungsstoffen eine Türklinke nicht anders als mit einem Rockzipfel oder einem Taschentuch anzufassen wagte. Eines Tages ward er in Oldenburg für das nicht lange vorher eingeführte Schwurgericht als Geschworener ausgelost und schalt heftig auf eine Gesetzgebung, welche das friedliche Dasein des ruhigen Bürgers wenig achte. Als er dann zurückkam, hatte man, wenn er am abendlichen Tisch von seinen Erlebnissen erzählte, doch den Eindruck, daß er trotz allen Lebensgefahren und Ansteckungsmöglichkeiten schließlich doch diese Episode in seinem Leben ungern entbehren werde. Als einige Jahre später eine Telegraphenverbindung zwischen Oldenburg und Löningen hergestellt wurde, schlug ich einem Bekannten, Adolf Mutzenbecher¹⁸⁾, der ebenfalls Löninger Beziehungen hatte, vor, das erste Telegramm auf der neuen Linie beglückwünschend an Haring zu richten, stand aber von meiner Anregung ab, nachdem ich nicht mit Unrecht darauf aufmerksam gemacht worden war, daß der Schrecken über den unvermuteten Empfang dieser Ansprache aus der modernen Welt den weltfremden Empfänger möglicherweise in seiner Gesundheit schädigen könne.

Die in Löningen zahlreich vertretene katholische Geistlichkeit verkehrte nicht im Wirtshaus, nur vereinzelt verschlug ein Kaplan vom Lande an unseren Tisch. Früher, hieß es, sei das nicht so gewesen. Seit den Jesuitenmissionen in den Fünfziger Jahren sei darin eine Änderung eingetreten. Dafür stand ich mit der katholischen Geistlichkeit des Amtsbezirks in fortlaufenden geschäftlichen Beziehungen und habe mich über die Behandlung der Geschäfte wie über das Verhalten der geistlichen Herren im persönlichen Verkehr niemals zu beklagen gehabt, vielmehr, namentlich mit den älteren Herren, bei welchen ich auch bei meinen Fahrten durch den Amtsbezirk manchmal Einkehr zu halten hatte und immer gastlich aufgenommen wurde, stets in gutem und freundli-

chem Vernehmen gestanden. In Oldenburg bestand damals und besteht noch jetzt die im heutigen Deutschland wohl einzig dastehende Einrichtung, daß in den katholischen Kirchengemeinden der protestantische Beamte neben dem Geistlichen und dem Kirchenprovisor dem Kirchenvorstand angehört und dessen Vorsitzender ist, eine Einrichtung, die auch in den erregtesten Zeiten des Kulturkampfes niemals angefochten und anscheinend der katholischen Bevölkerung genehm ist, weil diese in dem protestantischen Beamten ein Gegengewicht gegen den allzu überwiegenden Einfluß der Geistlichen erblickt, aber auch der Geistlichkeit nicht unlieb, weil der Beamte dem Pfarrer manche Arbeiten abnimmt, welche diesem weniger liegen. Mit den Schulverhältnissen liegt es ähnlich. Auch mit den in Vechta ansässigen katholischen Oberbehörden, dem Bischöflichen Offizialat und dem katholischen Oberschulkollegium, war der Geschäftsverkehr leicht und bequem und ich habe niemals auch nur die geringste Differenz mit denselben gehabt. Freilich habe ich jede Sache nur sachlich zu behandeln gesucht und einen abweichenden konfessionellen Standpunkt niemals hervortreten lassen.

Im Übrigen konnte mir ein wesentlicher Unterschied nicht verborgen bleiben, welcher darin besteht, daß, während in den nördlichen Landesteilen die Hauptstadt Oldenburg den natürlichen Mittelpunkt aller Beziehungen bildet, im Amte Lönningen wie im Münsterlande überhaupt das Interesse der Bevölkerung viel mehr nach Münster, dem Sitze des Bischofs, der ja in früheren Zeiten auch der Landesherr gewesen war, gravitierte, während man von Oldenburg kaum etwas wußte. Auch oldenburgischen Zeitungsblättern begegnete man außerhalb der Amtsstube nirgends, während westfälische Zeitungen, namentlich klerikaler Färbung, überall gelesen wurden. Nach Münster wiesen auch die verwandtschaftlichen Beziehungen. Dorthin ward die weibliche Jugend in Pension, die männliche Jugend auf das Priesterseminar, hie und da auch auf das Gymnasium geschickt und knüpfte dort ihre Bekanntschaften und Verbindungen. Daraus ergab sich für den aus dem nördlichen Herzogtum in das Münsterland kommenden Beamten die Folge, daß er sich wie in einer fremden Welt befand und das Gefühl, ein Outsider zu sein, nicht los werden konnte. Wohlthuend berührte es deshalb, wenn z. B. einzelne versprengte protestantische Grundbesitzer, deren es in den südlichen, an das protestantische Artland angrenzenden Teilen der Gemeinden Lönningen und Essen gab, auf dem Amte sich einfanden, um die kirchliche Gemeinschaft zu bezeugen. Als Landsmann und

Schulkamerad meines Vaters meldete sich auch ein in Lönigen wohnen gebliebener früherer Amtsbote Jaritz¹⁹⁾ aus Jever bei mir und zeigte mir als Kuriosum die Helenen-Medaille vor, welche ihm auf seine Meldung als altem Soldaten des französischen Kaiserreiches von Kaiser Napoleon III. verliehen worden war. Bei Vorzeigung dieser Medaille sollte, wie behauptet wurde, der Inhaber leichtgläubigen Löniger Bekannten unglaubliche Dinge über die Intimität seiner Beziehungen zu dem großen Kaiser Napoleon erzählt haben. Am Morgen vor der Schlacht bei Bautzen²⁰⁾ sei der Kaiser die Front entlang geritten, habe sein Pferd bei ihm angehalten, ihm auf die Schulter geklopft und gesagt: „Jaritz, min Jung, hüde gift et 'nen harten Dag!“ Ein anderes Mal habe er abends vor dem Schlosse Malmaison²¹⁾ Posten gestanden, während der Kaiser und die Kaiserin Josephine²²⁾ oben im offenen Fenster gelegen hätten. Da sei in der Nähe Lärm und Gekreisch von Mädchenstimmen entstanden, so daß die Kaiserin sich beunruhigt umgesehen hätte. Doch habe sie der Kaiser beruhigt mit den Worten: „Das hat nichts zu bedeuten, das ist nur der Jaritz, der treibt da sein Wesen mit den Frauenzimmern“.

Wie ein Luftzug aus der Heimat berührte von Zeit zu Zeit die Anwesenheit namentlich technischer Beamten aus Oldenburg, die meinem einsamen Mittagstisch eine angenehme Abwechslung zuführten. Eine periodisch auftretende Erscheinung war auch der Oberförster Frerichs²³⁾ aus Cloppenburg, ein im Oldenburger Lande, namentlich aber im Münsterlande allbekannter Witzbold und vorzüglicher Erzähler, dessen von Mund zu Munde gehenden Geschichten, wenn gesammelt und gesichtet, gewiß einen stattlichen Band abgeben würden. Ob dem Erzähler auf dem Gebiete der Forstverwaltung dieselbe Autorität zukam wie auf demjenigen des Humors und der Satire, wage ich nicht zu beurteilen. Jedenfalls war er ein ausgezeichneter Gesellschafter, zumal wenn man nicht allzuoft seinem Zuhörerkreise anzugehören brauchte. Um die Tischzeit erschien auch bisweilen der mir aus meiner Oldenburger Kinderzeit erinnerliche frühere Hauptmann von Falkenstein²⁴⁾, in seinem Äußeren der Typus eines alten Feudalritters und Besitzer eines in der Gemeinde Essen belegenen früher von Dinklageschen Gutes, welches er seit Jahren aus finanziellem und wirtschaftlichem Niedergange vergeblich, weil vielleicht nicht mit den rechten Mitteln, herauszuarbeiten bestrebt war. Als ich ihm bei einer Anwesenheit in der Gemeinde Essen meinen Gegenbesuch auf seiner halbverfallenen Burg abstattete, traf ich dort auch meinen Schulkameraden Sigismund von Falkenstein²⁵⁾, sei-

nen trefflichen ältesten Sohn, welcher noch vor kurzem als päpstlicher Offizier unter dem Oberbefehl des Generals Lamoricière bei Ancona gekämpft hatte für eine ebenso aussichtslose Sache wie die „Sanierung“ des Familiengutes im Amte Löningen. Zu jener Zeit bewegte die Zukunft des bedrängten Papstes²⁶⁾ die Gemüter der katholischen Bevölkerung. Im Münsterland ging das Gerede um, daß ihm ein Asyl in Köln angeboten werden solle. Einigen Löninger Bauern, welche ihn auf diese Frage angesprochen, sollte der Oberförster Frerichs geantwortet haben: „Weet jie denn nich, wohen de Pabst kummt? He kummt bi 'n Baron von Falkenstein zu Calhorn.“ Im Übrigen war von einem geselligen Verkehr auf adeligen Gütern, wie er sonst in Westfalen und dem Münsterlande eine Rolle zu spielen pflegt, von Löningen aus nicht die Rede. Die adeligen Güter Duderstadt und Huckelrieden waren längst in bäuerliche Hände übergegangen. Das Gut Lage in der Gemeinde Essen bewohnte die Herrschaft²⁷⁾ nicht. Auch die Güter Großarkenstedt und Vehr waren nicht von den Eigentümern²⁸⁾ bewohnt.

Noch im Laufe des Winters bot mir die Einschätzung zur Einkommensteuer, welche, weil erst vor kurzem eingeführt, viel Zeit in Anspruch nahm, noch Gelegenheit, die verschiedenen Gemeinden des Amtsbezirks näher kennen zu lernen. Ich hatte die Weihnachtszeit in Oldenburg zugebracht und mußte am Neujahrstage nach Löningen zurückreisen, weil ich auf den 2. Januar den Schätzungstermin in der Gemeinde Lindern angesetzt hatte. Inzwischen war starker Schneefall eingetreten und hatte die Verkehrsverbindungen unsicher gemacht, so daß ich unterwegs mit erheblichen Verzögerungen zu rechnen hatte und die letzte Strecke vor Löningen sogar zu Fuß zurücklegen mußte, weil der Postwagen im Schnee festgefahren war. Am anderen Morgen war guter Rat teuer. An ein Durchkommen war nicht zu denken, andernteils wollte ich unter keinen Umständen den Termin verpassen und machte deshalb einen ortskundigen Mann ausfindig, der mit meiner Aktentasche unter dem Arm mir über die festgefrorenen Schneeflächen voranschritt und mich nach einem anstrengenden Marsch von mehreren Stunden glücklich ans Ziel brachte, wo ich im Wirtshause die Schätzungsmänner, mich kaum mehr erwartend, um das Herdfeuer versammelt fand. In dem bescheidenen Wirtshause hatte ich mich nun für das Schätzungsgeschäft auf einige Tage einzurichten. Für die Abendstunden war ich stets im Pfarrhaus ein sichtlich willkommener Gast und rasch verging mir die Zeit im Gespräch mit dem trefflichen Pastor Vossing²⁹⁾, der

noch ein katholischer Geistlicher der alten Schule war, gern ein gutes Glas Wein trank und ein kräftiges Scherzwort in der Unterhaltung nicht scheute. Wenn er sagte, er habe in seinem Hauswesen alles „in der Trinität“, nämlich drei Haushälterinnen (er hatte zwei kränkliche und bedürftige Schwestern seiner Haushälterin aus Gutmütigkeit zu sich ins Haus genommen), drei Kühe, drei Hunde usw., so war das ein Witz, welchen freilich der Bischof nicht hätte hören dürfen. Auch in den Geschichten des Oberförsters Freichs spielte der Pastor Vossing, welcher früher lange Kaplan in Cloppenburg gewesen war, gelegentlich eine Rolle. Der Oberförster erzählte, er sei in Cloppenburg einmal in das Geschäftslokal seines Barbiers eingetreten, als dieser eben im Begriff gewesen sei, dem Kaplan Schröpfköpfe zu setzen, wobei er darüber geklagt habe, daß kein Blut kommen wolle. Darauf der Oberförster: „Wissen Sie denn nicht, daß die Kirchenväter in Schweinsleder eingebunden sind?“ Nach Beendigung des Schätzungsgeschäftes kehrte ich am 5. Januar zu Fuß, wie ich gekommen, nach Lönigen zurück. Als ich in mein behaglich durchwärmtes Zimmer eintrat und ein Zeitungsblatt vom Tische nahm, las ich in demselben die Nachricht von dem schon am Neujahrstage erfolgten Tode des Königs Friedrich Wilhelms IV. von Preußen. Vielleicht gehörte ich zu den letzten Deutschen, die von diesem wichtigen politischen Ereignis Kunde erhielten. Während der Einkommensteuerschätzungen in der Gemeinde Essen benutzte ich gern die Gelegenheit zu Besuchen in dem nahegelegenen Quakenbrück, wo man im Roten Hause stets gute Küche und häufig gute Gesellschaft fand.

Der Winter war hart und der Schneefall häufig und anhaltend, die Bewegung im Freien manchmal für längere Zeit erschwert. So war ich den Tag über oft für lange Stunden an das Zimmer und an das Schreibpult gebannt. An Arbeit fehlte es nicht. Auch unterhielt ich mich gern mit den vorsprechenden Leuten über ihre Anliegen und Angelegenheiten. Als eines Tages an die Tür geklopft wurde, wich der eintretende Mann bei meinem Anblick einen Schritt zurück. Er hatte offenbar den ungewöhnlich beleibten Amtmann vorzufinden erwartet und war auf einen Vertreter nicht gefaßt gewesen, der eher das Gegenteil war. Seinem Eindruck gab er Ausdruck in den Worten: „He hat sich aber nicht verbetert“.

Als endlich der Frühling allmählich zum Durchbruch kam und Baum und Strauch zu grünen begannen, zog es mich wieder mehr hinaus in die Umgebung Lönigens, deren bescheidene landschaftliche Reize erst jetzt zur Geltung kamen. Namentlich an den hohen bewachsenen Ufern der vielgekrümmten Hase und im

„überhäsigen Viertel“ gab es hübsche Punkte und Pfade, zu welchen gern wieder zurückgekehrt wurde. Auch die größeren benachbarten Orte auf hannoverschem Gebiet, mit welchem von Lönigen aus wirtschaftliche Beziehungen bestanden, Herzlake und Menslage, zog ich in den Kreis meiner Wanderungen. Für die im Frühjahr sich zusammendrängenden laufenden Geschäfte, insbesondere in Kirchen- und Schulangelegenheiten, wurde ein fester Plan aufgestellt.

Von den höheren Punkten in den Umgebungen Lönigens ward nach Süden, jenseits des großen Moores, der Gesichtskreis begrenzt durch eine vielversprechende Hügelkette, welche durch die letzten Ausläufer der Osnabrücker Berge gebildet ward und das Damenstift Börstel in sich schloß. Das Kloster Börstel war eine Gründung der Oldenburger Grafen und es haben von altersher auch sonst Beziehungen zwischen Oldenburg und Börstel bestanden, wie denn damals auch der Stiftsamtmann Hallerstedt³⁰⁾ von Börstel ein geborener Stadtoldenburger war. So mochte ich denn Lönigen nicht verlassen, ohne in Börstel gewesen zu sein, machte mich in der Frühe eines schönen Sonntags im Mai auf den Weg, wanderte Stunden auf Stunden durch das wilde Moor und erreichte endlich den Fuß der Hügelkette und die von Quellen durchrieselten grünen Buchenbestände, in welchen die Kirche und Schule, das stattliche Wohngebäude der Stiftsdamen und das von wildem Wein umrankte Wohnhaus des Stiftsamtmanns eingebettet lagen. Nach einer beschaulichen Ausruhe in diesen idyllischen, weltfernen Umgebungen wanderte ich durch das Moor nach Lönigen zurück, das ungeschlachte viereckige Dach der turmlosen Löninger Kirche stets als Ziel vor meinen Augen, und erstattete abends meinen Stammtischgenossen Bericht über meine harmlosen Erlebnisse, an denen freundlicher Anteil genommen wurde. Weniger erfreulich war die erste Beziehung, in welche ich in Lönigen zu dem Stift Börstel geraten war. Man hatte mir wiederholt Lieferungen vorzüglicher Krebse angeboten, welche mir nicht nur für meinen Tisch willkommen, sondern auch den Meinigen³¹⁾ in Oldenburg eine beifällig aufgenommene Gabe waren. Diese Lieferungen mußten jäh abgebrochen werden, weil sich herausstellte, daß die Krebse aus den Waldbächen des Klosters Börstel gestohlen waren und man den Dieben auf der Spur war.

In den Oldenburger Zeitungen verfolgte ich allmählich mit größerem Interesse den Gang der Verhandlungen des Landtages, da von deren Dauer diejenige meines Löniger Daseins abhängig war. Bis Ende Juni zogen sich die Verhandlungen hin. Nach dem Schluß des

Landtags konnte ich dem heimkehrenden Amtmann die Verwaltung seines Amtsbezirks in geordnetem Zustande übergeben und kehrte, von allem inzwischen Erlebten, Erlernen und Genossen voll befriedigt, auf meinen Platz im Sitzungszimmer in Oldenburg und zu den damit verbundenen Arbeiten zurück.

3. Damme

Die erste selbständige Reise, welche mir als Sekundaner des Oldenburger Gymnasiums im Herbst 1847 zu machen vergönnt war, führte mich nach Damme, wohin ich von meinem Schulkameraden und Freund Wilhelm Barnstedt (später als Amtsrichter und Geheimer Justizrat in Oldenburg gestorben. Vater war Regierungspräsident in Eutin)³²⁾ eine Einladung in das Haus seiner Eltern, das Amthaus in Damme, für die Michaelisferien erhalten hatte. Die Eindrücke und Erlebnisse der beiden Wochen, welche ich zum Teil in freundlicher Häuslichkeit, zum Teil in, wie mir schien, rauschender Geselligkeit, die hier zum ersten Male dem jungen Schüler ihre Pforten erschloß, im Amthause in Damme zubrachte, prägten sich tief und fest meinem Gedächtnis ein, und als mir fünfzehn Jahre später, nachdem ich längst im Staatsdienst in Amt und Würden war, der Regierungspräsident³³⁾ eröffnete, daß ich ausersehen sei, für einige Zeit an das Amt Damme entsendet zu werden, um dem dortigen Amtmann Hofmeister³⁴⁾ bei der Abarbeitung gewisser Geschäftsrückstände zur Hand zu gehen, ward dies von mir als eine doppelt frohe Botschaft empfunden, da sich mir damit zugleich die Aussicht eröffnete, altbekannte Erinnerungsstätten nach so langer Zeit wieder zu betreten. Am 18. Oktober 1862 fuhr ich mit der Post über Vechta nach Damme, und als sich von den Höhen hinter Steinfeld der Blick auftat auf den Ort Damme und seine anmutigen Umgebungen, war es mir, als sei alles wieder wie vor fünfzehn Jahren. In dem altvertrauten Amthause^{34a)} stellte der Amtmann freundlich das frühere Auditorenzimmer zu meiner Verfügung, von dessen Fenstern man über Garten und Feld hinaus bis in die Gegend des Dümmersees sah und die bezeichnende Berglinie des Stemshorn stets vor Augen hatte. Nach einer Wanderung durch die Straßen des Ortes, bei welcher nach bekannten Gesichtern ausgeschaut wurde, richtete ich mich im Auditorenzimmer häuslich ein und konnte auf Grund des mir überwiesenen Aktenmaterials meinen Arbeitsplan für die nächsten Wochen unschwer feststellen. Mit der häuslichen Aktenarbeit konnte ich dabei Geschäfte abwechseln lassen, welche mich ins Freie hinausführten, wo die Umgebungen von Damme noch in der Laubfärbung der

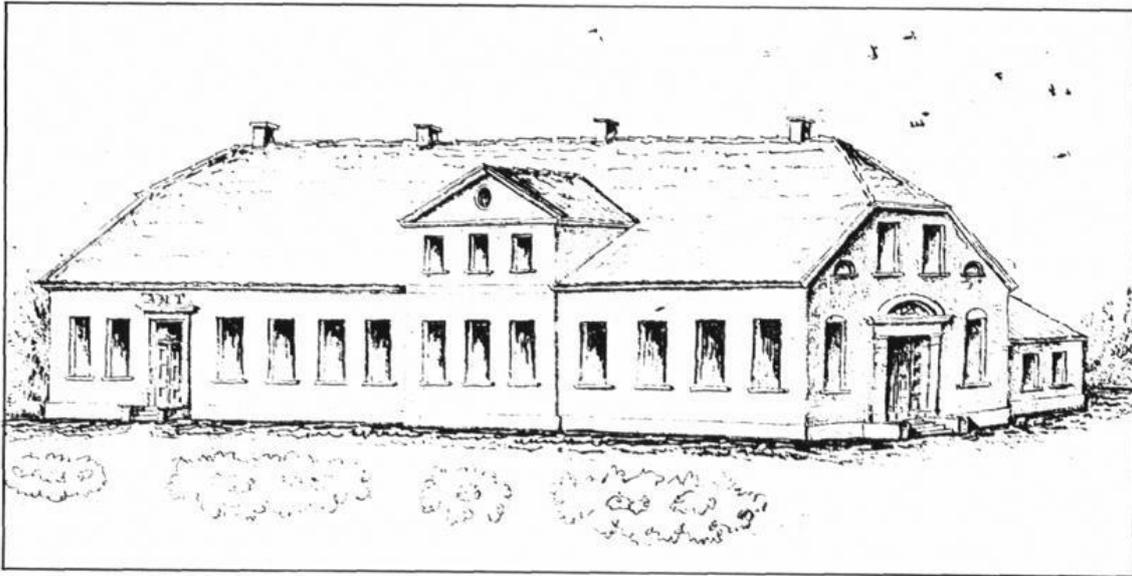


Abb. 2: Amtshaus in Damme 1857. Zeichnung von Otto Lasius.
(StAO Oldenburg, Best. 201-2, Nr. 222 c, S. 6)

zweiten Oktoberhälfte leuchteten und hie und da auch eine historische Staffage mich anzog.

Die geschichtliche Hypothese, welche den Schauplatz der Herrmannsschlacht vom Teutoburger Walde in die Dammer Berge verlegen will, war damals noch nicht entdeckt, und es brauchte demnach im Dammer Moore noch nicht nach dem Adler der sechzehnten Legion gesucht zu werden, welchen der römische Feldherr in der Schlacht verloren haben sollte. Doch galt eine meiner ersten auswärtigen Amtsverrichtungen dem alten Holzgrafenhof Bokern, jener Villa Bocerna, wo nach urkundlichen Zeugnissen des neunten Jahrhunderts der fromme Zug Rast gehalten hatte, welcher die Gebeine des heiligen Märtyrers Alexander von Rom nach Wildeshausen überführte. Eine Besichtigung von Wasserläufen führte mich bis an den Dümmersee, dessen schilfbewachsene Ufer nicht den malerischen Anblick gewährten wie der See von den Höhen zwischen Osterfeine und Steinfeld aus gesehen. Eine zufällige Veranlassung ließ mich unterwegs, ein anderes Kapitel, die Wohnung einer alten Frau betreten, über deren Sofa das Bildnis eines jungen Mannes, des Sohnes in Amerika, hing, welcher eine ungewöhnliche, höchst prunkvolle Uniform zur Schau trug. Auf meine durch die Besonderheit der Uniform nahegelegte Frage, was denn der Sohn eigentlich in Amerika sei, erhielt ich zur Antwort: „Wat he da eegentlich is, weet ick nich genau, man ick glöve woll so 'ne Art Kurfürst.“³⁵⁾ Mit den Vertretern der Markge-

nossenschaften, aus deren weiten Heideflächen uralte Opfersteine aus vorchristlicher Zeit emporragten, war über streitige Fragen an Ort und Stelle zu verhandeln. Vom Regierungspräsidenten war meiner besonderen Beachtung empfohlen ein schwebendes Chausseebauprojekt, welches die Verbindung des Ortes Damme mit dem Kirchdorf Holdorf bezweckte. Diese Angelegenheit führte mich nach Holdorf, wo es gelang, dieselbe durch Verhandlung mit dem Gemeinderat einigermaßen unter Dach und Fach zu bringen und dadurch der Gegend diese wichtige Landstraßenverbindung zu sichern, und wenn ich in späteren Jahren manchmal die fertige Strecke befuhr, erinnerte ich mich gern des bescheidenen Anteils, welcher mir seiner Zeit an der Verwirklichung des Projekts zugefallen war. An Sonntagen wanderte ich gern in die freie Natur hinaus und freute mich von den Höhen des Stemshorn des Blickes über den Dümmersee und auf das an seinen Ufern gelegene freundliche Lemförde. Die reizenden Pfade, welche an den Wiesengründen der Bexadde entlang führen und denen damals noch kein Verschönerungsverein sich angenommen hatte, waren Ziel meiner täglichen Spaziergänge.

Meinen regelmäßigen Mittagstisch hatte ich nun in einem behaglichen, mir von früher bekannten Wirtshause eingerichtet, in welchem die überlebenden Glieder der alten Wirtsfamilie mich bei meiner Ankunft als alten Bekannten begrüßt hatten. Außer dem umgänglichen und wohlunterrichteten Wirt war mein täglicher Tischgenosse ein junger Accessist Korten³⁶⁾, jung verstorben, welcher beim Amtsgericht Damme beschäftigt war und sich mir als Neffe Windhorsts³⁷⁾ zu erkennen gab, der als angesehener Rechtsanwalt in Osnabrück schon damals eine namhafte Persönlichkeit war, wenn auch seine große politische Laufbahn erst später einsetzte. Auf eine hingeworfene Bemerkung, daß ich im Büchervorrat des Amtes Damme Mösers Osnabrückische Geschichte vermisse, verschaffte mir der Neffe das Werk, das mir auch für meine Information über Land und Leute in diesem früher osnabrückischen Landesteile nützlich war, aus der Bibliothek des Onkels.

Bei den Besuchen, welche ich in mir im Herbst 1847 bekannt gewordenen Familien machte, fand ich überall freundliche Aufnahme, erkannte aber bald, daß inzwischen eine gewaltige Wandlung sich im Dammer Leben vollzogen hatte. Seit den Jesuitenmissionen in den Fünfziger Jahren waren Spiel und Tanz vorbei und hatten einer fast asketischen Stimmung und Lebensführung der Bevölkerung in allen Kreisen derselben Platz gemacht, von der die

frühere frische und fröhliche Art der durch Vergnügungen und Zerstreungen aller Art belebten, manchmal fast an süddeutsches Wesen gemahnenden Geselligkeit, wie ich sie als Schüler in Damme kennen gelernt hatte, zerstoßen war. In den katholischen Kreisen wurde dies unumwunden und hie und da nicht ohne ein gewisses Bedauern zugestanden und trat in Damme vielleicht noch mehr hervor als in anderen münsterländischen Gegenden, weil hier der persönliche Einfluß angesehener katholischer Geistlicher schärfer einwirkte. Auch die Herrengeselligkeit, für welche es sonst an schätzbaren Elementen nicht fehlte, zersplitterte sich, soweit sie überhaupt bestehen geblieben war, und einen dieselbe zusammenfassenden Stammtisch, wie durchweg an anderen Orten von gleicher Größe³⁸⁾, gab es nirgends. So fügte es sich für mich günstig, daß während meiner Anwesenheit ein mir von Oldenburg her bekannter und befreundeter Offizier, Hauptmann Max Morell³⁹⁾, ein geborener Dammer, seine übliche herbstliche Urlaubszeit dort verbrachte und sich in fester Gewohnheit allabendlich in dem Wirtshause einfand, in welchem ich meinen Mittagstisch hatte. Mein Hauptmann war ein angenehmer und behaglicher Gesellschafter, mit dem es viele Berührungspunkte gab, als Eingeborener gründlich vertraut ebenso mit Land und Leuten wie mit der Orts- und Landesgeschichte, und seine Kenntnis davon gern mitteilend, dabei völlig vorurteilslos in konfessionellen Dingen. Der Weinkeller des Wirtes ließ nichts zu wünschen übrig, und wir saßen oft im Gespräch bis spät in die Nacht hinein. Vom Amte Damme war fast sprichwörtlich bekannt, daß es von Zeit zu Zeit der Schauplatz ungewöhnlicher Begebenheiten war, welche die Aufmerksamkeit weiterer Kreise in nicht gerade erwünschter Weise auf sich zogen. Die Aufsehen erregenden Vorgänge auf dem Hause Ihorst, einer in der Gemeinde Holdorf belegenen Besitzung der von Ascheberg'schen Familie, lagen zwar schon eine längere Reihe von Jahren zurück, lebten aber noch in der Erinnerung und der Fantasie der Menschen und wurden in Damme manchmal zum Gegenstande des Gesprächs gemacht. Ein besonderes Interesse wandte ihnen mein Hauptmann zu. Der bischöfliche Geheime Rat Freiherr Matthias von Ascheberg⁴⁰⁾ war in Münster ein angesehener Mann und ein einflußreicher Berater des Bischofs gewesen. Seine Witwe⁴¹⁾ pflegte im Sommer auf dem Familiengut Ihorst, im Winter im Ascheberger Hof in Münster zu leben. Wenn sie dorthin aufbrach, ließ sie meistens ihren älteren Sohn Joseph⁴²⁾ in Ihorst zurück, da derselbe von schwerfälliger Natur und dem Treiben der vornehmen Gesellschaft in Münster

gründlich abhold war. Dies hatte indessen zur Folge, daß der junge Herr in seiner Einsamkeit auf Abwege geriet, sich in die Tochter eines früheren Schiffskapitäns, der in einem benachbarten Dorfe lebte, verliebte⁴³⁾ und der heimkehrenden Mutter erklärte, daß nichts in der Welt ihn zurückhalten werde, das Mädchen zu heiraten. Die Mutter wich entsetzt nach Münster zurück. Da begab es sich, daß in einer mond hellen Nacht ein geschlossener Wagen an der Zugbrücke des Hauses Ihorst vorfuhr, dann, als die arglose Haushälterin die Brücke niederließ, mehrere Vermummte entstiegen, die Frau zu Boden warfen und knebelten, um sie am Schreien zu verhindern, den Freiherrn Joseph von Ascheberg aus seinem Schlafzimmer herunterholten, in den Wagen packten und mit ihm von dannen sausten der nicht fernen Landesgrenze entgegen und über dieselbe hinaus. Sobald es der Haushälterin gelungen war, sich von den Knebeln zu befreien, rief sie die Hilfe des Bauernvogts an, der sofort seine Mannschaft zur Verfolgung der Flüchtigen aufbot, aber mit ebensowenig Erfolg wie der vom Landgericht Cloppenburg alsbald eingeleiteten Untersuchung wegen Menschenraubes beschieden war⁴⁴⁾. Vom Freiherrn Joseph von Ascheberg war und blieb jede Spur verloren. Erst geraume Zeit nachher gelangte an die Regierung in Oldenburg eine namenlose Zuschrift, welche durchblicken ließ, daß der Vermißte im Ascheberger Hof in Münster gefangen gehalten werde, um ihn zum Willen seiner Mutter zu zwingen, eine Angabe, welche bei von Oldenburg aus veranlaßten Nachforschungen der preußischen Polizei sich insoweit bestätigte, als der Gesuchte in der Tat im Ascheberger Hof angetroffen wurde.

Aber inzwischen hatte er sich mit seiner Familie versöhnt, nachdem diese die Heirat mit der Schiffskapitänstochter zugestanden hatte gegen den Verzicht auf die Erbfolge in Ihorst unter Überweisung eines anderen, im Hannöverschen liegenden Familiengutes, Gut Hange⁴⁵⁾ bei Freren, und erklärte der Behörde, alles, was geschehen, sei mit seiner Einwilligung geschehen und er habe sich überdies über nichts und niemanden zu beschweren oder zu beklagen. So wurden die Hergänge in Damme erzählt, ob in jeder Beziehung zu verbürgen, weiß ich nicht. Mein Freund, der Hauptmann, gab sich als mit allen Einzelheiten vertraut und wußte sogar die Verüber des Handstreichs namentlich zu bezeichnen. Die Haushälterin hatte bezeugt, daß sich unter den Eindringlingen ein Stelzfuß befunden habe. Dieser sei der Anführer des verwegenen Unternehmens gewesen, ein in der vornehmen münsterschen Gesellschaft verkehrender belgischer Rittmeister von Galieris, der

später bei einem Sturz mit dem Pferde in den Straßen von Brüssel ums Leben gekommen sei. Es war eine eigentümliche Fügung, daß später auch der jüngere Sohn, der Besitzer von Ihorst, eine bürgerliche Dame heiratete⁴⁶⁾ und darüber mit der blaublütigen Gesellschaft in Münster zerfiel, so daß der Ascheberger Hof verkauft werden mußte. Diesen Herrn hatte ich verschiedentlich in Oldenburg im Casino gesehen, wo er durch münsterländische Bekannte eingeführt war, und begegnete ihm wieder in der Amtsstube zu Damme. Er war der letzte Besitzer von Ihorst aus der freiherrlich Aschebergschen Familie.

Eine andere Aufsehen erregende Begebenheit im Amte Damme hatte sich nicht lange bevor ich dorthin kam, zugetragen, stand noch im Vordergrund des Tagesinteresses und war gewissermaßen noch in der Schwebe. Ein katholischer Colon⁴⁷⁾ in der konfessionell gemischten Gemeinde Neuenkirchen hatte aus übrigens ganz weltlichen Rücksichten seinen Übertritt zur protestantischen Kirche vorbereitet und die Absicht zu erkennen gegeben, auch seine Tochter, welche bei Verwandten in Damme im Hause war und von dort aus die Schule besuchte, zum Protestantismus herüber zu ziehen. Die katholische Familie war über diesen Plan natürlich entsetzt, das Kind kehrte eines Tages nicht aus der Schule zurück und blieb verschwunden. Die nach seinem Verbleib angestellten polizeilichen Nachforschungen blieben ergebnislos, erregten aber die Dammer Bevölkerung dermaßen, daß es zu tumultuarischen Ausschreitungen ernster Art kam, mit den Kirchenglocken Sturm geläutet wurde, die Aufruhrartikel verlesen werden mußten und in Oldenburg ernstlich erwogen ward, ob nicht zur Dämpfung der Unruhen Militär nach Damme geschickt werden müsse. Das „Dammer Kind“, Agnes Huesmann, war in jenen Tagen im Munde Aller im Oldenburger Lande. Katholiken gegenüber die brennende Frage im Gespräch zu berühren, verbot die Vorsicht wie die Rücksicht. Aber ein in Damme angestellter protestantischer Beamter sagte mir einmal, als die Rede auf das „Dammer Kind“ kam, er sei fest überzeugt, daß es in Damme keinen erwachsenen Katholiken gebe, der nicht wisse, wo das Kind sei, und spöttelte über die Bemühungen der Behörden gegenüber dieser geschlossenen Phalanx. Das „Dammer Kind“ tauchte erst wieder auf, nachdem es das vierzehnte Lebensjahr vollendet hatte und nach dem Oldenburgischen Staatsgrundgesetz über die Wahl seiner Konfession selbständig bestimmen konnte. Es war bei einer zuverlässigen Familie in Münster untergebracht worden. Um für die Zwecke der noch anhängigen Untersuchungen die Überführung des

„Dammer Kindes“ nach Oldenburg zu bewirken, erschien eines Tages ein Beamter der Oldenburger Staatsanwaltschaft in Münster, dem eine fertige junge Dame lächelnd mit der Erklärung entgegnetrat, daß sie den Ihrigen und ihren Beschützern in Münster von Herzen dankbar sei für alles, was ihr widerfahren und sich über nichts zu beschweren habe, ganz nach dem Formular des Freiherrn Joseph von Ascheberg. Sie denke nicht daran, ihrem katholischen Glauben untreu zu werden. Der Vertreter der Staatsanwaltschaft war ein junger Beamter, welcher zu den Löwen der Oldenburger Gesellschaft gehörte. Über seine Sendung fehlte es nicht an Witzen, auch nicht an solchen, welche von ihr einen romantischen Ausgang zu erwarten vorgaben. Der Gedanke, das „Dammer Kind“ in der Gefängnisanstalt in Oldenburg unterzubringen, ward alsbald aufgegeben. Das junge Mädchen fand in einer gebildeten katholischen Familie Aufnahme auf dem Fuß eines Logierbesuches und durfte bald und unbehelligt nach Münster zurückkehren. Was aus dem „Dammer Kinde“ schließlich geworden ist und wie man sich mit dem in seinen Rechten gekränkten Vater abgefunden hat, habe ich nicht in Erfahrung gebracht.

Mit dem Amtsrichter Russell⁴⁸⁾ in Damme, der in späteren Jahren als Mitglied der Zentrumsparthei den dritten oldenburgischen Wahlkreis im Reichstage vertrat und dem ich damals auf dem weltgeschichtlichen Boden von Versailles wieder begegnen sollte⁴⁹⁾, wo er mit der Kaiserdeputation erschien, war ich von Oldenburg her bekannt und wurde in seinem Hause freundlich aufgenommen. Als eifriger Jäger veranlaßte er mich auch zur Teilnahme an einer Treibjagd, welche die erste meines Lebens gewesen und die einzige geblieben ist. Leicht hätte mich dieses Vergnügen das Leben kosten können, da beim Besteigen eines Leiterwagens infolge einer Unvorsichtigkeit ein Gewehr los und der Schuß unmittelbar an meinem Kopf vorbeiging. Auf dem an die Treiben sich anschließenden Bankett wurde ich von einem scherzhaften Jagdgericht zu einer Strafe verurteilt, weil ich auf ein nicht jagdbares Tier geschossen haben sollte. Im übrigen war es mir von Interesse, unter den Jagdgenossen eine Anzahl junger Landleute kennen zu lernen, deren Bildungsstand sich von demjenigen der älteren Generation augenscheinlich und vorteilhaft unterschied und denen man neben der besseren Schulbildung auch die Wirkungen des Besuches einer Ackerbauschule und das dadurch begründete ernstere Streben in ihrem landwirtschaftlichen Beruf anmerkte. An einem jungen Colon, Fernerding in Ihorst, welcher für einen der erfolgreichsten Schweinezüchter der Gegend

galt, erkannte man so recht, wie die jüngere Generation auf den Schultern der älteren stand. Denn er war der Sohn jenes münsterländischen Abgeordneten⁵⁰⁾ aus dem Konstituierenden Landtage von 1848, von welchem man in Oldenburg erzählte, daß er nach dem Schlusse des Landtages seine reichlichen Ersparnisse an Diäten auf den Ankauf von Ferkeln verwendet und diese zu Fuß auf der Landstraße nach Hause getrieben habe. Mein Nachbar bei Tisch war der Verwalter des von Ascheberg'schen Gutes Ihorst, ein früherer Volksschullehrer und intelligenter Mann, Ahlrichs, mit dem ich mich gut unterhielt⁵¹⁾. Er wurde später durch Kauf Eigentümer des Hauses Ihorst, kam dort anfangs gut vorwärts, verstrickte sich dann durch allzuweit getriebene Ausdehnung seiner Landerwerbungen in Verlegenheiten, brach finanziell zusammen und ging mit seiner Familie nach Amerika, wo er es wohl nicht bis zum „Kurfürsten“ gebracht haben wird.

Die Aktengebirge, welche sich in dem vormaligen Auditorenzimmer des Amthauses zu Damme vor mir aufgetürmt hatten, schwanden von Woche zu Woche mehr und mehr zusammen, so daß ich allmählich meine dienstliche Aufgabe als ihrem Ende sich zuneigend ansehen und an die Heimkehr denken durfte. In den ersten zwanziger Tagen des November hatte ich reinen Tisch, verabschiedete mich von meinen Dammer Freunden und Bekannten und kehrte nach Oldenburg zurück.

Anmerkungen:

- 1) Harald Schieckel, Erinnerungen Günther Jansens an den Aufenthalt am großherzoglichen Hof in Eutin 1865, in: Oldenburger Jahrb. 89, 1989, S. 75 ff.
- 2) Ders., Familiengeschichtliche und autobiographische Aufzeichnungen des oldenburgischen Ministers Günther Jansen, in: Oldenburgische Familienkunde, Jg. 32, 1990, S. 191 ff.
- 3) Ders., Briefe und Aufzeichnungen des oldenburgischen Vortragenden Rates Günther Jansen über seine Dienstreise nach Petersburg im Mai 1872, in: Geschichte in der Region. Zum 65. Geburtstag von Heinrich Schmidt, Hannover 1993, S. 351 ff.
- 4) Oldenburger Jahrb. 55, Tl. 1, 1955, S. 53 ff.
- 5) Harald Schieckel, Hauch einer kleinen Residenz, in: Oldenburger Jahrb. 88, 1988, S. 33.
- 6) Niedersächs. Staatsarchiv in Oldenburg (künftig StAO) Best. 270-29.
- 7) 1. Berne 1856—1858. Abgedruckt in: Schieckel, Familiengeschichtliche Aufzeichnungen (wie Anm. 2), S. 216 ff.
- 8) Carl Heinrich Flor (1809—1868), in Lönningen seit 1858. Der Sohn eines Veters, Georg Flor (1833—1906), war später ein Ministerkollege von Günther Jansen.
- 9) Theodor Erdmann (1795—1893).
- 10) Eberhard Cornelius Wilhelm von Schuttdorf (auch Schüttdorf) (1783—1870?), in Lönningen seit 1828.
- 11) (1783—1853).
- 12) Johann Conrad Diedrich Klävemann (1814—1889), 1856—1858 mit der Verwaltung des Amtes Lönningen beauftragt, dann Stadtdirektor in Varel. Biographisches Handbuch zur Geschichte des Landes Oldenburg, hrsg. v. Hans Friedl u.a. Oldenburg 1993, S. 371 f. (Hans Friedl).

-
- 13) (1831–1894), zuletzt Amtshauptmann und Geheimer Regierungsrat in Varel, Sohn des russischen Staatsrates Gerhard von Buschmann (1780–1856). Über diesen s. Harald Schieckel, Ein russischer Staatsrat aus Tossens. Gerhard von Buschmann und seine Nachkommen, in: Der Oldenburgische Hauskalender 1992, S. 46 ff. Peter von Buschmann war vom 18. 1. 1857–1. 11. 1858 Accessist in Lönigen. Der Amtmann Klävemann und der Amtsassessor Franz Driver berichteten am 10. 5. 1858 über seine „Qualification nur Rühmliches ... Er genießt bei den Eingesessenen Ansehen und Vertrauen“. Am 6. 6. 1859 urteilt der Stadtdirektor Klävemann in Varel noch einmal positiv über ihn. Die Hauptprüfung legte er am 29. 4. 1862 ab (StAO Best. 155 Nr. 123. Die Akte über das Tentamen ebd.Nr.109).
 - 14) Fernando Alvarez de Toledo, Herzog von Alba (1507–1582), spanischer Feldherr, auch gegen die aufständischen Niederländer eingesetzt.
 - 15) Eduard Brust, Kaplan in Lönigen, seit 1891 Pfarrer in Cloppenburg (K. Willoh, Geschichte der katholischen Pfarreien im Herzogtum Oldenburg, Bd. IV, S. 238).
 - 16) Anton Brust, Kaufmann in der Gemeinde Bant, Mitglied des Gemeinderates seit 1887, Gemeindevorsteher 1905–1910 (Wilhelmshavener Heimatlexikon, hrsg. v. Werner Brune, Bd. 2, 1986, S. 127).
 - 17) Hermann König (geb. 1804), Sohn des Apothekers Joseph König in Cloppenburg, Vater des Apothekers Bernard König (1847–1926) in Lönigen, MdL, Gründer des Heimatmuseums für das Oldenburger Münsterland. (Heinrich Ottenjann, Aus Cloppenburgs vergangenen Tagen. Die Geschichte einer alten Cloppenburg Familie, 1928, S. 4, 20, 53.
 - 18) (1834–1898), seit 1862 Amtsauditor in der Ministerialkanzlei, später Regierungspräsident in Eutin.
 - 19) Friedrich August Jaritz (1791–1864). Über ihn und seine Familie s. Harald Schieckel, Die Beziehungen der Familie Jaritz zum Oldenburger Münsterland, in: Jahrb. f. d. Oldenburg. Münsterland 1993, S. 183 ff
 - 20) 20/21.5. 1813.
 - 21) Bei Paris.
 - 22) Napoleon trennte sich 1809 von ihr. Jaritz könnte also, wenn die Geschichte nicht überhaupt frei erfunden ist, nur um oder vor 1809 bei Paris stationiert gewesen sein.
 - 23) Christian August Heinrich Wilhelm Frerichs (geb. 1797), seit 1837 reitender Förster, seit 1843 Oberförster in Cloppenburg.
 - 24) Maximilian Freiherr von Falkenstein (1797 – um 1883?) auf Calhorn. Er war verheiratet mit Clara Keppel (1803–1832), Tochter des Landgerichtssekretärs Arnold Keppel in Vechta. Maximilian hatte dann ein Verhältnis mit Ferdinande Antonie Maria Königer (geb. Oldenburg 1817), der Tochter des Notars und Pupillenschreibers in Vechta und Amtsschreibers in Lönigen Anton Philipp Gerhard Königer und der Catharina Maria Hempelmann. Aus diesem Verhältnis gingen vier uneheliche Kinder hervor, deren Vormund der Bruder der Ferdinande war, der Agent und Auktionator Conrad Königer in Oldenburg (StAO Best. 144 – 1 Acc. 32/1984 K 242). Ferdinande heiratete in Oldenburg (St. Peter) am 15. 11. 1859 Max Bernhard Laemmel (geb. Erfurt 1829), Hilfsprotokollist in Oldenburg, später Kalkulatorbeamter beim Bahnbau (StAO Best. 262-1 G Einbürgerungsakten; Pfarramt St. Peter, Oldenburg, Kirchenbuch). Ferdinande erwartete bei der Heirat wieder ein Kind. Ob dieses noch von Maximilian von Falkenstein stammte, ist unbekannt. Wahrscheinlich haben die finanziellen Verpflichtungen des Freiherrn den unehelichen Kindern gegenüber seine zerrütteten Finanzen noch zusätzlich belastet, die später zum Verkauf des Gutes Calhorn führten.
 - 25) Sigismund Freiherr von Falkenstein (geb. 1826), in päpstlichen Diensten als Hauptmann vom 28. 7. 1860 – 8. 12. 1860 (Zedelius), Personalchronik der oldenburgischen Officiere ..., Oldenburg 1876, S. 15.
 - 26) Pius IX.
 - 27) Freiherr von Rössing.
 - 28) Freiherr von Elmendorff auf Füchtel.
-

-
- 29) Johann Heinrich Jakob Vossing († 1878), 1856—1878 Pfarrer in Lindern (Willoh, wie Anm. 15, Bd. V, S. 105).
 - 30) Peter Friedrich Ludwig Hallerstedde (geb. Oldenburg 1801), Sohn des herzoglichen Pferdearztes Bernhard Christian Moritz Hallerstedde. Er amtierte in Börstel von 1828—1877 (A. v. Düring, Geschichte des Stiftes Börstel III, in: Mitteil. d. Ver. f. Geschichte und Landeskunde von Osnabrück 20, 1895, S. 77, 86. f., Wolfgang Büsing, Schmiede und Sattler mit dem Namen Hallerstedde, in: Der Oldenburgische Hauskalender 1990, S. 63).
 - 31) Die Eltern und Geschwister von Günther Jansen. Er heiratete erst 1864. Zu seiner Familie s. Schieckel, Familiengeschichtliche Aufzeichnungen (wie Anm. 2), S. 196.
 - 32) Wilhelm Barnstedt (1830—1912), später Oberamtsrichter in Oldenburg. Vater: Anton Barnstedt (1799—1872), Amtmann in Damme 1833—1847, dann Hofrat und Landvogt in Vechta, zuletzt Regierungspräsident in Eutin.
 - 33) Theodor Erdmann (s. Anm. 9).
 - 34a) Eine Abbildung vom heutigen Zustand des 1765 erbauten Amtshauses in Damme s. bei Jürgen Kessel, Mathias Caspar von der Hoya (1731—1777), Anwalt, Richter, Politiker, in: Jahrb. f. d. Old. Münsterland 1993, S. 128.
 - 34) Theodor Hofmeister (geb. 1807), Amtmann in Damme 1860—1863, dann zur Disposition gestellt, weil er vermutlich die Amtsgeschäfte nicht mehr bewältigen konnte, in den Ruhestand versetzt 1866.
 - 35) Vielleicht handelt es sich um Johann Bernard Stallo aus Damme, den Neffen des Gründers von Stallotown, Franz Josef Stallo (1793—1833) aus Damme. Johann Bernard Stallo wanderte 1839 nach Amerika aus, wurde 1849 Anwalt, 1853—1855 Richter und war im Verwaltungsrat der Universität von Cincinnati (Antonius Holtmann, Vom „finstern Winkel Deutschlands“ nach Amerika. Arbeit und Bestände der „Forschungsstelle Niedersächsische Auswanderer in den USA“ der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg, in: Mitteilungsblatt der Oldenburgischen Landschaft Nr. 76, III. Quartal 1992, S. 12, 15). Der Lehrersohn J. B. Stallo (geb. Sierhausen 1823, † Florenz 1900), wurde 1885 amerikanischer Gesandter in Rom (Bernd Beckermann, Johann Bernhard Stallo. Deutsch-Amerikanischer Philosoph, Jurist und Staatsmann, in: Jahrb. f. d. Old. Münsterland 1991, S. 356 ff.).
 - 36) Vielleicht ein Sohn des Friedrich Korten (1797—1838), Amtsauditor in Steinfeld 1824, Vechta 1825, Regierungssekretär 1829, Advocatus piarum causarum und Hofrat 1838, vermählt seit 1839 mit Josephine Engelen, Tochter des Dr. Engelen, Gutsbesitzer in Oedenberge bei Osnabrück. Der Vater war Anton Korten († 1809), Advokat in Dinklage und Vechta (Oldenburgische Blätter 1839, Nr. 39). Über den Accessisten Korten sind keine Prüfungsakten im Staatsarchiv Oldenburg vorhanden.
 - 37) Ludwig Windthorst (1812—1891), Rechtsanwalt in Osnabrück 1836, hannoverscher Justizminister 1851—1853 und 1862—1865, bekannt als Gegner Bismarcks. Über die Verwandtschaft mit Korten konnte nach einer frdl. Mitteilung des Niedersächsischen Staatsarchivs in Osnabrück (Dr. Delbanco) dort nichts ermittelt werden.
 - 38) Vergl. Jansens Beschreibung des Lesekränzchens und des Klubs in Berne (Schieckel, Familiengeschichtliche Aufzeichnungen, wie Anm. 2, S. 219 f.).
 - 39) Geb. 1816 in Damme, 1866 Major, pensioniert 1867, lebt noch 1876 mit dem Charakter eines Oberstleutnants in Damme (Zedelius, wie Anm. 25, S. 48).
 - 40) Richtig: Max Friedrich (1768—1841). Angaben zur Familie der Freiherren von Ascheberg verdanke ich der frdl. Mitteilung des Westfälischen Archivamts in Münster (Dr. Wolfgang Bockhorst).
 - 41) Maria Anna Freiin von Weichs († 1832).
 - 42) Geb. 1802
 - 43) Anna Maria Middendorf.
 - 44) Im Nordrhein-Westfälischen Staatsarchiv Münster befindet sich im Bestand Haus Venne (Dep.) Nr. 124 ein Aktenband, auf den mich Herr Dr. Bockhorst vom Westfälischen Archivamt Münster hingewiesen hat. Über den Inhalt teilte mir
-

das Staatsarchiv Münster (Dr. Wolf) folgendes mit: „Bei dem Aktenband ... handelt es sich um eine Abschrift der an die Großherzogliche Justiz-Canzlei in Oldenburg gerichteten Verteidigungsschrift für Johann Matthias von Ascheberg gegen die Anklage des Menschenraubs. Nach der Darstellung des Inculpanten hatte dieser zusammen mit dem holländischen Kürassiermeister a. D. von Gallieris am 21. Oktober 1835 seinen Bruder zu einer Reise nach Münster veranlaßt. Seiner Aufforderung sei sein Bruder zwar widerwillig, aber ohne Anwendung von Gewalt gefolgt. Zuvor hatte Johann Matthias beim Offizialat in Vechta ein Inhibitorium erwirkt, nachdem die beabsichtigte Eheschließung des Bruders mit Anna Maria Middendorf bereits einmal von der Kanzel proklamiert worden war.“

- 45) Das Gut hatte der jüngere Bruder Matthias (1807—1881) geerbt, der es 1848 seinem Bruder Joseph überließ. Rudolf vom Bruch, *Die Rittersitze des Emslandes*, Münster 1962, S. 149.
- 46) Matthias (s. Anm. 45), verheiratet mit Christine Dierickx.
- 47) Ignaz Huesmann. Zu diesem Vorfall und dem gerichtlichen Vorgehen gegen einen Verwandten seiner Tochter s. Lübbling (wie Anm. 4), S. 61; Georg Reinke, *Wanderungen durch das Oldenburger Münsterland*, H. 4, Vechta 1925, S. 30 ff.
- 48) Anton Russell (1824—1878), Amtsrichter in Damme 1858, Oberappellationsrat 1877. (Enno Russell, *Anton Russell ... — Ein Oldenburgischer Parlamentarier*, in: *Jahrb. f. d. Old. Münsterland* 1991, S. 346 ff.).
- 49) Günther Jansen, *Versailler Erinnerungen aus dem Kriegswinter 1870/1871*, in: *Deutsche Revue*, Jg. 26, 1901, S. 98 ff.
- 50) Christoph Henrich Ferneding (1793—1857) (Albrecht und Birgit Eckhardt, *Petitionen zur Bauernbefreiung aus den Kreisen Vechta und Cloppenburg 1831—1848*, in: *Jahrb. f. d. Old. Münst.* 1981, S. 96 ff.; Albrecht Eckhardt, *Petitionen zur Bauernbefreiung ...*, Tl. II, ebd. 1984, S. 42 ff. Zur Person Fernedings S. 61). Sein Bruder Joseph Ferneding (1802—1872) folgte Franz Josef Stallo nach Amerika und war seit 1844 Generalvikar der Diözese Cincinnati (Holtmann, wie Anm. 35, S. 14).
- 51) Über ihn s. Lübbling (wie Anm. 4), S. 60.

Die „Höhere Töcherschule“ zu Damme

1. Planung und Gründung

Als im Jahre 1871 das Deutsche Reich gegründet worden war, schien der Friede in Europa gesichert zu sein. Doch innerhalb des Reiches, vor allem in Preußen, Baden und Hessen, begann der Kulturkampf, ein Kampf der Staatsführung gegen die katholische Kirche.

Viele Klöster wurden aufgehoben; 1872 erfolgte der Verbot der Jesuiten und anderer Orden. Als der Kölner Dom anno 1880 eingeweiht werden sollte, war der Kölner Erzbischof im Exil, nachdem er vorher lange im Gefängnis im Kölner Klingelpütz eingesessen war. Der Weihbischof mußte seine Ansprache in einer Zensur der Berliner Reichsregierung unterziehen lassen. Einige Orden richteten Internate in Holland ein, so die Franziskaner in Watersleyde oder die Dominikaner in Venlo. Als später aber das im Ausland abgelegte Abitur bei den deutschen Hochschulen nicht mehr anerkannt wurde, erfolgte eine rückläufige Bewegung. Die Dominikaner zum Beispiel verlegten anno 1902 ihr Internat nach Vechta, da im Oldenburger Raum dank der toleranten Einstellung des Großherzogs Nikolaus Friedrich Peter kein Kulturkampf stattfand.

Das alles klingt nach Methoden des 3. Reiches, fand aber unter Bismarck und den damaligen deutschen Kaisern statt. Die Hauptzeit des Kulturkampfes wird von 1872 und 1878 gesehen, er erstreckte sich jedoch über einen längeren Zeitraum.

Auch viele Frauenklöster wurden aufgehoben. Diese Zeit wollte der damalige Dammer Pfarrer Antonius Mertz für Damme nutzen und außerdem den Schwestern ein neues Tätigkeitsfeld geben. Er plante, für die Bildung der jungen Mädchen Schwestern nach Damme zu holen. Dieses Vorhaben wurde von seinem Confrater Antonius Schmitz, geborener Dammer und damaliger Pfarrer zu Visbek, besonders gefördert. Dieser wollte für das Vorhaben sein ganzes Vermögen zur Verfügung stellen, bestand aber darauf, daß zuerst ein Waisenhaus gegründet würde und erst dann eine Schule für Mädchen.

Unter Leitung von Pfarrer Mertz wurde in Damme ein Kuratorium gegründet. Anno 1882 kaufte Pfarrer Schmitz die an der Mühlenstraße gelegenen Immobilien des Kötters Josef Rothert zum Preis von 4.774 Mark 25 Pfennig und schenkte sie dem neugegründeten Kuratorium zum Zwecke der Gründung eines Waisenhauses. Er verankerte in der Schenkungsurkunde, daß die Leitung des Hauses den Schwestern Unserer Lieben Frau übertragen werden sollte. Das Haus sollte nach dem Vornamen der beiden Pfarrer benannt werden: Antoniusstift.

Zunächst glaubte man, das Rothertsche Haus könne nach kleineren Umbauten genutzt werden, entschloß sich dann aber doch zum Neubau. Zur Finanzierung wurde anno 1883 mit staatlicher Genehmigung eine Lotterie gegründet. Diese brachte einen Reingewinn von 10.000,- Mark. Die Verlosung war im Juni 1884. Weiter wurden 1 500 Obligationen (unverzinsliche Bauanteile á 10,- Mark) an Freunde und Gönner verkauft. Von diesen Obligationen wurden jährlich 50 beim Amtsgericht Damme ausgelost, und die Inhaber konnten dann den Betrag innerhalb von 2 Jahren gegen Vorzeigen der ausgelosten Nummer zurückfordern. Auch hatte Pfarrer Mertz gewünscht, daß die Schwestern auf das Erbteil der Schwester Armata geb. Reinert aus Damme verzichteten und dieser Betrag zur Höhe von 10.000,- Mark von der Familie Reinert an das Baukomitee gezahlt wurde. Die Schwestern erklärten sich dann aber bereit, den Betrag für die Einrichtung des geplanten Hauses zu verwenden.

So wurde „mit großem Mut und kühnsten Hoffnungen“ im Juni 1884 der Grundstein zum Bau des Waisenhauses und der späteren Schule gelegt. Die ursprünglich für das Jahr 1885 geplante Fertigstellung verzögerte sich. Am 1. Mai 1886 war das Haus bezugsfertig.

Das Kuratorium stellte die Räumlichkeiten, wobei auch eine Heimschule eingeplant wurde. Die „Töcherschule“ konnte aber erst am 1.5.1897 ihre Tätigkeit aufnehmen, nachdem weiterer Raum geschaffen worden war. Es galt die Vereinbarung, daß den Schwestern die Räumlichkeiten zur Verfügung gestellt wurden und diese gegen Einnahme des Schulgeldes die Lehrerinnen stellten, die Utensilien wie Feuer und Licht lieferten *etcetera*. Nun war es zwischen dem damaligen Pfarrer und den Oberen der Schwestern bezüglich der Kosten und des Unterhaltes der Schwestern zu einer kleinen Uneinigkeit gekommen. Zudem hatte sich ein anderer Orden, die Ursulinen aus Erfurt, an den Pfarrer gewandt. Letztlich wandte sich Pfarrer Mertz nochmals an die Generaloberin. Diese gab die Zusage, daß die Schwestern ULF versuchsweise die Anstalt übernehmen würden.



Das Antoniusstift nach dem Erweiterungsbau

Anno 1886 besuchte Seine Königliche Hoheit, der Großherzog von Oldenburg, das Haus und schenkte 300,- Mark. Anno 1887 starb Pfarrer Schmitz, Visbek. Aus seinem Nachlaß kamen verschiedene Möbel und zu aller Freude auch eine Kuh nach Damme. Ebenfalls anno 1887 wurde im Haus eine Kapelle eingerichtet. Die Chronik des Hauses:

„Wenngleich die Anstalt manche Freunde und Gönner zählte, hatte sie mit Armut und Entbehrungen hart zu kämpfen... Alle Bewohner des Hauses aber waren glücklich und zufrieden.“
(S. 12)¹⁾

Die Regierung bestand darauf, entweder mehr Raum zu schaffen oder einige Kinder zu entlassen. Es kam zum Anbau, zu dessen Finanzierung Bischof Dingelstädt von Münster mit 8.400 Mark Bergisch Märkische Obligationen beisteuerte. Weihbischof Cramer spendete 1.000 Mark, mehrere Dammer Spender zusammen 2.500 Mark. Die fehlende Summe von 18.000 Mark wurden bei der Spar & Leihbank aufgenommen. Anno 1894 wurde der Erweiterungsbau fertig. Es waren dann 90 Schlafplätze vorhanden. Oberin war bis zum Jahre 1897 Sr. M. Garzia.

Im Jahre 1899 wurde das Haus in das Eigentum der Schwestern ULF übertragen.²⁾

2. Eröffnung der Schule und Schulbetrieb

Am 1. Mai 1897 wurde die schon anfangs geplante „Höhere Töchterschule“ von Sr. M. Anselma geb. Frye mit 12 Schülerinnen eröffnet. Anno 1898 besuchte Seine Königliche Hoheit Großherzog Friedrich August mit Gemahlin Charlotte anlässlich seines Regierungsantrittes das Haus mit dem Versprechen, beim nächsten Besuch insbesondere die Schule zu besuchen und die Leistungen der Kinder zu sehen.

Anno 1905 wurde wieder gebaut. Anno 1909 vermachte der verstorbene Vikar Voogdt dem Hause testamentarisch 1.500,- Mark. Bis zum 1. Weltkrieg erhöhte sich die Zahl der Schüler ständig. Unterrichtende waren Sr. M. Theresie, Sr. M. Aurea und Fräulein Tepe. Der damalige Pfarrer Zerhusen war aber gegen den Plan der Schwestern, die Kinder schon vom 1. Schuljahr an aufzunehmen. Anno 1909 kam es zu einem Disput zwischen Pfarrer und Eltern. Schließlich gab der Pfarrer dem Wunsch der Dammer nach, und fortan war die Schule auch für Erstklässler offen.

Obwohl die Töchterschule wie alle höheren Schulen damals ein Schulgeld forderte, schickten viele Dammer Bürger ihr Töchter dorthin. Anno 1930 betrug das Schulgeld 30,- Mark für das 1. Kind, 15,- Mark für das 2. Kind, für das 3. Kind brauchte nicht gezahlt zu werden.

Alwin Schomaker schreibt in einer Rückschau später in der OV:³⁾

Im übrigen schalteten die Schwestern ULF sich intensiv in das gesamte Erziehungswesen in Damme ein. Neben der eigenen Volksschule im Hause richteten sie schon 1887 einen Kindergarten ein (Beginn: 10 Kinder aus dem Heim und 20 Kinder aus dem Ort). Zugleich wurde das Haus Kommunikantenanstalt für 15 Kinder, 1899 entstand eine Winterschule, um Töchtern vom Lande Gelegenheit zu geben, in den Wintermonaten noch manches Nützliche zu lernen... Im Jahre 1907 wurde ihnen auch die Leitung der Elementarschule in Sierhausen übertragen. 2 Jahre später erfolgte eine zusätzliche Aufnahme von Dammer Kindern in die Unter-, Mittel- und Oberklasse der Heimschule. Zu diesem Zeitpunkt betragen die Kinderzahlen in Sierhausen 80, im Hause selbst 106, im Kindergarten 70, in der Handarbeitsschule 50 und schließlich in der Töchterschule 28. Sieben Schwestern versahen den Unterricht neben weltlichen Lehrkräften.

Wie bereits oben erwähnt, konnte die Töchterschule vom Jahre 1909 an vom 1. Schuljahr an besucht werden und hatte gegenüber der Volksschule den Vorteil, daß ab Sexta Englischunterricht erteilt

wurde und ab Untertertia Französisch. Dammer Bürger, die darauf bedacht waren, daß ihre Töchter eine gute Ausbildung bekamen und das Schulgeld bezahlen konnten, schickten ihre Töchter natürlich zur „Höheren Töcherschule“ bei den Schwestern.

Nach dem 1. Weltkrieg stieg die Schülerzahl beträchtlich an, vielleicht dadurch bedingt, daß man vorübergehend auch Jungen aufnahm. Anno 1919 wurden 135 Schüler unterrichtet. Am 2. und 3. Dezember 1924 fand eine schon längst fällige Revision durch Herrn Ministerialrat Teping statt, der sich lobend über die Schule äußerte. Aufgrund der schwierigen Zeitverhältnisse fiel jedoch die Schülerzahl wieder. Im Jahre 1924 wurde die Töcherschule als höhere Mädchenschule mit dem Lehrplan eines Lyzeums durch Ministerialverfügung anerkannt unter dem Titel:

Marienschule, Höhere Mädchenschule, Damme i. O.

Waisenhausschule, Winterschule und Kindergarten konnten in den 20er Jahren steigende Zahlen verzeichnen. An der von Sr. M. Fridolina geleiteten Schule waren 9 Schwestern und 4 weltliche Kräfte tätig.

Insgesamt wurden von diesen 402 Kinder betreut incl. der 11 Klavierschülerinnen und 15 Schülern an der Fortbildungsschule, die am 11.2.1932 ihre Arbeit aufnahm und nur einige Monate überdauerte. Im Jahre 1932 waren insgesamt 29 Schwestern dort tätig. Diese hatten auch einen eigenen Chor, der wiederholt in der Pfarrkirche auftrat.

3. Das Dritte Reich und die Auflösung der Schule

Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten in Oldenburg erlitt die Schule einen Rückschlag. Ständige Revisionen fanden statt. Anno 1936 konnte das 50jährige Bestehen des Hauses gefeiert werden. Viele alte Freunde und Gönner waren dazu erschienen. Das feierliche Hochamt zelebrierte ein früherer Schüler des Hauses, Pfarrer M. Wüste. Der bischöfliche Offizial Vorwerk war in Begleitung von Vikar Warnking erschienen. Am Nachmittag wurde von den Kindern der Töcherschule und des Stiftes ein Jubiläumsfreilichtspiel gegeben, das von einer Schwester erdichtet und zusammengestellt war. Vortragsfolge:

1. 50jähriges Bestehen, Beßmoders und Beßvaders von 1886 danzet dat lestemoal tou Ehren vant Jubiläum,
 2. Kinderfreude/Kinderglück – Auk wat taum Lachen –,
 3. Damme, die 2. Heimat der Kinder – Allerlei tuskendör –,
 4. Jubiläumsfestspiel – Stark wie der Dammer Turm und hoffnungsfroh wie unsere Berge,
-



Die Grotte am Berg

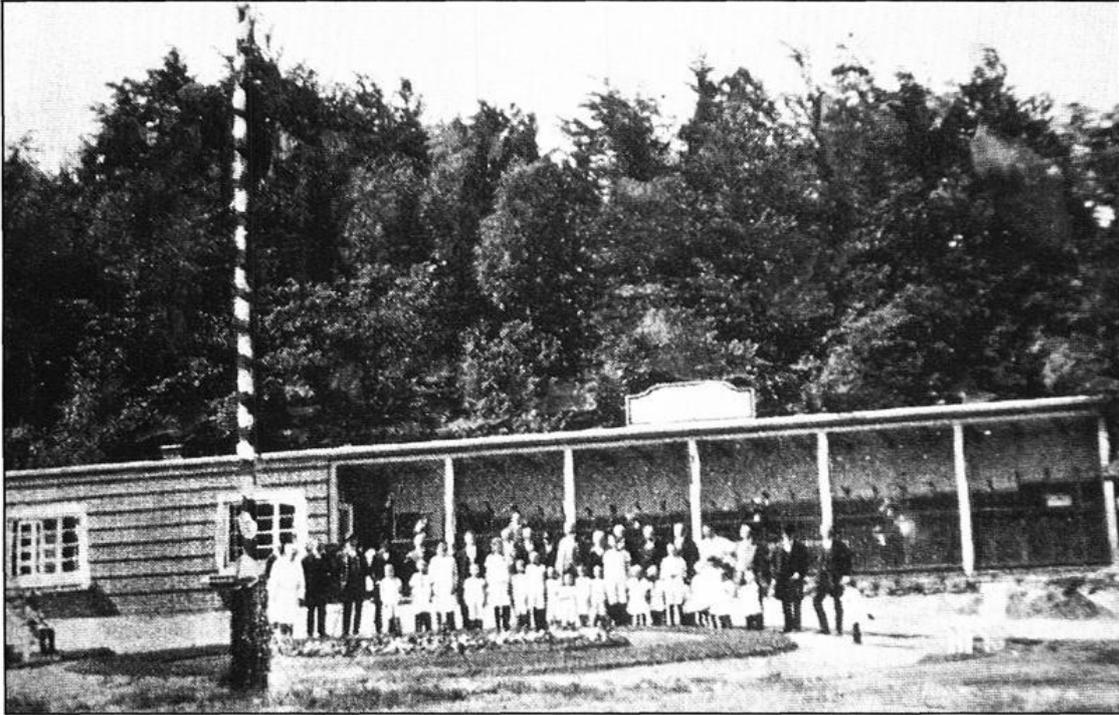
5. Et geht im Festzug no Hus. Ort: Licht- und Luftbad Beginn 5 1/2h
Eintritt 0,50 Mark, Kinder 10 Pfennig.

Das Licht- und Luftbad war dort, wo jetzt die evangelische Kirche steht. Dort war auch der Kindergarten der Schwestern. Die Grotte am Berg erinnert an jene Zeit.

Im März 1938 führte Dr. Haider erneut eine Revision durch. Die ständigen Revisionen ließen um die Anstalt bangen. Am 7. März 1938 kam von der Regierung folgende Mitteilung:

Nachdem bereits allgemein angeordnet ist, daß die höheren Bürgerschulen auch Mädchen aufnehmen können, werden diese Schulen im Laufe des nächsten Jahres zur Übernahme der neuen Aufgabe eingerichtet werden. Dann besteht kein Bedürfnis mehr für die Weiterführung Ihrer Schule. Ich habe daher in Aussicht genommen, die Genehmigung Ihrer Schule mit Ablauf des Schuljahres 1938/39 zu widerrufen und ordne an, daß schon Ostern 1938 die Vorschulklasse aufgelöst wird und in die unterste Klasse (VI) keine Schülerinnen mehr aufgenommen werden.

i. A. Heering Begl.: Wilken, Verwaltungssekretär



Das Licht- und Luftbad, wo in den 20er und 30er Jahren der Kindergarten war und nach dem Krieg wieder eingerichtet wurde, wurde an die evang. Kirche verkauft.

Sr. M. Franzeska fiel als Leiterin der höheren Mädchenschule die Aufgabe zu, die Töcherschule Ostern 1939 aufzulösen. Damals waren von den Schwestern des Hauses in der Schule tätig: Sr. M. Heriburga, S. M. Cornelia, Sr. M. Adelheid, Sr. M. Anastasia, Sr. M. Conradine, Sr. M. Vinzenza, Sr. M. Theodosa bei 89 Schülerinnen.

Alle Schulakten mußten bei Auflösung an das Schulamt geschickt werden. Ostern 1940 wurde 14 Tage nach Schulbeginn auch die Heimschule aufgelöst. 150 Kinder verließen das Haus, 70 vorschulpflichtige blieben. Im Sommer 1940 betreuten die Schwestern Ferienkinder und Kurgäste, im Herbst wurde das Haus Altenheim für 27 Männer und 25 Frauen aus Tirol, später kamen 20 Baltendeutsche hinzu.

Während des Krieges gaben die Schwestern Religionsunterricht in Damme und Osterfeine. Sr. M. Albertis und Sr. M. Ambrosina konnten an der Bürgerschule zu Damme unterrichten.

4. Ende des Krieges, Wiedereröffnung und Ausbau der Mädchenmittelschule

Am 11. April 1945 marschierten alliierte Truppen in Damme ein, die Nazierrschaft war damit vorbei. Die Freiheit, auch der religiösen

Betätigung, war wieder eine Selbstverständlichkeit. Die Schwestern stellten deshalb schon am 26. August den Antrag, die Schule wieder eröffnen zu dürfen. Mit Schreiben vom 5.11.1945 wurde dies genehmigt.

Abschrift:

Staatsministerium
Abteilung Kirchen und Schulen
Nr. IV 8007
(23) Oldenburg/O,
den 5.11.45

An die Schwestern U. L. Frau, Damme

Betr.: Private Oberschule für Mädchen,

Gemäß 64 des Schulgesetzes für den Landesteil Oldenburg vom 1. August 1936 genehmigt das Staatsministerium die Wiedereinrichtung der Privaten Mädchenoberschule in Damme. Die Klassen 1 und 2 sind sofort einzurichten. Die Klassen 3-5 sind anschließend stufenweise aufzubauen. Die Schule ist Zubringerschule für die höhere Mädchenschule in Vechta.

Die Genehmigung wird unter folgenden Bedingungen erteilt:

1. Die Schule unterliegt der Schulaufsicht des Staatsministeriums.
2. Die Schule ist nach den Grundsätzen zu führen, die für die öffentlichen Schulen des Landes gelten.
3. Mindestens 1/3 des Lehrkörpers muß aus weltlichen Lehrkräften bestehen, die der Schule von dem Staat zur Verfügung gestellt werden. Für die Dauer der Abordnung sind diese Lehrkräfte nach staatlichen Grundsätzen zu besolden.
4. Leiter und Lehrkräfte der Schule bedürfen der Erlaubnis des Ministeriums.

Ein etwaiger Zuschuß ist bei der Gemeinde zu beantragen.

Siegel i. A. Kaestner beglaubigt: Kahle

Bereits am 15.9.1945 eröffneten Sr. M. Albertis als Leiterin, Sr. M. Vinzenza und Sr. M. Ambrosine wieder 2 Klassen mit 39 und 30 Schülerinnen als „Oberschule“. Sie nannten sich nicht mehr Marienschule, sondern – wie alle Schulen der Schwesternkongregation – Liebfrauenschule.

Am 7.8.1947 wurde die Liebfrauenschule eine „Mittelschule“ für Mädchen. Das ganze Antoniusstift war somit incl. der Schulen in seine alten Rechte eingesetzt.

5. Schulbetrieb an der Gartenstraße und Trennung vom Waisenhaus

Am 2.5.1956 wurde die „Liebfrauenschule“ staatlich anerkannt und war damit berechtigt, in eigener Zuständigkeit das Abschlußzeugnis der Mittelschule auszustellen. Die Schule hatte im Jahre 1956 173 Schülerinnen. Lehrerinnen bzw. Lehrer waren Sr. M. Albertis, Sr. M. Vinzenza, Sr. M. Emalia, Sr. M. Edeltraut, Sr. M. Landolina, Frau Keitel, Frl. Barlage, Frl. Dr. Kruck, Frau Ebbers und Herr Masbaum. Ab Ostern 1961 wurde Sr. M. Adeltrudis Schulleiterin.

Am 3. März 1959 verpachtete die Gemeinde Damme an die Schwesternkongregation ULF das Gebäude an der Gartenstraße, welches bis dahin als Mittelschule für Jungen gedient hatte und davor auch bereits als Dammer Volksschule genutzt worden war. Beide Vorgängerinnen hatten von der Gemeinde Damme Neubauten erstellt bekommen. Ebenfalls wurde im benachbarten Vikariatsgarten am 26.8.1960 ein Schwesternhaus für die an der Mittelschule für Mädchen tätigen Schwestern eingeweiht, das sogenannte Liebfrauenhaus. Damit sollte eine Trennung zwischen den Aufgaben, die am Waisenhaus zu erfüllen waren und denen der Schule, erfolgen. Die OV brachte über die Einweihung seinerzeit unter der Überschrift „Schwesternwohnhaus bei der Mittelschule eingeweiht“ einen ausführlichen Artikel.

Darin hieß es u. a.:

„Nachdem die Schwestern U. L. Frau am Donnerstag in Wilhelmshaven die Einweihung des Schulneubaues bei der Cäcilienkirche feiern konnten, folgte später in Anwesenheit des Bischöflichen Offizials Grafenhorst, Dechant Kohake und weiterer Geistlicher aus Damme, der Provinzialoberin der Schwestern U. L. Frau, Schw. M. Irmgard, Bürgermeister Wolking, Gemeindedirektor Dr. gr. Holthaus und des Architekten Büld die Einweihung des Liebfrauenhauses in Damme... Neben der Aufgabe als Schwesternwohnheim erfüllt das Haus weitere Belange der Mädchenbildung. Eine mit dem Haus verbundene Lehrküche, die den Zwecken der Mittelschule dienen soll, wird zugleich aber auch weiteren jungen Mädchen aus Damme Gelegenheit geben, in Kochkursen ihre Kenntnisse für Haus und Familie zu vervollständigen. Ferner ist geplant, in absehbarer Zeit Nähkurse durchzuführen und alle Möglichkeiten auszunutzen, um diesen Neubau im Sinne einer umfassenden Mädchenbildung (u. a. auch Ehevorbereitungskurse) auszunutzen...“⁴⁾



Die bekannte Dammer Volksschule wird Mittelschule für Mädchen



An der Gartenstraße entstand im Vikariatsgarten das neue Schwesternwohnheim

6. Das Gymnasium im Anzug

Nun schienen die Weichen für ein gutes Gedeihen der Mittelschule gestellt zu sein; doch nur 6 Jahre konnte man sich dieser eigentlich glücklichen Einrichtung erfreuen, denn die Gemeinde Damme strebte – wie bereits Friesoythe – an, ein Gymnasium zu bekommen. Auch die Gemeinde Lönningen hatte ihr Gymnasium schon ein Jahr eher als Damme.

Nach Auffassung der Regierung waren jedoch 3 höhere Schulen für den Einzugsbereich Damme zuviel, obwohl dieser Bereich ca. 30.000 Einwohner umfaßte.

Es bestanden folgende Schulen:

- 1.) Mittelschule für Jungen, die sich ab Ostern 1965 Realschule nannte.
- 2.) Mittelschule für Mädchen, die von den Schwestern geleitet wurde, (also die frühere Töchterschule).

Hinzu sollte das Gymnasium kommen.

Die Schwestern gingen nun von folgender Sachlage aus:

a) Verteidigen wir mit aller Härte das Bestehen unserer Schule, dann wird eine Genehmigung für das Gymnasium nicht erteilt. Wir, die Schwestern, müssen dies dann gegenüber der Bevölkerung der Gemeinde verantworten. Eine solche Verantwortung können wir nicht übernehmen.

b) Wird die Mittelschule für Jungen – inzwischen Realschule – aufgehoben, dann können wir uns nicht darauf beschränken, nur Mädchen aufzunehmen, sondern müssen auch Jungen aufnehmen. Auch diese evtl. Möglichkeit wollte man nicht realisieren.

Nach Lage der Dinge mußte also die Schulleitung davon ausgehen, daß sowohl von der Gemeinde wie auch vom Landkreis die Vorstellungen der Regierung geteilt wurden.

Unter diesem vermeintlichen 'Druck' ging man in die Verhandlungen, die einerseits von der Gemeinde und vom Landkreis, andererseits von den Schwestern und ihrer Schulleitung geführt wurden mit dem Ergebnis, daß die Schwestern sich bereit erklärten, unter diesen Umständen dem Wunsch der Behörden nachzukommen und die Schule zum Ablauf des Schuljahres 1966 zu schließen.

So kam es denn, daß der langfristige Pachtvertrag mit der Gemeinde für das Schulgebäude an der Gartenstraße aufgekündigt werden mußte.

Wohl etwas ärgerlich über die eingetretene Situation warf der seinerzeitige Gemeindedirektor den Schwestern Vertragsbruch vor. Doch beides war nun einmal nicht möglich. Man konnte nicht die

Schule aufheben und das Gebäude behalten. So konnte man den Schwestern nicht den Schwarzen Peter zuschieben.

Der Gemeinderat gab dann seine Zustimmung zur vorzeitigen Aufhebung des Pachtvertrages, die Schülerinnen konnten von 1966 an die Realschule für Jungen besuchen. Die spätere Entwicklung zeigte jedoch, daß die Bedenken der Regierung umsonst gewesen waren. Die Schülerzahl entwickelte sich weiter nach oben und hätte auch für eine Mittelschule für Mädchen gereicht.

Die OV bringt am 25.3.1966 in einem von Alwin Schomaker verfaßten Artikel: 'Dem Verdienste seine Krone...' einen Überblick und schreibt zum Abschluss:⁵⁾

Die jahrzehntelange, uneigennützigte Arbeit der Schwestern Unserer Lieben Frau an der Mädchenjugend von Damme und Umgebung hat anerkanntermaßen schönste Früchte getragen. Freilich wird kaum ganz zu ermessen sein, welche erzieherischen und bildungsmäßigen Wirkungen von der segensreichen Tätigkeit der Schwestern im einzelnen und im gesamten ausgegangen sind. Wenn die Anstalt in den letzten Jahren – wie so manche andere Schule – ebenfalls nicht unberührt blieb vom zeitbedingten Mangel an Lehrkräften, gelang es den Schwestern trotz aller Schwierigkeiten dennoch, ein befriedigendes Niveau der schulischen Leistungen zu erhalten. Seit Bestehen hatte die Schule im Dammer Raum einen festen und angesehenen Platz. Ihr Ruf und ihr Einfluß waren stets von einer schwer zu umreißenen Bedeutung. Die Elternschaft wußte das erzieherische Bemühen der Schwestern jederzeit sehr wohl zu schätzen, obwohl sie ihrem Dank kaum jemals wortreichen Ausdruck gab.

Die ehemalige „Töcherschule“ und spätere „Mittelschule für Mädchen“ in Damme unter Leitung der Schwestern Unserer Lieben Frau ist also zu einer allgemein anerkannten, ebenso geschätzten wie beliebten Einrichtung aufgebaut worden. Wenn sie jetzt ihre Pforten schließt und ihre schöne, traditionelle Arbeit aufgibt im Dienste der Erziehung unserer weiblichen Jugend, wird das von weiten Kreisen, die sie nach wie vor nicht entbehren möchten, lebhaft bedauert. Diese Feststellung ist mehr als eine Höflichkeitsfloskel. Vielfach herrscht sogar die Meinung, daß die Aufgabe vielleicht verfrüht, wenn nicht gar angesichts der überaus zahlreichen Anmeldungen zum neuen Gymnasium überflüssig war. Jedenfalls sollte wohl ein Tor zur Rückkehr offen gehalten werden. Solche Heimkehr würde sicherlich offenen Armen begegnen.

Schlußwort.

Beim Studium der Unterlagen, besonders der aus dem vorigen Jahrhundert, begegnet einem immer wieder eine moderne Einstellung zum Emanzipationsgedanken. Man ist vielleicht erstaunt darüber, daß schon im vorigen Jahrhundert gerade bei den Ordensfrauen die Bildung der Frau eine primäre Aufgabe war. Dies war nicht nur bei den Schwestern ULF allein so. Es gibt mehrere Orden, die in dieser Richtung ihre Aufgabe sehen. Im benachbarten Osnabrück sind es die Ursulinen, die dort eine Schule unterhalten. Die Dominikanerinnen von Arenberg und Speyer, wo auch die berühmte Edith Stein zeitweise ihre Tätigkeit als Lehrerin ausübte, sind in der Lehrtätigkeit. Es ist hier nicht der Platz, alle im einzelnen aufzuführen. Es soll lediglich dargelegt werden, daß die Schwestern viel früher als andere der Emanzipation zu begegnen suchten. Sie taten dies mit großem Erfolg, als andere noch gar nicht daran dachten. Vielleicht mag man sich der Worte der Provinzialoberin bei der Einweihung des Liebfrauenhauses erinnern:

Die Frau ist gleichwertig, aber nicht gleichartig.

Im Jahre 1964 wurde das alte Waisenhausgebäude, in dem auch die 'Höhere Töcherschule' entstanden war und ihre Tätigkeit entwickelt hatte, von der Kongregation verkauft. Das Waisenhaus, dann Kinderheim genannt, fand außerhalb des Ortskerns einen herrlichen Platz am Hang des Tollenberges. In der Gemeindeverwaltung plante man, im alten Gebäude das Rathaus der späteren Stadt Damme unterzubringen. Letztlich kam man zu dem Entschluß, die alten Gebäude abzureißen und völlig neu zu bauen. So mußte das schöne Haus zu Anfang des Jahres 1973 dem Bagger weichen. Betrachtet man die Fassade von früher und die des jetzigen Hauses, so kann man zu der Überzeugung kommen, daß dies vielleicht ein überstürzter Beschluß war. Jetzt, im Nachhinein betrachtet, stände das alte Haus sicher schon unter Denkmalschutz.

So nagt der Zahn der Zeit oft am Alten. So war es, so wird es immer sein. Schöpferisch drängt sich das Neue nun einmal ständig voran, wengleich in diesem Falle die alte Fassade sicher ein schmuckes Rathaus abgegeben hätte und die Hauskapelle mit ihren Bleiverglasungen auch einen schönen Sitzungssaal.

Anmerkungen

- 1) Chronik der Schwestern Unserer Lieben Frau
- 2) Archiv der Schwestern Unserer Lieben Frau
- 3) Ausgabe der Oldb. Volkszeitung v. 25.3.1966
- 4) Ausgabe der Oldb. Volkszeitung v. 27.8.1960
- 5) Bericht der letzten Schulleiterin.

Alfred Benken

Das soziale Engagement der „Madame Cordes“ in Löningen: Chronik der Gründung eines „Damenvereines“

An den jährlichen Taxationen zur Armensteuer kann man erkennen, daß die Jahre um 1830 „magere“ Jahre waren. Dieser Tatbestand war der Nährboden für eine gewisse Unruhe, die die Menschen erfaßte. Hierzulande machte sich diese lediglich in einer Unzufriedenheit mit den Lebensumständen bemerkbar. Die beginnende Auswanderung stand im Zusammenhang mit dieser Unzufriedenheit.

In Löningen spürten die wohlhabenden Bürger, daß diese Unruhe besonders die jungen und die armen Menschen ergriffen hatte. Einige der „Honoratioren“ Löningens sannten auf Ablenkung und riefen eine Art Bürgerinitiative ins Leben. Diese ging aus vom Löninger Amtmann von Schüttdorff und von dem Zeugkaufmann und späteren Armenprovisor Friedrich Anton Bothe, der auf die Frage nach der Zweckmäßigkeit der Gründung eines Damen-Vereins folgendes Antwortschreiben an den Löninger Amtmann richtete:

“Hochwohlgeborener Hochzuehrender Herr Amtmann!

Zur Beantwortung der Frage, ob sich hier in Löningen wohl ein Damen-Verein, der den Töchtern unbemittelter Eltern Unterricht im Nähen ertheilte, bilden ließe, bin ich so frei eingeschlossen das Namensverzeichnis von 25 Demoisellen, die alle Theil daran nehmen könnten, mitzuthemen, und glaube hierdurch die Frage mit Ja beantworten zu dürfen. Daß die Bildung eines solchen Vereins nur die wohlthätigsten Folgen haben kann, läßt sich, wie Erw. Hochwohlgeboren ganz richtig bemerkten, nicht bezweifeln, da die Kunst zu nähen den Mädchen wie den Frauen gleich nothwendig ist, und viele solche entbehren. Sollte vielleicht die Frage, ob es auch den Demoisellen an Zeit fehlte, aufgeworfen werden, so

glaube ich, solche mit Nein beantworten zu dürfen, denn wenn in jeder Woche an zwei Nachmittagen der Unterricht ertheilt würde, und jedes Mal von zwei Demoisellen, so würde doch nur neun Mal im Jahre die Reihe treffen, und alle sechs Wochen wird sich wohl ein Nachmittag den häuslichen Geschäften ohne Nachtheile entziehen lassen. Ich nehme dann nur 22 Mitglieder an, die Zahl kann aber größer werden, da vielleicht auch Frauen theilnehmen, und auch das Namensverzeichnis nicht ganz genau aufgenommen ist, indem diese Zahl mir genügte. Zur Direktorin würde sich die Frau Apothekerin Cordes wohl sehr gut eignen, auch soll dieselbe, wenn ich nicht unrecht berichtet bin, derartige Vereine sehr lieben. Ein passendes Local würde wohl das Gesellschaftszimmer bei Herrn Buhlert seyn, und die unbedeutende Zimmermiete wird sich leicht ausmitteln lassen. Da sich Erw. Hochwohlgeboren für die Erfüllung dieses Wunsches selbst interessieren wollen, und auch Herr Pastor, so werden keine großen Hindernisse im Wege stehen. Bitten möchte ich aber wohl, daß mein Name bei der ganzen Sache nicht erwähnt würde, und glaube ich meine guten Gründe hierfür zu haben.

Der zweite Plan, einen Verein, der für Beschäftigung der Armen sorgte, zu bilden, ist gewiß schwerer auszuführen; allein da in Lönigen weiter Nichts wie der Wille fehlet, und Erw. Hochwohlgeboren, so wie auch der Herr Pastor, die Liebe und Achtung Ihrer Untergebenen besitzen, auch Lönigen nicht arm an guten Bürgern ist, so läßt sich das gewiß anregen. -

Daß der Verein ganz vorteilhaft seyn würde, war auch die Meinung des Herrn Kirchen- und Armenprovisors Hakewessel, und glaube ich, daß diese Meinung wegen Orts- und Sachkenntnis verdient berücksichtigt zu werden. Er glaubte, daß der Verein, wenn er so wirkte, wie er wirken könne, die Ausgaben für die Armen sehr vermindern, und vielleicht auf die Hälfte reduciren würde. Lange, sagte er, habe ich es schon bedauert, es nicht allein übernehmen zu können, und ich habe dieses auch schon gegen Herrn Pastor geäußert. -

Daß ich gern Mitglied des zweiten Vereins werde, ist Erw. Hochwohlgeboren bekannt, so wie auch, daß ich gern zu jedem Dienste, den ich zu leisten fähig bin, bereit bin.

Mit aller Hochachtung und Ergebenheit zeichnet Erw. Hochwürden

gehorsamer Diener
F.A.Bothe.“

Namensliste der Mädchen, die die Nähsschule besuchen könnten:

- | | |
|--------------------------------------|--------------------------------|
| 1. Mademoiselle Josephine Münzebrock | |
| 2. Louise Münzebrock | 14. Stinna Hochherz |
| 3. Johanna Bothe | 15. Alexandrina Hochherz |
| 4. Liesette Bothe | 16. Louise Buhlert |
| 5. Catharina Bothe | 17. Demoiselle Carolina Cordes |
| 6. Maria Anna Rein | 18. Franziska Cordes |
| 7. Josephine Cordes | 19. Gertrude Cordes |
| 8. Wilhelmine Gutknecht | 20. Carolina Meyer |
| 9. Franziska Tabeling | 21. Wilhelmina Bartels |
| 10. Therese Lammerding | 22. Lisette Rein |
| 11. Maria Rump | 23. Marie Schrand |
| 12. Josephine Büscher | 24. N. Schrand |
| 13. Antonette Stratmann | 25. Catharina Bröker |

Der Amtmann von Schüttdorff nahm diesen Vorschlag des Zeugkaufmanns Friedrich Anton Bothe auf und berief die zuständigen Herren zu einer Besprechung zusammen. Das Protokoll dieser Zusammenkunft hat folgenden Wortlaut:

“P.N. den 24ten Jan. 1830. Auf Veranlassung eines Schreibens des Herrn F.A.Bothe an mich vom 20ten d.M. enthaltend Vorschläge 1) betreffend Einrichtung einer Nähsschule für Kinder dürftiger Eltern, 2) betreffend Hülfseinrichtung zur Förderung der durch Armen zu beschaffenden Arbeiten, hatte ich die Herren Pastor Rießelmann, Kirchen- und Armenprovisor Hakewessel und Kaufmann Friedrich Anton Bothe auf heute Nachmittag zu mir eingeladen und hielten wir eine vorläufige Besprechung über diesen Gegenstand, worüber diese Notiz aufgenommen worden:

ad 2) Da in dem Flecken Lönigen sehr viel Armuth und ein Armenvater allein nicht im Stande, das Arbeiten der Armen, der Verordnung und der Instruction für die Specialdirection zufolge, genügend zu leiten, daher zweckmäßig erscheinen muß, ihm darin Hülfe zu verschaffen, wozu ganz vorzüglich die Mitwirkung von Frauenzimmern von großem Nutzen seyn würde, so wird des Herrn F.A.Bothe Vorschläge sehr angemessen befunden, zur Ausführung desselben vorläufig Folgendes verabredet:

Das Rumpsche Haus am Kirchhofe ist jetzt an den Kunstdrechsler Remmers vermietet; in diesem, oder einem anderen gut gelegenen Hause muß ein Zimmer gemietet werden, um in demselben das Material und die angefertigten Arbeiten aufzubewahren; Flachs und Wolle sind die hier nützlichsten Materialien; der (in der Verordnung bezeichnete) Sonntag ist hier nicht passend; passender ein Wochentag, wahrscheinlich am passendsten der Donners-

Abb.: 1
Das ehemals
Rump'sche Haus
mit der 200 Jahre
alten Linde am
Gelbrink kurz
vor dem Abbruch
im Jahre 1970 -
in seiner Grund-
lage im 16. Jahr-
hundert errichtet
als 2. fürst-
bischöfliches
Jagdhaus
- 1702 vom Leh-
rer Korfhage als
Privatwohnung
umgebaut.
Foto: Verfasser



tag; an diesem müßten sich einige fachkundige Frauenzimmer zur Austheilung des Materials und Abnahme des Gearbeiteten mit einfinden, welche auch mit zugezogen würden zur Beurteilung der Güte der Arbeit, da dann für diese etwas mehr als der gewöhnliche Arbeitslohn gezahlt, dagegen schlechte Arbeit oder Veruntreuung am Material durch den Armenvater der Specialdirection angezeigt würde. -

Der jetzige Armenvater B.Lewe muß hiervon in Kenntnis gesetzt werden; in dieser Woche wollen wir, der Herr Pastor Rießelmann und ich, zu der Witwe Frau Apothekerin Cordes gehen und ihr den Antrag machen, den Frauenzimmern in dieser Sache vorzustehen; die Herren Provisor Hakewessel und F.A.Bothe wollen im Laufe dieser Woche wegen des Zutritts anderer Frauenzimmer Einlei-

tungen machen und am nächsten Sonntag, den 31ten d.M. nachmittags, sogleich nach beendigtem Nachmittagsgottesdienst, soll bey dem Wirt Buhlert eine vorläufige Versammlung zur ferneren Berathung gehalten werden, zu welcher die betreffenden Frauenzimmer eingeladen werden sollen.

ad 1) Eben dann soll auch über eine Nähsschule das Nähere besprochen werden und soll die ad 2 schon bemerkte Madame Cordes ersucht werden, auch für diese die dazu geeigneten Frauenzimmer zu ermitteln und ihnen vorzustehen.

E.v. Schüttdorff“.

Der Amtmann als Protokollführer schließt die Akte mit der Notiz: “P.N. den 30ten ejusd.: Abends bin ich mit dem Herrn Pastor Rießelmann zur Madame Cordes gegangen und haben wir ihr Mittheilung von dieser Sache gemacht und hat sie sich dann bereitwillig erklärt, einem dem Armenvater des Fleckens beyzutretendem Hilfsverein vorzustehen.

E.v.Schüttdorff“.

(Msc.PaL)

Am 31. Januar 1830, nachmittags 4 Uhr, fand die denkwürdige Versammlung statt. Das Protokoll, vom Armenprovisor Hakewessel aufgesetzt, hat folgenden Wortlaut:

“Zur ferneren Berathung über eine zweckdienliche Hülfeinrichtung zur Förderung der durch Arme zu beschaffenden Arbeiten hatten sich verabredetermaßen hier in dem Buhlertschen Hause eingefunden Herr Amtmann von Schüttdorff, Herr Pastor Rießelmann, auch unterzeichneter Armenprovisor Anton Hakewessel sowie der Kaufmann Fr. Anton Bothe mit dem Armenvater Herrn Bernhard Lewe - dann fanden sich eingeladen auch ein die Madame Cordes und die Demoisellen Maria Rump, Marianna Bothe, Marianna Rein und Wilhelmina Gutknecht. - Letztgenannte Damen, welchen der Zweck der heutigen Zusammenkunft bereits bekannt war, erklärten sich bereit, zur Förderung des vorhabenden Werkes gern behülflich zu seyn - und es ward dann beschlossen, es müsse vorerst einiger Vorrat von Flachs und Wolle angeschafft werden, auch müsse in einem gelegenen Hause (wie schon in der vorigen Versammlung verabredet worden) zur Aufbewahrung dieses Materials und der davon zu verfertigenden Arbeiten ein Zimmer gemiethet werden. - Unterzeichneter Armenprovisor und der Kaufmann F.A.Bothe hatten sich hierum schon bekümmert und zeigten den Damen an, daß Heinrich Barlage, Heuermann der Nölkenschen Wohnung, am Kirchhofe oben in seinem Hause ein Zimmer entbehren könne, welches er dazu wohl



Abb.: 2 Das Haus Nölken am Kirchhof und am Gelbrink in Lönningen (das helle Gebäude rechts in der Abb.) - 1725 erbaut vom Zeugkaufmann Lützenborg aus Osnabrück - 1830 verheuert an Heinrich Barlage. Titelbild einer alten Postkarte; Verlag Albert Wesseling, Lönningen.

vermiethen wolle - das Zimmer (im Haus Nölken, A.B.) welches die Damen wohl alle kannten, schien ihnen dazu nicht passend, indem man eine schlechte Treppe hinaufsteigen müsse, welches für die Madame Cordes zu beschwerlich seyn würde, auch es bei Winterzeiten wie jetzt darauf nicht auszuhalten sey, sie glaubten vielmehr, Herr Buhlert werde wohl den hier in diesem Hause befindlichen Laden entbehren können, dieser (obgleich klein) sey zur Aufbewahrung der Materialien und Arbeiten groß genug, und das Nachsehen der Arbeiten und Auszahlung des Lohns könne füglich in einem anderen daran gelegenen Zimmer geschehen, welches Buhlert immer auf eine Stunde werde entbehren können - worauf dann derselbe sofort gefragt wurde, ob er den ehemaligen Laden dazu vermiethen wolle und welche Heuer er dafür verlange, derselbe erbot sich, solchen herzugeben, auch zu gestatten, daß die Arbeiten in seinem anderen Zimmer nachgesehen würden und sagte, über die Heuer wolle er mit der Specialdirection wohl eins werden, er verlange nicht mehr als was billig sey - somit war dann dieser Punkt erledigt.“



Abb.: 3 Häuser an der Mühlenstraße in Löningen (um 1900): Vorn links Jansen (heute Cafe Rolfes), dahinter Ww. Cordes (heute Schewe), vorn rechts Grönheim (nach 1980 abgebrochen), hinten rechts die 1890 erbaute Vikariewohnung (heute Kindergarten St. Vitus). Reproduktion einer Aufnahme aus dem Nachlaß der Familie Grönheim an der Mühlenstraße in Löningen.

Weiter heißt es im Protokoll vom 31. Januar 1830:

“Den Ankauf des Flachses (wovon der Kaufmann Bothe eine Parthey in Commission hatte) übernahmen die Damen, und da der Kaufmann Gerhard Wehage dem unterzeichneten Armenprovisor gesagt hatte, daß er vorerst die Wolle zum Einkaufspreis abstehen wolle, so war auch vorläufig erst für das Material gesorgt. - Letztgenannter G. Wehage, der eben gegenwärtig nicht zu Hause war, hatte sich auch erboten, wöchentlich wenn er zu Hause sey, die gefertigten Strümpfe mit anzusehen, welches er, da er immer stricken läßt, wohl besser versteht als die Damen. -

Hierauf ward dann beschlossen, daß in dem Buhlertschen Hause, wöchentlich am Donnerstag des Nachmittags um 1 Uhr der Hülfsverein mit dem Armenvater Herrn Lewe sich einfinden wolle - und wenn Herr Lewe nicht zu Hause seyn sollte, so werde Herr Fr.A.Bothe dessen Stelle vertreten. -

Die erste Zusammenkunft solle am Donnerstag den 14ten Februar statt finden und wollten alsdann auch Herr Pastor Rießelmann mit dem unterzeichneten Armenprovisor sich einfinden, um das weitere wegen des an die Armen zu bestimmenden höheren Lohns auszumitteln - auch übernahm der Armenvater Lewe, alsdann gleich einige Arme herzubestellen.“

(Msc.PaL)

Ausbildung und Fortbildung von Handwerkslehrlingen
Soweit die Gründungsakten des Löninger Hilfsvereins und der Nähsschule in den 1830er Jahren. Leider fehlen weitere Unterlagen über den Fortgang dieser Selbsthilfeeinrichtungen. Sie werden aber weiterhin bestanden haben, denn die „Directorin Madame Cordes“ unterstützte diese sozial-caritativen Unternehmungen durch weitere Zuwendungen. So setzte sie in ihrem Testament ansehnliche Legate aus: Für die Ausbildung von Söhnen hilfsbedürftiger Eltern zu Handwerkern, für die Fortbildung von Handwerkslehrlingen und Gesellen und für die Unterrichtung von Mädchen armer Eltern im Nähen.

In ihrem Testament vom 8. Februar 1848 ernannte die Witwe des Löninger Zigarrenfabrikanten und Apothekenbesitzers Bernard Cordes, Carolina Cordes, geb. Geyer, verwitwete Holms, die Pfarrkirche „ad S.Vitum Lönigen“ zur Universalerbin ihres umfangreichen Vermögens in Mobilien und Immobilien unter der Bedingung, 23 Legate an bestimmte Personen und Einrichtungen auszukehren.

Eines dieser Legate steht unter Punkt IV 2 beschrieben:

“Ein Capital von 600 Thalern (...), dessen Zinsen fortwährend verwendet werden sollen, um arme Knaben irgendein Handwerk lernen zu lassen, dergestalt, daß zunächst Söhne hilfsbedürftiger Witwen der Wiek Lönigen genommen werden. Die Wahl solcher Knaben überlasse ich dem zeitlichen Herrn Pastor zu Lönigen und seinem Assistenten. Es soll auch dieses Capital hinsichtlich des Belegens und der Sicherheit dabei ganz in solche Lage gestellt werden wie alle anderen Capitalien des Armenwesens des Kirchspiels Lönigen an den p.t. (pro tempore = zeitlichen, A.B.) Herrn Pastor zu Lönigen respective dessen Assistenten bezahlt werden, und von diesen für obigen Zweck verwendet werden mit der Bitte, dort auch für die Aufführung und gutes Betragen dieser Knaben zu wachen“.

Weiter heißt es im Cordeschen Testament unter Punkt V 7:

“Auch bestimme ich, daß dem Lehrer der Knabenschule die Zinsen

von 300 Thalern Capital überlassen werden, wofür er alle Sonntage nach dem nachmittäglichen Gottesdienste den Handwerkslehreburschen und Gesellen wie auch Knaben von geringen Eltern, welche sich noch einige Kenntnisse erwerben wollen, zwei Stunden in jenen Kenntnissen Unterricht ertheile, welche jedem Handwerker nötig und nützlich sind. Sollte aber der Lehrer es nicht übernehmen wollen, den Unterricht zu ertheilen, so möge der Kirchenvorstand einen anderen dazu beauftragen, der den Unterricht ertheilt. Auch bestimme ich für die Lehrerin der Mädchenschule dahier die Zinsen von 200 Thalern Capital, welche sie erhalten soll, um armen Mädchen wie auch Mädchen von geringen Eltern, von Ostern bis Allerheiligen täglich zwei Stunden im Nähen zu unterrichten. Wenn sie aber die Vacanzzeit (Ferienzeit, A.B.) verreisen sollte, so muß sie, solange sie abwesend ist, jemand anders bestellen, welche den Unterricht ertheilt. Sollte ihr aber überhaupt dieses Geschäft zu beschwerlich werden, so wird der Kirchvorstand gebeten, andere Näherinnen dazu anzustellen, damit Kinder von geringen Eltern doch das Nähen lernen“.

Die Madame Cordes hatte die Zeichen der Zeit erkannt und war sich bewußt, daß der Weg aus der Armut vorzüglich über eine gute handwerkliche Ausbildung führte. Was den Söhnen der wohlhabenden Bürger von ihren Eltern ermöglicht wurde, sollte einigen Söhnen armer Eltern durch private Stiftungen wie die der „Madame Cordes“ ermöglicht werden. Dem selbstlosen Bemühen dieser Frau sollte die Anerkennung nicht versagt bleiben.

Quellen- und Bildnachweis:

Akten (Manuscripte) der Löninger Special-Direction des Armenwesens im Pfarrarchiv Lönningen (PaL).

Heinz Aumann

Kitz — Eine alte Vechtaer Familie

Im hohen Alter von 101 Jahren starb am 16. April 1916 die damals älteste Einwohnerin der Stadt Vechta, Frau Julia Kitz. Diese hatte - zusammen mit ihrer Schwester Laura, die einige Zeit zuvor verstorben war - ein Putzartikelgeschäft geführt. Das Geschäftsgebäude stand an der Burgstraße neben der Elmendorffsburg. Im Jahre 1924 mußte es der Alexanderschule weichen.

Julia und Laura waren Töchter des Pupillenschreibers Caspar Kitz und zählten zu den angesehensten Bürgern der Stadt. Mit dem Tode von Julia starb der Name Kitz in Vechta aus.

Die Herkunft der Familie Kitz ist in Dunkel gehüllt. Durch die Jahrhunderte hat sich in der mündlichen Überlieferung lediglich erhalten, daß die Familie aus Böhmen stammt. Es steht nicht fest, ob es zwei Brüder waren, die ihre Heimat in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts verlassen haben. Einer dieser beiden, Caspar mit Namen, wird 1687 erstmals in Vechta genannt.

Später dann, um 1750, findet sich in Arolsen und Brilon ein bekannter Baumeister mit Namen Johann Mathias Kitz. Es ist nicht ausgeschlossen, daß dieser ein Neffe oder Enkel des in Vechta lebenden Caspar Kitz war. Der Waldeckische Geschichtsverein weiß nur zu berichten, daß Kitz laut Kirchenbucheintragung ein Böhme war. Dafür, daß Johann Mathias ein Enkel des Caspar Kitz war, sprechen die Namen Johann Mathias, denn nach altem Brauch erhielt der älteste Sohn den Namen des Großvaters mütterlicherseits. In mehreren Ehen der Nachkommen des Caspar Kitz fanden Trauungen mit Töchtern des Mathias Enter statt. Außerdem ist es in unserer Heimat üblich gewesen, vor den Rufnamen den Namen Johann zu setzen. Allein in den Jahren 1701 bis 1731 erhielten so von 88 Knaben 52 den Namen Johann vorangestellt.

Wo dieser Johann Mathias Kitz, der um 1720 geboren wurde, seine fachliche Ausbildung als Baumeister erhielt, ist ebenfalls nicht bekannt. Zum Westfälischen Adel kam Kitz durch Empfehlung des Hildesheimer Fürstbischofs Friedrich Wilhelm von Westfalen. Für diesen hatte Kitz den Entwurf für einen Kapellenturm an sei-

nem Jagdschloß Ruthe bei Hildesheim angefertigt. Um 1750 wird er in Arolsen als Ingenieurleutnant erwähnt. Kirche, Marstall und mehrere Domänebauten geben Zeugnis von seinem dortigen Wirken. Im Jahre 1754 baute er das Schiff der Dorfkirche in Affoldern, 1765 das Schloß Schwarzenraben für den Herrn von Hörde. Im Jahre 1768 wurde er als Major und Baudirektor nach Waldeck übernommen. Kitz verlegte seinen Wohnsitz von Arolsen nach Brilon. Hier heiratete er als Hauptmann die Tochter des Briloner Bürgermeisters, Anna Elisabeth Laer, mit der er drei Söhne hatte. Sein Sohn Friedrich Casimir, Arzt in Brilon, wurde als Verfasser medizinischer, physikalischer und geologischer Schriften bekannt; außerdem war er Mitarbeiter bei Wilands literarischer Monatsschrift „Der teutsche Merkur“. Seinem zweiten Sohn gab er den Namen des Hildesheimer Fürstbischofs Friedrich Wilhelm. Dieser trat in hessische Dienste. Über seinen dritten Sohn, Adolf Kitz, ist näheres nicht bekannt. Johann Mathias Kitz starb am 24. Mai 1788. Im Kirchenbuch der Pfarrgemeinde Brilon ist vermerkt: „Militärbeamter und seit mehreren Jahren Leiter des bürgerlichen und militärischen Bauwesens in Waldeck“.

Eine Verbindung zum Militär hatte auch der 1687 erstmals in Vechta genannte Caspar Kitz. Es ist anzunehmen, daß er als Offizier Dienst auf der damaligen Zitadelle Vechta tat. Dieses ist dem Gefolge zu entnehmen, das seinen Bekanntenkreis ausmachte. So werden im Geburtenregister der Festungskirche als Paten seiner Kinder die Leutnants Johann Heinrich Rohdenburg, Caspar D. Lohausen und Peter Authörn genannt.

Caspar Kitz war verheiratet mit Engell Kneese. Aus der Ehe der beiden stammen die Kinder Rudolf Konrad, geboren 30. 06. 1687, Johann Caspar, geboren 23. 10. 1689 und Peter Theodor Emanuell, geboren 29. 11. 1698. Über den Verbleib der Söhne Rudolf Konrad sowie Peter Theodor Emanuell ist nichts bekannt.

Der Sohn Johann Caspar heiratete am 11. Februar 1716 die Tochter Maria des Tagelöhners Heinrich Meyer im Haus Nr. 22 an der Mühlenstraße. Kitz zog mit seiner Frau in das Rötepohlsche Haus, Mühlenstraße Nr. 32. Im Jahre 1719 wurde dem Ehepaar der Sohn Dirk Heinrich geboren. Die Geschwister Rötepohl klagten im Jahre 1721, „daß die Heuerlinge, die Rötepohls Haus bewohnen, an die Erben wenig oder nichts auskehren“. Sie verkauften das Haus schließlich im Jahre 1729 an Akawe aus Oythe. Kitz zog mit seiner Frau daraufhin in das Haus seiner Schwiegereltern. In den Jahren 1731 und 1733 wurde dem Ehepaar zunächst der Sohn Hermann Anton und dann die Tochter Maria Angela geboren. Beide Kinder

starben kurz nach der Geburt; im November 1734 starb auch seine Frau.

In zweiter Ehe heiratete Kitz 1735 Anna Maria Teepken. Sie war die Tochter des Wulfert Teepken und wurde 1691 geboren. Kitz zog mit ihr zum Klingenhagen Nr. 2, heute Siefke. Von nun an widmete er sich auch der Arbeit für das Gemeinwesen. Sein Name findet sich nun des öfteren unter den Sechzehnern im Rat der Stadt. 1754 wurde er Ratsherr, verlor diesen Posten aber 1755 durch das Los. Caspar Kitz verstarb am 13. Februar 1765, seine Frau am 5. April 1770.

Dietrich Henrich Kitz blieb bis 1749 an der Mühlenstraße im Hause Meyer wohnen. Das Haus wurde in diesem Jahr an Caspar Zetteler verkauft. Kitz zog zur Großen Straße, Haus Nr. 62 (heute Fielmann). Dietrich Henrich hatte den Beruf eines Knopfmachers erlernt, ging aber dann zu den Soldaten auf die Zitadelle, wo er sich als Furier im Dienstrang eines Unteroffizieres um das leibliche Wohl der Soldaten zu kümmern hatte. Der Name seiner ersten Frau ist nicht bekannt. In zweiter Ehe heiratete er 1746 die Tochter Anna Margaretha des Mathias Enter. Im Trauungsregister des Kirchenbuches ist „cum dispensatione“ angegeben, was soviel bedeutet, wie mit besonderer Erlaubnis. Worauf sich diese Anmerkung bezieht, ist nicht mehr auszumachen. Es ist möglich, daß es hier einen Zusammenhang mit der Ehe seiner ersten Frau gegeben hat. Mit seiner zweiten Frau hatte er drei Kinder, und zwar den Caspar Reinhard, Johann Mathias, geboren 1749 und Maria Katharina, geboren 1754. Dietrich Henrich starb im Jahre 1778.

Caspar Reinhard ist geboren am 9. Januar 1747. Ab 1754 besuchte er die Schule in Vechta, wo er unter Rektor Cäsar in die „ABCDe-ri“ eingewiesen wurde. Im Jahre 1777 wurde er in Lutten mit Anna Maria Elisabeth Frilling getraut. Er wird als Chirurg bezeichnet. Rektor Cäsar, der Lehrer seiner Kinder, gab als Beruf des Vaters Barbier an. Es ist dieses eine alte Bezeichnung für Rasieren. Er war also Barbier, Bartabnehmer. Gleichzeitig war er berechtigt, chirurgische Maßnahmen zu treffen und Amputationen vorzunehmen. Chirurgische Operationen im heutigen Sinne gab es noch nicht.

Caspar Reinhard hatte mit seiner Frau fünf Söhne und zwei Töchter. Von diesen sieben Kindern blieben Heinrich Caspar und Anton in Vechta. Im Jahre 1772 ließ er das elterliche Haus abbrechen und baute ein neues an gleicher Stelle. Caspar Reinhard starb am 5. Oktober 1790, seine Frau im Jahre 1824. Nach ihrem Tod ging das Haus auf den Kupferschmied Voogt über.

Heinrich Kitz, geboren am 20. April 1778, war wie sein Vater Chirurg, nur mit dem Unterschied, daß er diesen Beruf nicht als Handwerker ausübte, sondern gelernt hatte. Er wurde vom Amt als Amtschirurg eingestellt. Am 15. Juni 1804 heiratete er die am 18. Februar 1775 geborene Franziska Maria Anna, Tochter des Gerichtsschreibers und späteren Landgerichtssekretärs Lambert Kettel, von der Großen Straße, Haus Nr. 87. Das Ehepaar hatte fünf Kinder, von denen zwei im Kindesalter starben. Zwei Töchter, Caroline, geb. am 29. Januar 1810, und Sophia, geb. am 29. Juli 1814, blieben ledig. Sophia starb am 7. April 1880, Caroline am 16. August 1884. Über den Sohn Arnold, geb. am 13. April 1807, wird in einem besonderen Kapitel berichtet. Im Jahre 1822 erbte Kitz die Moorkramerschen Besitzungen an der Großen Straße. Die Mutter seiner Frau war eine geborene Moorkramer. Nach dem Tode seiner Frau im Jahre 1828 verkaufte Kitz das geerbte Haus an den Hotelier Lameyer, der hier einen Hotelbetrieb eröffnete. Für sich baute er dann am Bremer Tor das spätere Rielandsche Haus. Es muß nach damaligen Verhältnissen ein besonders schönes Gebäude gewesen sein, denn sogar Willoh sprach von einem Haus, welches den Eindruck einer herrschaftlichen Wohnung machte.

Heinrich Kitz starb am 4. Oktober 1830. Im Jahre 1840 verkauften seine Erben das Haus an den Geometer Hermann Osthoff. Über diesen ging es an Dr. Schmeddemann und danach an Rieland. Heute steht dort das Kaufhaus Selve.

Ein Bruder des Heinrich Kitz war Caspar Kitz. Dieser wurde am 31. Juli 1781 geboren und wirkte am Landgericht in Vechta als Pupillenschreiber und Sportelnrendant. Als Pupillenschreiber war er am Vormundschaftsamt beschäftigt, und als Sportelnrendant hatte er sich um den Einzug von Gebühren und sonstigen Abgaben zu kümmern. Heute würde man ihn als Inspektor bezeichnen. Kitz wohnte dort, wo sich gegenwärtig das Haus Siefke an der Kreuzung Klingenhagen-Juttastraße-Mühlenstraße befindet. Er war in erster Ehe mit Caroline Berenshausen vermählt. Mit ihr hatte er sieben Kinder, von denen drei im jugendlichen Alter starben. Die Töchter Julia und Laura gründeten, wie oben erwähnt, in Vechta ein Putzgeschäft. Wilhelmine, geb. am 23. Juni 1818, heiratete am 13. November 1838 einen Anton Rüser, und Caroline, geb. am 18. Juli 1820, vermählte sich am 17. Juni 1848 mit Anton Piepmeyer. Die im Jahre 1787 geborene Ehefrau des Caspar Kitz starb im Jahre 1823. In zweiter Ehe heiratete er die Witwe des Amtseinnehmers Meyer, Maria Franziska, geb. Ostendorf.

Caspar starb nach langem Leiden am 17. Februar 1854. Durch einen Schlaganfall war er nahezu zwei Jahre lang gelähmt. Seine Witwe starb am 7. Mai 1861.

Ein weiterer Bruder war Anton Kitz, geb. am 7. September 1787. Er wird als Schreiber und Krämer bezeichnet, später übernahm er auch das Amt des Steueraufsehers. Er wohnte im ehemaligen Haus Schewe Am Markt, dort, wo sich heute die Commerzbank befindet. Verheiratet war er mit der Tochter des Schmiedemeisters Anton von Hörsten, Große Straße 97, (heute Fortmann-Böls). Mit ihr, Franziska von Hörsten, hatte er acht Kinder. Zwei von diesen starben im kindlichen Alter. Tochter Caroline heiratete im Jahre 1855 nach Schleddehausen, Franziska im Jahre 1850 nach Elsfleth. Sohn Heinrich, der ledig blieb, wurde Apothekergehilfe. Über den Verbleib der vier anderen Kinder ist nichts bekannt.

Kitz trat als Sprecher der Bürgerschaft auf und forderte vom Magistrat der Stadt die Einführung eines Wochenmarktes, um das Hausieren mit erhöhten Eier- und Butterpreisen zu unterbinden. Nach alten Berichten ging Kitz als Steueraufseher zu pedantisch vor. Aus diesem Grunde sei er 1836 in Oythe auf dem Hof des Zellers Niemann erschossen aufgefunden worden. Die Täter habe man nie gefaßt. Kurz nach der Tat hätten mehrere Jugendliche Oythe verlassen und seien nach Amerika ausgewandert.

Nach mündlicher Überlieferung hat sich der Vorfall im Jahre 1836 etwa so zugetragen: Beim Haus des Zellers Niemann in Telbrake waren mehrere Personen mit dem Schnapsbrennen beschäftigt, was damals nicht erlaubt war. Als man ein verdächtiges Geräusch wahrnahm, ging einer der Beteiligten, mit einem Gewehr bewaffnet, nach draußen. Er gab einen Schuß in Richtung des Geräusches ab und traf dabei den Steueraufseher Anton Kitz tödlich. Da der Schütze verheiratet war, mehrere Kinder hatte und Besitzer eines Bauernhofes war, kam für ihn eine Auswanderung nicht in Frage. Die Schuld übernahm deshalb Johannes Vogelpohl, geb. am 28. November 1811. Er versteckte sich einige Wochen bei Benediek in Telbrake auf dem Dachboden und wurde dann eines Nachts mit dem Wagen nach Holland gebracht. Von dort aus trat er die Reise nach Amerika an.

In den damaligen „Oldenburgischen Anzeigen“ wurde Vogelpohl steckbrieflich gesucht. Der Steckbrief enthielt eine genaue Beschreibung seines Aussehens und seiner Kleidung. Da diese Beschreibung aber von den Nachbarn abgegeben worden war, ist wohl davon auszugehen, daß diese an einer genauen Beschreibung kein Interesse hatten.

Die
PRÜFUNGS-COMMISSION
für den Civil-Staats-Dienst
im
Großherzogthum Oldenburg
ertheilt

dem *Ambassadur Arnold Rittz*
aus Kopenhagen

nach der in Gemäßheit der Verordnung vom 20. März 1830
vorgenommenen — *haupt.* — Prüfung
das

Zeugniß des *zweiten* *Characters*
mit Abzeichnung

Oldenburg d. 15. Juny 1835.

Stinck. Ostrowskell.

W. Scholtz.

Noch heute sind im Raum Oythe Gerüchte darüber im Umlauf, wer der eigentliche Täter war.

II

In der Heimatliteratur hat der aus Vechta stammende Politiker Arnold Kitz bisher keine Beachtung gefunden. Abgesehen von einigen stichwortartigen Hinweisen in einem Bericht der Oldenburgischen Volkszeitung aus dem Jahre 1904 (Willoh: Altes und Neues aus dem Weichbild der Stadt Vechta) sowie in Reinkes „Spaziergang durch Vechta“ aus dem Jahre 1929 ist über ihn nichts zu finden.

Die Stadt Vechta kann aus dem 18. und 19. Jahrhundert mit Namen von Bürgern aufwarten die auch heute noch für ihre Einwohner ein Begriff sind. Buchholz, Cäsar Driver und Molan sind Namen, die im Gedächtnis blieben, weil sie den Bürgern der Stadt in schweren Zeiten Rat und Beistand gaben, oder sich mit Spenden an der kulturellen Entwicklung der Stadt beteiligten. Über einen Zeitraum von fast 230 Jahren, nämlich von 1687 bis 1916, zählten auch die Familien Kitz zu diesen besonders angesehenen Bürgern. Als Soldaten, Chirurgen, Beamte und Kaufleute wirkten sie in Vechta. Heute jedoch ist ihr Name in Vergessenheit geraten.

Einer dieser bedeutenden Bürger war Arnold Kitz. Wenn sein Leben auch fern der Heimat verlief, so ist es doch wert, wieder gegenwärtig gemacht zu werden.

Arnold Kitz wurde am 13. April 1807 als Sohn des Amtschirurgen Heinrich Kitz geboren. Seine Kindheit verlebte Arnold in Vechta. Hier besuchte er die Knabenschule und das Gymnasium bis 1822. Es war um diese Zeit, daß es am Gymnasium im Vechta kriselte. Generaldechant Haskamp, der die Schule schon zweimal vor dem Untergang gerettet hatte, starb in diesem Jahr. Ihm folgte eine kollegiale Direktion nach, die in Oldenburg vergeblich um Unterstützung für das Gymnasium bat. Dies wird der Grund dafür gewesen sein, daß Kitz sich nach Oldenburg begab und dort die letzten drei Gymnasialjahre verbrachte. Hier bestand er im Jahre 1825 sein Maturum. Noch im gleichen Jahr begann er an der Universität in Bonn das Studium der Rechtswissenschaft. Von hier aus ging er 1826 an die Königlich Großbritannische Hannoversche Georg August Universität in Hannover und 1827 an die Universität Göttingen. Beide Hochschulen bescheinigten ihm, daß er sich gut benommen und keiner studentischen Bewegung angehört habe. Nach dem Studium beantragte Kitz im Jahre 1828 die Zulassung zum Tentamen, der juristischen Vorprüfung. Nach erfolgreichem

Abschluß nahm er eine Stellung am Großherzoglichen Amtsgericht in Ovelgönne, Kreis Wesermarsch, an. Im Jahre 1831 kam er als Amtsauditor nach Burhave, aber schon im Dezember dieses Jahres teilte das Amt Burhave der Großherzoglichen Regierung mit, daß eine Versetzung des Kitz aus der Marsch verfügt werden müsse, da dieser dem dortigen Klima zu unterliegen drohe. Kitz ließ sich nach dem Amt Steinfeld versetzen, wo er dann einige Monate tätig war. Von 1832 bis 1835 wirkte er schließlich als Amtsauditor in Cloppenburg.

Im Jahre 1833 stellte er den Antrag auf Zulassung zur Hauptprüfung. Am 15. Juni 1835 erteilte die „Prüfungs-Commission für den Civil-Staatsdienst im Großherzogtum Oldenburg dem Amtsauditor Arnold Kitz aus Vechta nach der in Gemäßheit der Verordnung vom 20. März 1830 vorgenommenen Hauptprüfung das Zeugnis des zweiten Charakters mit Auszeichnung“. In einem Schreiben der Prüfungs-Commission an das Großherzogliche Amt heißt es: „Die schriftliche Proberelation ist eine der besten, welche der Prüfungs-Commission vorgekommen sind. Sie zeugt von sehr gründlichen äristischen Rechtskenntnissen, einer Schärfe und Folgerichtigkeit des Urteils und Klarheit des Darstellungsvermögens, wie man sie nicht oft bei jungen Männern vereinigt findet“. Die Kommission empfiehlt den Kandidaten zur weiteren Beförderung im Staatsdienst. Eine Kopie ihres Schreibens an das Großherzogliche Amt geht auch an die Regierungen in Eutin und an die Justizkanzlei in Birkenfeld.

Nach der Hauptprüfung wirkte Kitz noch 1 Jahr als Amtsauditor in Wildeshausen und einige Monate in Rodenkirchen. Am 29. Juni berief ihn das Großherzogliche Amt als Regierungsassessor nach Birkenfeld. Er wurde dort Mitglied und Sprecher der Kommission für katholische Angelegenheiten.

Arnold Kitz heiratete am 19. Dez. 1839 in Birkenfeld die aus Oberstein stammende Julie Weyrich, Tochter des späteren Hofrates Ludwig Weyrich und seiner Ehefrau Elisabeth, geb. von Emden. Aus dieser Ehe stammen die Söhne Richard, Arnold und Wilhelm. Richard und Wilhelm begründeten ebenfalls eine Beamtenfamilie.

Richard, geb. am 23. 10. 1843 in Birkenfeld, machte im Jahre 1873 sein Examen und wurde danach zum Staatsanwalt am Obergericht in Varel ernannt. 1877 war er richterlicher Beamter in Berne und 1880 Untersuchungsrichter beim Landgericht in Oldenburg. Im Jahre 1883 erhielt er den Titel Landgerichtsrat. Richard Kitz trat im Jahre 1908 in den Ruhestand.

Der Sohn Wilhelm, geb. am 12. Februar 1851 in Birkenfeld, wurde Landgerichtspräsident in Krefeld. Er starb im Jahre 1919. Sein gleichnamiger Sohn, geb. 1890 in Hanau, wurde 1946 erster Landesrat in Düsseldorf; später war er als Ministerialdirektor im Bundesministerium des Inneren tätig. Er starb am 13. August 1956. Noch heute leben Nachkommen in Düsseldorf.

Einen anderen Weg schlug der Sohn Arnold ein. Die politischen Verhältnisse in unserem Land hatten im vorigen Jahrhundert viele Bürger veranlaßt, die Heimat zu verlassen. Die meisten Auswanderer wandten sich den Vereinigten Staaten von Amerika zu, aber auch Südamerika bot vielen eine neue Heimat. Ob aus Abenteuerlust oder sonstigen Gründen, zog es Arnold Kitz im Jahre 1873 nach Peru. Hier gründete er ein Handelshaus und wurde Besitzer einer großen Farm. Er hat dann viele Familien aus dem westfälischen und oldenburgischen Raum nachkommen lassen und ihnen Arbeit und Verdienst gegeben. Um ihnen die fremde Umgebung heimisch zu machen, baute er für sie eine Kirche und eine Schule. In einem Bericht in „Oldenburg im Neunzehnten Jahrhundert“ heißt es: „Die Ansiedler ehrten ihn wie ihren Vater. Er hat sich große und dauernde Verdienste erworben“.

Arnold Kitz starb am 29. April 1897 in Lima.

III

Birkenfeld liegt im Hunsrück, südöstlich des Hoch- und Idarwaldes. Von 1293 bis 1724 war Birkenfeld der Stammsitz der Herzöge vom Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld. Ein Nachkomme aus dieser Linie bestieg als Maximilian I. Joseph im Jahre 1806 den bayerischen Königsthron. Im Jahre 1776 kam Birkenfeld an Baden, und 1797 wurde es französisch. Auf Beschluß des Wiener Kongresses kam es im Jahre 1817 an das Herzogtum Oldenburg, wo es bis 1937 verblieb. Im oldenburgischen Besitzergreifungspatent wird erstmalig die Bezeichnung „Fürstentum Birkenfeld“ gebraucht. Dieses Fürstentum umfaßte 1817 die Ämter Oberstein, Birkenfeld und Nohfelden. Auf knapp 503 km² lebten im Jahre 1852 32.000 Menschen. Die 120jährige oldenburgisch-birkenfeldische Geschichte ist über ihre gesamte Dauer hinweg durch Trennungsbestrebungen gekennzeichnet. Hauptgrund hierfür dürfte die Tatsache sein, daß Birkenfeld und Oldenburg ca. 400 km voneinander entfernt liegen (Luftlinie). Nach von Treitschke war dieses „Doppelreich Oldenburg-Birkenfeld eine Kuriosität, wie sie die Phantasie eines Tollhäusers nicht wundersamer erfinden könnte“.

Albrecht Eckhard schreibt: „...die Vernunftthe Oldenburg-Birkenfeld hat immerhin 120 Jahre lang gehalten und bisweilen sogar verschämte Liebeserklärungen zwischen all dem Zank und Hader erlebt“.

Im Jahre 1831 wurde der oldenburgische Staatsrat Hannibal Laurenz Fischer zum Regierungsdirektor, ab 1844 zum Regierungspräsidenten ernannt. Obwohl ihm Fähigkeit nicht abgesprochen werden konnte, war er dennoch wegen seines autoritären Auftretens in der Bevölkerung und bei seinen Kollegen unbeliebt.

Doch zurück zu Arnold Kitz und seinem Wirken in diesem Landesteil in den Tagen der Märzrevolution 1848. In Birkenfeld ist sein Name in guter Erinnerung, wohl daher, weil er in diesen Märztagen außerordentlich aktiv war.

Nach der Februarrevolution des Jahres 1848 in Frankreich kam es überall in deutschen Landen zu revolutionären Erhebungen, die Veränderungen in Verfassung und Gesetz forderten.

Auch im völlig absolutistisch regierten Fürstentum Birkenfeld schlossen sich die Bürger zusammen und forderten eine landständige Verfassung. Dabei kristallisierten sich unter den Bürgern zwei verschiedene politische Gruppen heraus:

Eine radikalere Gruppe umfaßte die Bürger, die mehr nach links tendierten und sich später dem Demokratischen Verein zu Oberstein anschlossen.

Auf der Gegenseite standen die Vertreter eines gemäßigten Kurses, welche sich unter Führung des Hofrates Kitz zu einem Volksverein Birkenfeld zusammenschlossen. Schon am 15. März 1848 mußte der Statthalter des Großherzogs Paul Friedrich August von Oldenburg, Staatsrat Fischer, das Fürstentum fluchtartig verlassen. Ende März 1848 beschloß die großherzogliche Verwaltung die Einführung einer Verfassung und eines Landtages. Das Fürstentum war mit den Plänen Oldenburgs jedoch nicht einverstanden, da es nur drei Abgeordnete entsenden sollte. Die Unruhen nahmen zu, und man drohte mit Wahlverweigerung. Das großherzogliche Amt sandte daraufhin den Kommissar Greverius als persönlichen Vertreter des Großherzogs, um eine Verständigung wegen der beabsichtigten Wahlverweigerung herbeizuführen. Zur gleichen Zeit erhielten die Soldaten in der Garnison den Befehl, die deutsche Sache im Krieg in Schleswig-Holstein zu vertreten. Wohl durch die Indiskretion eines Beamten wurde dieses vor der offiziellen Verlautbarung im Volk bekannt. Es kam zu einer Demonstration. Das Regierungskollegium, in welchem sich auch Arnold Kitz befand, gab dem großherzoglichen Vertreter den Rat, von seiner Vollmacht

keinen Gebrauch zu machen. Vergeblich! Daraufhin kam es in Niederrombach zu einer großen Volksversammlung. Der aus Oberstein stammende Advokat Schmidt forderte die Trennung des Fürstentums von Oldenburg. Arnold Kitz, der von den Regierungsmitgliedern in der Bevölkerung das größte Vertrauen besaß, war von Greverius aufgefordert worden, an dieser Volksversammlung teilzunehmen und einen beruhigenden Einfluß auf die Menge auszuüben. Tatsächlich gelang es ihm, die Volksmassen zu beschwichtigen. In einer Resolution an den Großherzog forderte die Menge ein eigenes Parlament für das Fürstentum und die Zurücknahme des Marschbefehls für die einheimischen Soldaten.

Nachdem der Großherzog eine beruhigende Antwort auf die Forderungen der Birkenfelder Bürger gegeben und Zugeständnisse in Aussicht gestellt hatte, konnten die Wahlen vollzogen werden.

Am 31. Mai 1848 wurde in Birkenfeld der Volksverein gegründet. Vorsitzender und geistiger Vater dieses Vereins war Arnold Kitz. In Oldenburg wurde am 26. Juni 1848 ein Wahlgesetz erlassen, daß weder den Wünschen des radikalen demokratischen Vereins noch den Anschauungen des gemäßigten Birkenfelder Volksvereins entsprach. Es lieferte wiederum politischen Zündstoff im Fürstentum.

Hofrat Kitz wurde zum Wahlkommissar bestellt. Als solcher beantragte er im Namen des Volksverein ein Gesuch an den Großherzog, mit dem er sich aber nicht durchsetzen konnte. Auf einer am 23. Juli 1848 erneut einberufenen Versammlung in Niederrombach traten nur Redner auf, die für eine völlige Trennung von Oldenburg eintraten. Der Birkenfelder Volksverein verlangte eine größtmögliche Selbständigkeit und einen eigenen Landtag unter Oldenburger Oberhoheit. Kitz forderte, an den Wahlen unter diesem Vorbehalt teilzunehmen und Abgeordnete nach Oldenburg zu entsenden. Schließlich setzte er sich mit dieser Meinung durch. Die Wahl fand am 7. August 1848 statt und wurde zu einem totalen Sieg des Birkenfelder Volksvereins, da die Obersteiner Demokraten Wahlverweigerung beschlossen und geübt hatten. Vier Abgeordnete, angeführt von Arnold Kitz, zogen in den Landtag ein. Kitz wurde zum Vizepräsidenten des Landtages gewählt und bewies seine ausgesprochen große parlamentarische Begabung. Anfang September 1848 kämpften die Birkenfelder Abgeordneten für die Selbständigkeit ihres Fürstentums, doch hierfür ließ sich im Parlament keine Mehrheit finden. Daraufhin zogen die Birkenfelder unter Protest wieder aus dem Landtag aus.

Zu dieser Zeit hatte auch der bisher in der lokalen Politik noch

nicht in Erscheinung getretene Advokat Laurenz Wilhelm Fischer eine Aufsehen erregende Schrift unter dem Titel „Rheinpreußen oder Rheinoldenburg?“ veröffentlicht.

Er vertrat darin die Auffassung, daß ein so kleines Gebiet, wie das Birkenfelder Land, nicht selbständig bestehen könne und daher der Anschluß an Preußen die beste Lösung sei. Er setzte sich damit in einen scharfen Gegensatz zu Hofrat Kitz und dem Birkenfelder Volksverein.

Da auch die Stellvertreter der Abgeordneten eine Berufung in den Landtag ablehnten, wurden für das Fürstentum neue Wahlen ausgeschrieben. Demokraten und Gemäßigte drohten erneut mit Wahlverweigerung, falls das Fürstentum keinen eigenen Landtag erhalte. Der Birkenfelder Volksverein, unter dem Vorsitzenden Hofrat Kitz, richtete eine scharfe Eingabe an das Oldenburger Staatsministerium und drohte: Sollte seiner Bitte nicht innerhalb von 4 Wochen entsprochen werden, so werde der Volksverein seinen Einfluß dahin geltend machen, daß das Fürstentum, auch ohne gesetzliche Aufforderung von Oldenburg aus, sich diejenige Vertretung selbst verschaffe, derer das Land zur endlichen Feststellung seiner staatlichen Zukunft dringend bedürfe.

Es war dieses ein unglaublicher Vorgang, da sich unter den Unterzeichnenden zwei Regierungsmitglieder befanden, nämlich Kitz und Weddekop. Damit drohten Beamte ihrer eigenen vorgesetzten Behörde.

Am Abend des 7. Dezember 1848 kam es in der Stadt Birkenfeld zu einer Schlägerei zwischen Anhängern der beiden politischen Richtungen. Unter den Streitenden befand sich auch der Advokat Fischer. Kitz eilte mit einigen Männern herbei, um den Streit zu schlichten, was ihm schließlich auch gelang. Am nächsten Morgen wurde von den Demokraten die Amtsenthebung von Kitz wegen richterlicher Befangenheit und Teilnahme an den Vorgängen des 7. Dezember gefordert. Oldenburg wies dieses Ansinnen jedoch zurück. Allerdings war es den Demokraten tatsächlich gelungen, Kitz zu diskreditieren. Er erklärte auf der nächsten Sitzung des Birkenfelder Volksvereins seinen Rücktritt. Mit Rücksicht auf seine dienstliche Tätigkeit als Richter enthielt er sich künftig jeder politischen Tätigkeit im Fürstentum. Der Verein verlor mit ihm einen führenden Kopf und nunmehr zunehmend auch an Bedeutung. Es kam keine neue Wahl mehr zustande, und somit entsandte das Fürstentum keinen Abgeordneten in den ersten Großoldenburgischen Landtag.

Trotz dieser Wahlverweigerung war das Fürstentum indirekt

durch zwei Abgeordnete vertreten, nämlich Kitz und Selkmann. Kitz kam 1849 über den Wahlkreis Vechta und Regierungssekretär Selkmann über den Wahlkreis Cloppenburg in den Landtag. Kitz wurde im 2., 3., und 4. Landtag Landtagspräsident und eine der profiliertesten Persönlichkeiten in diesem Parlament.

Im Jahre 1853 wurde Kitz zum Vorsitzenden im Justizsenat der Regierung in Birkenfeld gewählt. Als solcher war er Oberster Richter des Landes. Er beendete seine Arbeit in der Regierung am 31. Dezember 1856 und wurde Leiter des Obergerichts. Diese Aufgabe nahm er bis 1864 wahr. Seine Tätigkeit in der Kommission für katholische Kirchenangelegenheiten beendete er im Jahre 1861. Im selben Jahr wurde ihm am 17. Januar in Würdigung seiner Verdienste das Ritterkreuz zweiter Klasse verliehen.

Im Jahre 1866 wurde in Oldenburg der Staatsgerichtshof eingeführt. Dieser setzte sich aus drei von der Staatsregierung gewählten, drei vom Landtag bestimmten Personen und einer durch Los bestimmten Person zusammen. Zu den Gewählten zählte auch Kitz, der daraufhin seinen Wohnsitz nach Oldenburg verlegte. Mit Wirkung vom 1. November 1866 wurde er zum Obergerichtsdirektor ernannt und am 5. Dezember 1868 erfolgte die Ernennung zum Vizepräsidenten des neuen Oberappellationsgerichtes und zum Vorsitzenden des Appellationssenats.

Kitz hatte beim Großherzoglichen Amt offenbar einen guten Ruf. Es stand nämlich im Belieben der Krone, jederzeit einen bewährten Diener huldvoll höher einzustufen, als vorgesehen war. Bei der Beförderung zu einem in der Tabelle nicht genannten Amte sprach sie eine Versetzung in den nächsthöheren Rang aus. Der erste Vizepräsident des Oberappellationsgerichtes, Arnold Kitz, zuvor Obergerichtsdirektor (4. Gehaltsklasse), stieg nun zum 3. Rang auf.

In dieser Zeit war Kitz auch schriftstellerisch tätig. Das Oberappellationsgericht führte eine Bibliothek, die eine Fülle von literarischen Hilfsmitteln für die wissenschaftliche Arbeit bot. Kitz hat zwei rechtsphilosophische Monographien über die Themen „Sein und Sollen“ sowie „Das Prinzip der Strafe“ hinterlassen.

Von 1861 bis 1871, dem Ende des deutsch-französischen Krieges, war der Reichstag die Vertretung des Norddeutschen Bundes, der sich unter Führung Preußens mit den übrigen norddeutschen Kleinstaaten gebildet hatte. Dieser Zusammenschluß erforderte im Februar 1867 eine Reichstagswahl.

Arnold Kitz bewarb sich um eine Kandidatur und trat für den Wahlkreis III an. Dieser Wahlkreis umfaßte die Ämter Vechta,

Cloppenburg, Damme, Steinfeld, Lönigen, Friesoythe, Wildeshausen, Delmenhorst und Berne. Kitz trat für die dem Zentrum nahestehende „Bundesstaatliche Konstitutionelle Vereinigung“ an, der Ministerialrat Selkmann in Cloppenburg für das Zentrum und der Hofgerichtsanwalt Maximilian Heinrich Rüder aus Oldenburg für die Nationalliberalen.

Selkmann forderte, den Eintritt der süddeutschen Staaten in den Norddeutschen Bund zu ermöglichen. Dem zu gründenden Norddeutschen Bund müsse die Befugnis eingeräumt werden, dem deutschen Bürger im Ausland Schutz zu gewähren. Im Innern des Landes solle der Bund Handel, Verkehr und Gesetzgebung einheitlich entwickeln. Forderungen Preußens, welche nicht durch nationale Zwecke gebunden seien, lehnte er ab. Sie bedeuteten einen Eingriff in die innere Verwaltung der Einzelstaaten. Ebenso werde er die von Preußen veranschlagte Hilfe für das Militär in der geforderten Höhe ablehnen. Preußen habe die Existenz der kleinen Staaten garantiert und dürfe daher nicht mit Bestimmungen kommen, welche die Fortexistenz dieser Staaten unmöglich machten. Die Errungenschaften des oldenburgischen Staatsgrundgesetzes wie die persönliche Freiheit, die unabhängige Stellung der Kirchen und die Befreiung von Grund und Boden, müßten erhalten bleiben.

Rüder führte seine Auseinandersetzung in erster Linie mit dem Kandidaten Kitz und dessen großdeutscher Einstellung. Kitz galt als Verfechter einer großdeutschen Ideologie. Von 1849 bis 1867, also bis zum Ende des Krieges mit Österreich, vertrat er die Ansicht, die drei deutschen Kerngebiete, nämlich Norddeutschland, Süddeutschland und Österreich, müßten zu einem deutschen Staat vereinigt werden. Durch den Krieg mit Österreich schied dieses Land dann aus seinen Überlegungen aus. Diese Meinungsänderung warf Rüder ihm nun vor. Jetzt erst, nach dem erfolgreichen Kriege, erkenne Kitz die Bismarckschen Erfolge an und lasse nur notgedrungen von Österreich ab. Die Gründung des Norddeutschen Bundes sehe er auch heute noch nur als Ausgangspunkt, um im großdeutschen Sinne weiter zu wirken. Darum, so hieß es in den letzten Tagen vor der Wahl auf herumgereichten Handzetteln, „Wählt jeden - nur nicht Kitz!“ Weitere Streitpunkte waren die Konfession - Kitz war Katholik - und Anspielungen auf seine amtliche Stellung als Obergerichtsdirektor. Kitz konterte mit den Worten, daß er es bedauere, nicht die schwarz-rot-goldene Fahne wehen zu sehen, sondern nur preußische Farben. Er habe nichts gegen Preußen, bewundere sogar seine Armee und seine Bürokratie.

Doch als größte Verhöhnung des Rechtsgefühls sehe er das aufgezwungene preußische Wahlgesetz und seine Verfassung. Zum Fall Österreich meinte er lakonisch: „Victrid Diis placuit, sed victa Cato“ (Der Sieg hat der Gottheit gefallen, aber Cato hält es dennoch mit der besiegten Sache). Er habe weiterhin die Hoffnung, daß das jetzige Ministerium nicht in alle Ewigkeit regiere. Im übrigen sei der König von Preußen in Wirklichkeit schon jetzt das Oberhaupt des zu gründenden deutschen Bundesstaates. Den Süddeutschen müsse das Recht gegeben werden, Mitglied dieses neu zu gründenden Norddeutschen Bundes zu werden. Wenn Preußen darauf eingehe, werde man treu zu ihm stehen. Gehe es aber jetzt nur darauf aus, durch den Machtzuwachs, der zur Zeit mit ihm verbundenen Staaten als Großpreußen abzuschließen und Oldenburg und die anderen Staaten nur als Mittel zu diesem Zweck zu benutzen, so trete er in Opposition.

Kitz überzeugte im Wahlkampf und wurde erster Reichstagsabgeordneter des Landkreises Vechta. Er erhielt 5.827 Stimmen, auf Rüder entfielen 3939 Stimmen und auf Selkmann 719 Stimmen. Diese Wahl galt dem konstituierenden Reichstag. Für den ordentlichen Reichstag im September 1867 kandidierte Kitz nicht mehr. Ihm folgte Anton Russel.

Arnold Kitz starb am 22. Januar 1874 in Oldenburg.

Quellenverzeichnis:

- BRANDT, H. P.: Die 48er Revolution und das Birkenfelder Waldfest. Arolsen, Lebensbild einer deutschen Residenzstadt. Arolsen, Altstadtpostille. Briloner Heimatkunde, Band 1, 1991. Geschichtsblätter für Waldek, 06.03.1973/74. STÖCKER, H. G.: Die Waldeckschen Baubeamten. WILLOH: Altes und Neues aus dem Weichbild der Stadt Vechta, OV 1904. REINKE: Spaziergang durch Vechta, OV 1929. Bischöfliches Offizialat Vechta Niedersächsisches Staatsarchiv Oldenburg 527 HÜLLE: Geschichte des höchsten Landgerichtes von Oldenburg 1575 bis 1935. Hof- und Staatshandbücher des Großherzogtums Oldenburg Neue Zeitung vom 08. Februar 1867. Herr Hans A. Kitz, Düsseldorf, Oldenburgische Anzeigen vom 28. Januar 1837.

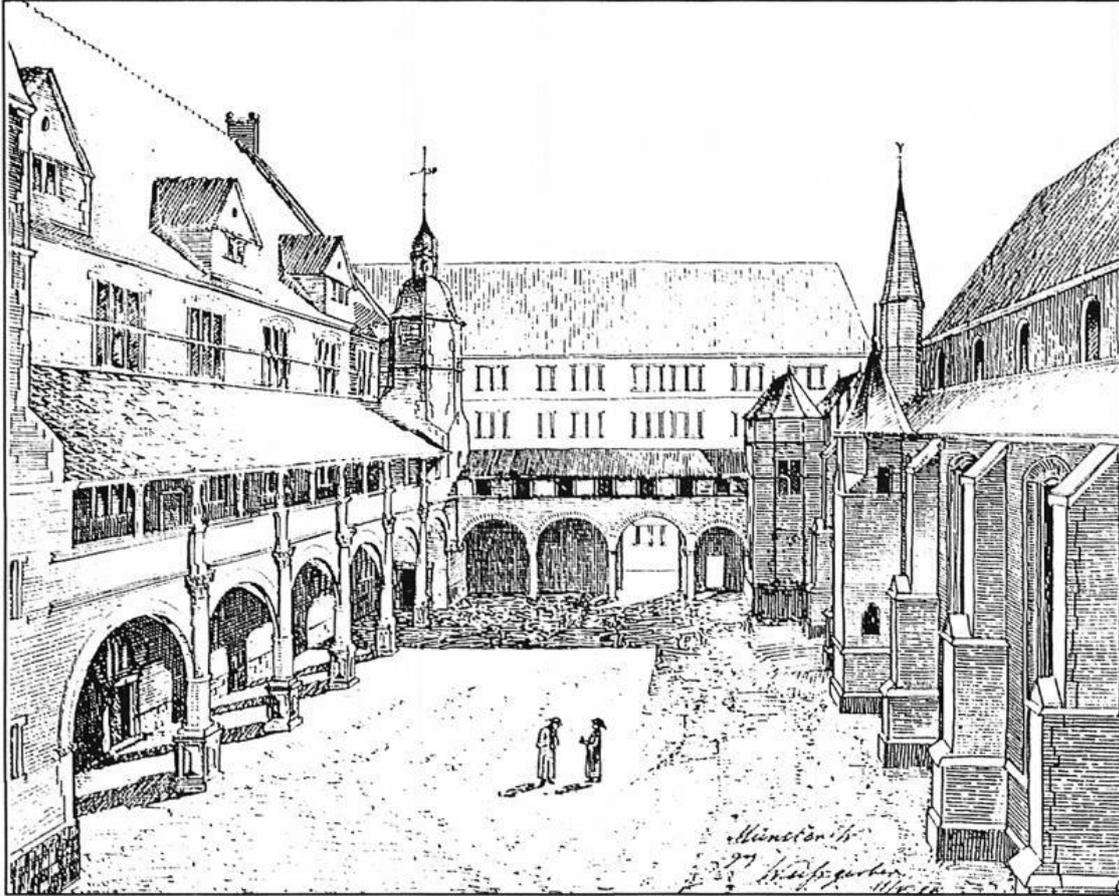
Schüler aus dem Niederstift Münster am Gymnasium Paulinum zu Münster 1636–1647

Gymnasien in Münster, Coesfeld, Meppen und Osnabrück

Bis zum Jahre 1627 gab es im ganzen Fürstbistum Münster nur ein einziges Gymnasium, das Paulinum in der Landeshauptstadt Münster. Es war 797 als Domschule gegründet und 1588 den Jesuiten übertragen worden.¹⁾ 1627 kam in Coesfeld ein zweites, ebenfalls von Jesuiten geführtes Gymnasium hinzu. Zu diesen beiden im Oberstift, dem heutigen westfälischen Münsterland, gelegenen Gymnasien trat im Jahre 1642 ein drittes hinzu: in Meppen im Niederstift Münster. Auch in diesem übernahmen die Jesuiten den Unterricht.²⁾

Die Heranziehung der Jesuiten zeigt, daß die beiden Neugründungen, die dem Drängen des damaligen münsterschen Landesherrn Fürstbischof Ferdinand von Bayern (1612–1650) ihre Existenz verdankten, der kirchlichen Erneuerung und der Festigung des katholischen Bekenntnisses im Lande dienen sollten. Die Jesuiten waren im 16. und 17. Jahrhundert das wichtigste Werkzeug dieser Bemühungen und sahen in gründlicher gymnasialer Bildung der „Eliten“ eines der wirksamsten Mittel zur Stärkung von katholischem Glauben und katholischer Kirche.

Bevor das Jesuitengymnasium in Meppen gegründet wurde, war das Gymnasium Carolinum in Osnabrück, ebenso und etwa zur gleichen Zeit wie das Paulinum in Münster als Domschule gegründet, das für das Niederstift Münster am nächsten gelegene Gymnasium. Dieser Umstand und die Tatsache, daß die münsterisch-niederstiftischen Ämter Meppen, Cloppenburg und Vechta bis 1667 kirchlich zur Diözese Osnabrück gehörten, haben dazu geführt, daß damals auch Schüler aus diesen Ämtern das Osnabrücker Carolinum besucht haben. Es wurde seit 1625 ebenfalls von Jesuiten geführt. Da die Schülerlisten des Carolinums seit Beginn der jesuitischen Zeit



*Innenhof des Gymnasium Paulinum um 1650; rechts die Petri-
kirche (Gymnasialkirche). Rekonstruktion von O. Weißgerber (1920).
Aus: Die Stadt Münster, bearb. von Max Geisberg, Teil IV,
Münster 1935, S. 511*

überliefert und auch veröffentlicht sind,³⁾ lassen sich die Namen der Schüler, die aus dem Niederstift Münster zu diesem Gymnasium gegangen sind, leicht ermitteln.

Ganz anders sieht es in diesem Punkt beim Gymnasium Paulinum zu Münster aus. Hier sind Schüler- bzw. Abiturientenverzeichnisse erst seit 1820 überliefert und auch veröffentlicht,⁴⁾ während aus der Zeit davor Schülerlisten nur ganz vereinzelt und bruchstückhaft dem Verlust entgangen sind. Von den erhaltenen stammen die meisten aus den Jahren 1636–1647,⁵⁾ während aus späterer Zeit nur Klassenlisten von 1768 vorhanden sind.⁶⁾ Alle sind noch unveröffentlicht. Diejenigen aus den 1630er und 40er Jahren hat Friedrich Zurbonsen vor beinahe hundert Jahren in einem Aufsatz vor allem unter Gesichtspunkten der Statistik, der Notengebung, des Leistungsstandes und der Disziplin ausgewertet.⁷⁾

Verstanden als ein Beitrag zur Bildungs- und Personengeschichte des Niederstifts Münster sind im folgenden die Namen der aus den Ämtern Meppen, Cloppenburg, Vechta und Wildeshausen und aus dem Gogericht Damme stammenden Schüler zusammengestellt. Amt und Stadt Wildeshausen gehörten seit den 1460er Jahren zum Fürstbistum Münster, waren somit Teil des Niederstifts. 1647 übertrug Königin Christine von Schweden Wildeshausen als selbständige Herrschaft an Gustav Gustavson, Graf von Wasaburg, einen unehelichen Sohn König Gustav Adolfs von Schweden. Das Gogericht Damme mit den beiden Kirchspielen Damme und Neuenkirchen unterstand der konfliktträchtigen gemeinsamen Herrschaft der Fürstbistümer Osnabrück und Münster. Dadurch gab es Verbindungen zum niederstiftischen Amt Vechta. Erst 1817 kam das Dammer Gebiet zu Oldenburg und wurde dadurch Teil des Oldenburger Münsterlandes.

Die Gliederung des Gymnasiums

Das Gymnasium bestand vor 350 Jahren und noch bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts aus fünf Klassenstufen. Die Schüler mußten schon Lateinkenntnisse mitbringen, wenn sie auf ein Gymnasium gingen. Diese rudimentären Sprachkenntnisse erwarben sie in der Regel auf lateinischen Trivialschulen (Lateinschulen), die es vielfach auch in solchen Städten gab, die kein Gymnasium besaßen. In Meppen gab es eine Lateinschule spätestens seit 1535, vielleicht aber bereits im 15. Jahrhundert. Auch in Vechta bestand im 17. Jahrhundert eine Lateinschule. Sie wurde von den 1642 in die Stadt gekommenen Franziskanern geführt und ist 1652 erstmals quellenmäßig bezeugt.⁸⁾ Konnten die zum Besuch eines Gymnasiums bestimmten Jungen keine Lateinschule besuchen, so mußten sie Latein im Privatunterricht lernen, der normalerweise von Geistlichen erteilt wurde.

In den drei unteren Klassen des Gymnasiums hatten die Schüler hauptsächlich die lateinische Grammatik zu erlernen. Daher trugen diese drei Klassen die allgemeine Bezeichnung „Grammatica“ und wurden unterschieden in „Infima“ oder „Tertia“ (untere oder dritte Klasse), „Media“ oder „Secunda“ (mittlere oder zweite Klasse) und „Suprema“ oder „Prima“ (obere oder erste Klasse). Die letzte Grammatikklasse („Suprema“, „Prima“) wurde auch als „Syntaxis“ bezeichnet, weil in ihr die Beherrschung des lateinischen Satzbaus geübt werden sollte.

Waren in diesen drei Klassen die Grundlagen in Wortschatz, Grammatik und Syntax gelegt, so wandte man sich in den beiden oberen

Klassen dem Kennenlernen und der Einübung der literarischen Formen zu. Die vierte Klasse hieß daher „Humanitas“ (auch wohl „Poetica“), weil in ihr im Sinne des Humanismus die Elemente und Formen der Dichtkunst vermittelt wurden. In der fünften Klasse, der „Rhetorica“, schließlich sollte nicht allein die Kenntnis der literarischen Gattungen, sondern auch ihre darbietende und gestaltende Beherrschung als Redekunst (Rhetorik) Gegenstand der unterrichtlichen Bemühungen sein.

Es ergibt sich also folgendes Schema, das zu kennen erforderlich ist, um die den Schülernamen hinzugefügten Klassenbezeichnungen richtig einordnen zu können:

Klasse I:	Infima/Tertia
Klasse II:	Media/Secunda
Klasse III:	Suprema/Prima/Syntaxis
Klasse IV:	Humanitas/Poetica
Klasse V:	Rhetorica.

Die Schüler aus dem Niederstift

Nur einer der in der weiter unten folgenden Aufstellung erfaßten Schüler ist für alle fünf Klassen nachgewiesen (Schwicker, Nr. 38). Das liegt in erster Linie an der Bruchstückhaftigkeit der überlieferten Schülerlisten. Für die Jahre 1638 und 1642 fehlen sie ganz. Für vier Jahre (1640, 1641, 1646, 1647) sind zwar Schülerlisten aus allen fünf Klassenstufen überliefert. Das aber sichert noch keine Vollständigkeit, da die drei unteren Klassenstufen zumeist doppelzünftig geführt wurden, die überkommenen Klassenlisten dem aber nicht immer entsprechen. Andererseits aber war die Zahl derer, die das Gymnasium ohne Abschluß vorzeitig verlassen haben, anscheinend ziemlich hoch. Das läßt sich schon daran ablesen, daß die übliche Zweizügigkeit der drei Grammatikklassen beim Übergang zur Humanitas/Poetica in der Regel zur Einzügigkeit schrumpfte. Für ein hohes Maß an Fluktuation sprechen schließlich auch die teilweise beträchtlichen Altersunterschiede zwischen Schülern derselben Klassenstufe. Das offenbaren die seit 1641 festgehaltenen Altersangaben der Schüler.

Man wird annehmen dürfen, daß zumindest die Schüler Bangen (Nr. 2 der Liste), Böthe/Bote (Nr. 7), Bruninck/Brüningh (Nr. 8) und Bruno Swartzenberg (Nr. 44) ihre ganze Schullaufbahn von der Infima bis zur Rhetorica am Paulinum zugebracht haben.

Schlüsselt man die Schüler nach ihrer örtlichen Herkunft auf, so ergibt sich in alphabetischer Reihenfolge:

Aschendorf	2
Cloppenburg	4
Damme	2
Friesoythe	3
Garrel	1
Haselünne	5
Lathen	1
Löningen	1
Meppen	13
Sögel	1
Vechta	10
Wildeshausen	<u>5</u>
zusammen	48

Die Städte und Amtssitze Meppen mit 13 und Vechta mit 10 Schülern lagen mit deutlichem Abstand an der Spitze. Haselünne (5), Wildeshausen (5), Cloppenburg (4) und Friesoythe (3) bildeten eine in etwa gleich starke Gruppe. Auch bei ihnen handelte es sich um Städte oder ein stadtähnliches Wigbold, das zugleich Amtssitz war (Cloppenburg), die in wirtschaftlicher und administrativer Hinsicht eine zentralörtliche Funktion hatten. In solchen städtischen Orten gab es damals eine aus Kaufleuten und Beamten bestehende Bevölkerungsgruppe, die finanziell dazu in der Lage war, ihre Söhne auf ein Gymnasium und anschließend womöglich gar auf eine Universität zu schicken. Aus der bäuerlichen und erst recht aus der unterbäuerlichen (Heuerlinge) Bevölkerung vom Lande kamen damals und auch noch lange Zeit später nur ganz selten Gymnasiasten.

Heute haben von den hier genannten Orten mit Ausnahme von Garrel und Lathen alle ein Gymnasium. Dadurch sind die Wege zum nächsten Gymnasium, die – nimmt man die Zielorte Osnabrück und Münster – hierzulande vor 350 Jahren 60 oder 120 oder 170 km betragen, gewaltig verkürzt worden. Die gewissermaßen flächendeckende Ausstattung auch des ländlichen Raumes mit Gymnasien, die in einem letzten großen Schub seit den 1960er Jahren erfolgt ist, eröffnet heute – zumindest im Prinzip – den Kindern aller Bevölkerungsschichten den Zugang zu diesem Schultyp, der seinem Anspruch nach auch heute noch die allgemeine Hochschulreife vermittelt, also auf ein akademisches Studium vorbereitet.

Das geschieht allerdings längst nicht mehr wie vor 350 Jahren in der Unterrichtssprache Latein. Und wenn damals zu wenig Kinder die Möglichkeit hatten, ein Gymnasium zu besuchen, so stellt sich heute eher die Frage, ob die „ländlichen Bildungsreserven“ – und

nicht nur diese –, denen der Schultyp Gymnasium seine starke Ausweitung in den letzten 30 bis 40 Jahren verdankt, nicht inzwischen ausgeschöpft sind.

Da die Schülerlisten des Paulinums, wie erwähnt, nicht vollständig sind, lassen sich den darin vorfindlichen Namen, Zahlen und Herkunftsorten der Schüler keine Aussagen herleiten, die Anspruch auf Repräsentativität erheben könnten. Das gilt auch für die folgende Übersicht der Schülerzahlen nach Ämtern:

Amt Meppen	22
Amt Cloppenburg	9
Amt Vechta	10
Amt Wildeshausen	5
Gogericht Damme	<u>2</u>
zusammen	48

Wenn das Amt Meppen in dem Überlieferungszeitraum mehr Schüler aufzuweisen hat als die Ämter Cloppenburg und Vechta zusammen, so kann das eine bloße Folge der Zufälligkeit der Quellenüberlieferung sein. Will man objektive Größen wie Fläche und Bevölkerungszahl der drei Ämter zur Erklärung heranziehen, so zeigt sich, daß das Amt Meppen zwar beinahe genauso groß war wie die Ämter Cloppenburg und Vechta zusammen, daß aber seine Einwohnerzahl kleiner war als die der beiden anderen Ämter zusammen. Da jedoch bei der gegebenen Quellenlage der Zufallsfaktor nicht meßbar ist, stoßen alle Versuche rationaler Erklärung der unterschiedlichen Schüleranteile der drei Ämter bald an ihre Grenzen und sind daher müßig.

Folgende Schüler aus dem Niederstift haben im Zeitraum von 1636–1647 das Gymnasium Paulinum besucht:⁹⁾

1 Auersen, Joannes Meppensis 1640 Secunda (S. 90) 1641 Suprema 15 J. (S. 130)	4 Bernardi, Albertus Lingensis (1636 und 1637) Meppensis (1639 und 1640) 1636 Infima (S. 13) 1637 Secunda (S. 45) 1639 Syntaxis (S. 61) 1640 Humanitas (S. 76)
2 Bangen, Joannes Cloppenburgensis 1641 Secunda 14 J. (S. 139) 1645 Humanitas 19 J. (S. 193) 1646 Rhetorica 19 J. (S. 230)	5 Biscopinck, Bertholdus Garrel 1646 Infima 13 J. (S.253)
3 Benes, Henricus Sagelensis (Sögel) 1641 Infima 12 J. (S. 146)	6 Bitter, Bernard Aschendorpensis 1636 Media (S. 5)

7 Böthe/Bote, Bernardus Cloppenburgensis 1639 Infima (S. 59) 1640 Secunda (S. 93) 1641 Syntaxis 19 J. (S. 125) 1644 Rhetorica 21 J. (S. 155)	1647 Rhetorica 16 J. (S. 271)
8 Bruninck/Brüningh, Franciscus Jacobus Dammensis 1640 Infima (S. 105) 1641 Infima 14 J. (S. 146) 1645 Humanitas 17 J. (S. 191) 1646 Humanitas 19 J. (S. 234) 1647 Rhetorica 19 J. (S. 268)	17 Hofflinger/Höfflinger, Ernestus (Theodorus) Meppensis 1646 Infima 14 J. (S. 254) 1647 Infima (S. 302)
9 Cock/Kock, Faustinus Meppensis 1640 Secunda (S. 94) 1641 Syntaxis 20 J. (S. 125)	18 Jansen, Bernardus Meppensis 1646 Humanitas 17 J. (S. 233) 1647 Rhetorica 18 J. (S. 267)
10 Dorgelo, a, Joannes Wolfgang Vechtensis 1647 Syntaxis 16 J. (S. 279)	19 Kögeken/Kögelken, Bernard Vechtensis 1636 Media (S. 5) 1637 Media (S. 41) 1639 Syntaxis (S. 61) 1640 Humanitas (S. 73) 1641 Rhetorica 19 J. (S. 117)
11 Dreier, Joannes Henricus Dammensis 1647 Infima 19 J. (S. 299)	20 Kramer, Hermanus Haselunensis 1641 Infima 18 J. (S. 147)
12 Dwingelo, a, Henricus Haselunensis 1646 Humanitas 18 J. (S. 234) 1647 Rhetorica 20 J. (S. 268)	21 Lacke/Laeke, Joannes Vechtensis 1647 Syntaxis 18 J. (S. 279)
13 Euers, Bernardus Meppensis 1646 Humanitas 15 J. (S. 233) 1647 Humanitas 17 J. (S. 273)	22 Leimkuhle/Leimcule, Joannes Wilshusensis 1645 Humanitas 17 J. (S. 193) 1646 Humanitas 16 J. (S. 234) 1647 Rhetorica 18 J. (S. 270)
14 Euers, Joannes Wilhelmus Cloppenburgensis 1640 Secunda (S. 95) 1641 Secunda 20 J. (S. 138)	23 Memerinck, Albertus Hasaelunensis 1647 Humanitas 17 J. (S. 273)
15 Heuman, Henricus Meppensis 1641 Suprema 12 J. (S. 130)	24 Molanus, Everhardus Vechtensis 1646 Infima 11 J. (S. 254) 1647 Infima 12 J. (S. 295)
16 Heuman, Wilhelmus Meppensis 1646 Humanitas (S. 235)	25 Molanus, Franciscus (Henricus) Vechtensis 1646 Infima 9 J. (S. 254) 1647 Infima 10 J. (S. 295)
	26 Molanus, Joannes Frisoythensis 1637 Media (S. 42)

27 Morrien, Joannes		35 Röve, Godefridus	
Meppensis		Hasellunensis	
1639 Infima	(S. 59)	1636 (Suprema)	(S. 1)
1640 Secunda	(S. 95)	1637 Prima	(S. 34)
1641 Syntaxis	15 J. (S. 126)	36 Schlüter, Godefridus	
28 Oldig/Oldick, Hermannus		Wilshus(anus)	
Meppensis		1647 Secunda	18 J. (S. 286)
1644 Infima	12 J. (S. 178)	37 Schluter, Gerhardus	
1645 Infima	14 J. (S. 222)	Wildeshusannus	
1646 Secunda	14 J. (S. 250)	1646 Secunda	14 J. (S. 245)
1647 Syntaxis	15 J. (S. 278)	38 Schwicker/Swicker, Rudolphus	
29 Ostermann, Hermannus		Hermanus	
Aschendorpensis		Loningensis	
1645 Syntaxis	18 J. (S. 200)	1636 Infima	(S. 20)
30 Pannenschmitt (dt), Jacobus		1637 Secunda	(S. 47)
Frisoytensis		1639 Syntaxis	(S. 64)
1640 Infima	(S. 100)	1640 Humanitas	(S. 76)
1641 Infima	14 J. (S. 143)	1641 Rhetorica	18 J. (S. 119)
1644 Syntaxis	17 J. (S. 165)	39 Scriver/Schrifer, Henricus	
1645 Syntaxis	19 J. (S. 201)	Vechtensis	
1646 Humanitas	20 J. (S. 234)	1646 Secunda	14 J. (S. 250)
1647 Humanitas	21 J. (S. 274)	1647 Syntaxis	16 J. (S. 278)
31 Pannensmid(t), Joannes		40 Stenuorde/Stenfort, Carolus	
Frisoytensis		Vechtensis	
1640 (Suprema?)	(S. 85)	1646 Secunda	14 J. (S. 245)
1641 Humanitas	18 J. (S. 123)	1647 Secunda	15 J. (S. 285)
32 Praetorius, Antonius		41 Stroen, Henricus	
Vechtensis		Latensis	
1644 Media	17 J. (S. 167)	1641 Infima	12 J. (S. 146)
1645 Syntaxis	17 J. (S. 199)	42 Suttholt, Joannes	
1646 Syntaxis	18 J. (S. 241)	Vechtensis	
1647 Humanitas	18 J. (S. 273)	1646 Secunda	14 J. (S. 247)
33 Praetorius, Joannes		1647 Syntaxis	16 J. (S. 279)
Vechtensis		43 Swartzenberg, Antonius	
1637 Prima	(S. 35)	Meppensis	
1640 Rhetorica	(S. 70)	1640 Infima	(S. 105)
34 Rebbeken, Joannes		1641 Infima	15 J. (S. 145)
Wilshusanus		44 Swartzenberg(ch), Bruno	
1646 Secunda	17 J. (S. 251)	Meppensis	
1647 Syntaxis	17 J. (S. 279)	1640 Infima	(S. 105)
		1641 Infima	11 J.! (S. 145)
		1646 Rhetorica	19 J.! (S. 229)

45 Tecklenborck, Adrianus Hasaelunsis 1647 Humanitas 17 J. (S. 273)	Wildeshusanus 1646 Secunda 16 J. (S. 245) 1647 Syntaxis 19 J.! (S. 277)
46 Tillman, Lucas Cloppenburgensis 1647 Syntaxis (S. 279)	48 Versen, Henricus Meppensis 1645 Syntaxis 15 J. (S. 200)
47 Vahle/Vale, Alexander	1646 Humanitas 15 J. (S. 234)

Berufswege

Ob sie das Gymnasium bis zum Ende durchlaufen haben, ob sie danach eine Universität besucht und welchen Beruf sie ohne oder mit Studium ausgeübt haben, ist von den allermeisten der hier erfaßten „studiosi“ nicht bekannt. Man könnte es auch nur unter immensem Arbeitsaufwand, z. B. durch systematische Auswertung von Universitätsmatrikeln, zu ermitteln versuchen; allerdings kaum mit Aussicht auf Vollständigkeit.

Immerhin seien aber die sechs Schüler erwähnt, von denen aufgrund der Tatsache, daß entsprechende Quellen gedruckt vorliegen, überliefert ist, daß sie in den geistlichen Stand eingetreten sind.

Bernardus Böthe/Bote aus Cloppenburg (Nr. 7) hat am 15. Juli 1636 durch den münsterischen Weihbischof Johannes Nikolaus Claesens (1623-1646) die Tonsur empfangen.¹⁰⁾ Durch die Tonsur, eine teilweise Schur der Haare des Hauptes, wurde man in den Klerikerstand aufgenommen.¹¹⁾ Die Tonsur, die keine eigene Weihestufe auf dem Weg zum Priesteramt bildete, wurde oft schon in ziemlich jungen Jahren vorgenommen. Wenn Böthe/Bote laut Schülerverzeichnis im Jahre 1641 19 Jahre alt war, dann ist er als 14jähriger tonsuriert worden.

Johann Wolfgang von Dorgelo (Nr. 10), einer in Vechta ansässigen Adelsfamilie entstammend, hat die Tonsur am 3. Juli 1641 empfangen. In diesem Jahr wurde er – als Zehnjähriger – auch in das Domkapitel zu Osnabrück aufgenommen. 1650 hat er sich an der Universität Köln immatrikuliert, 1660 ist er gestorben.¹²⁾

Am 1. Juli 1633, im Alter von acht Jahren also, wurde Bernardus Kögelen/Kögelken – im Weiheregister findet sich die Schreibung Kogeliken – aus Vechta (Nr. 19) die Tonsur erteilt.¹³⁾

Johannes Lacke/Laeke aus Vechta (Nr. 21) könnte identisch sein mit jenem Johannes Lake aus der Diözese Osnabrück, zu der Vechta damals noch gehörte, der am 30. Mai 1654 in Münster zum Priester geweiht wurde.¹⁴⁾

Albertus Memerinck aus Haselünne (Nr. 23) hat sich am 14. November 1649 an der Universität Paderborn immatrikuliert und

wurde hinsichtlich seiner finanziellen Verhältnisse durch den beigefügten Buchstaben C unter die mittelmäßig Begüterten eingestuft. Am 17. August 1653 trat er in die Gemeinschaft der an der Paderborner Domkirche residierenden Geistlichen ein. Dabei zahlte er eine Aufnahmegebühr von 25 Reichstalern und legte einen Eid ab. Er hatte bis zu seinem Tod am 16. November 1668 ein Beneficium (Stelle, Pfründe) an der Paderborner Bischofskirche inne. Bei der Eintragung ins Totenbuch wurde er als R. D. = Reverendus Dominus (Hochwürdiger Herr) bezeichnet, woraus sich ablesen läßt, daß er die Priesterweihe empfangen hatte.¹⁵⁾

Alexander Vale aus Wildeshausen (Nr. 47) schließlich hat die Tonsur am 4. April 1639 empfangen, auch er zu diesem Zeitpunkt noch im kindlichen Alter von neun oder elf Jahren.¹⁶⁾

Anmerkungen

- 1) Rudolf Schulze, Das Gymnasium Paulinum zu Münster (Westf.) im Wandel der Zeiten (797 bis 1947). In: 797-1947. Das Gymnasium Paulinum zu Münster. Hrsg. von Rudolf Schulze, Münster 1948, S. 7-148.
- 2) Karl Knapstein, Das Gymnasium Meppen im Verlauf seiner Geschichte. In: Festschrift zur 600-Jahrfeier der Stadt Meppen. Münster 1960, S. 69-76. – Wolfgang Germing, Der Weg durch die Jahrhunderte. Eine Zeittafel zur Geschichte des Windthorst-Gymnasiums Meppen. In: 350 Jahre Windthorst-Gymnasium Meppen 1642-1992. Hrsg. von Wolfgang Germing, Meppen 1992, S. 11-22.
- 3) Verzeichnis der Schüler des Gymnasiums Carolinum zu Osnabrück 1625-1804. Zusammengestellt vom Prof. Dr. Julius Jaeger. Beilage zum Programm des Königlichen Gymnasiums Carolinum zu Osnabrück. Osnabrück 1903.
- 4) Franz Hölscher, Verzeichnis der Abiturienten des Paulinischen Gymnasiums zu Münster i. Westf. von 1820 bis 1866. In: 89. Jahresbericht über das Königliche Paulinische Gymnasium zu Münster i. W. für das Schuljahr 1908-1909. Münster 1909. – Ders., Verzeichnis der Abiturienten des Gymnasiums von 1867-1900. In: 90. Jahresbericht über das Königliche Paulinische Gymnasium zu Münster i. W. für das Schuljahr 1909-1910. Münster 1910.
- 5) Staatsarchiv Münster: Studienfonds Münster – Jesuitenkolleg Münster Nr. 5814.
- 6) Staatsarchiv Münster: Fürstentum Münster Kabinettsregistratur Nr. 2954. – 1768 stammte nur ein Schüler des Paulinums aus dem Niederstift; er kam aus Haselünne. – Inzwischen gab es neben Meppen ein zweites Gymnasium im Niederstift, das 1714 gegründete Gymnasium Antonianum in Vechta.
- 7) Friedrich Zurbonsen, Aus den Censurenlisten des Gymnasiums 1636-1647. In: Königliches Paulinisches Gymnasium zu Münster. Festschrift zur Feier der Einweihung des neuen Gymnasialgebäudes am 27. April 1898. Münster 1898, S. 53-71.
- 8) Zu Meppen: Germing (wie Anm. 2), S. 11 – Zu Vechta: Josef Nordlohne, Das Gymnasium Antonianum. In: Beiträge zur Geschichte der Stadt Vechta. Hrsg. von der Stadt Vechta. Band III. Vechta 1978, S. 45-84; hier S. 45.
- 9) In Klammern ist jeweils die Seite der Quelle (siehe Anm. 5) angegeben.
- 10) Die Weiheregister des Bistums Münster 1593-1674. Hrsg. von Wilhelm Kohl. Münster 1991, Nr. 1690.
- 11) A. Häussling, Artikel „Tonsur“. In: Lexikon für Theologie und Kirche. 2. Aufl. Bd. 10, Freiburg/Brsg. 1965, Sp. 250f.
- 12) Weiheregister (wie Anm. 10) Nr. 1818.
- 13) Weiheregister Nr. 2279.
- 14) Weiheregister Nr. 4278.
- 15) Die Matrikel der Universität Paderborn 1614-1844. Hrsg. von Joseph Freisen. Zwei Bände. Würzburg 1931/32. Reprint Nendeln/Liechtenstein 1980, Nr. 426.
- 16) Weiheregister Nr. 2951. – Eine genaue Altersbestimmung ist wegen der unvereinbaren Altersangaben in der Quelle nicht möglich.

Verein Oldenburger Akademiker an der Westfälischen Wilhelms- Universität Münster "Graf Anton Günther" *

Studenten aus dem Oldenburger Münsterland

Studentische Organisationen während der Weimarer Republik

Nach dem Ersten Weltkrieg, an dem etwa 50–60000 Studenten als Soldaten teilgenommen hatten, nahmen die studentischen Vereinigungen aus der Vorkriegszeit ihre Tätigkeit wieder auf. Hierbei wurde teilweise an alte Traditionen angeknüpft, teilweise bildeten sich aber auch neue studentische Vereinigungen heraus.

Die sozialistischen Studentenräte, die sich im November 1918 im Zuge der revolutionären Unruhen in Berlin, München, Leipzig und Breslau gebildet hatten, verfolgten politische Interessen. Sie arbeiteten eng mit den Arbeiter- und Soldatenräten zusammen und übertrugen ihre revolutionären Forderungen auf den Hochschulbereich¹⁾. Als dauerhafter Erfolg wurde die Bildung "demokratisch gewählte(r) Studentenausschüsse()" erreicht, "in denen jedoch der revolutionäre Impuls auf die Dauer unterging²⁾."

Das andere Extrem bildeten monarchistische Verbindungsstudenten, die eine antidemokratische Haltung vertraten und z.T. Studentenwehren gründeten, um auch unter Anwendung von Gewalt ihre politischen Anschauungen durchzusetzen.

Im Frühjahr 1919 wurden von den aus dem Krieg heimgekehrten Studenten überall "Allgemeine Studentenausschüsse" gebildet, die darauf abzielten, "die althergebrachten Gegensätze zwischen Verbindungs- und Freistudenten zu überwinden."³⁾ An einigen Universitäten, zuerst 1885 in Heidelberg, hatte es solche "Allgemeinen Studentenausschüsse", die schon bald "AStA" genannt wurden, als freiwillige Zusammenschlüsse bereits vorher gegeben.⁴⁾ Die Allge-

meinen Studentenausschüsse neuen Typs unterschieden sich v.a. in drei Punkten von den älteren: Die Mitgliedschaft war für jeden Studierenden obligatorisch, die Finanzierung war durch Zwangsbeiträge gesichert und die Ausschüsse wurden durch allgemeine und direkte Wahlen zusammengesetzt. Im Juli 1919 gründeten die Allgemeinen Studentenausschüsse auf dem Studententag in Würzburg die "Deutsche Studentenschaft" als Dachorganisation. Der jährlich zusammentretende "Deutsche Studententag", zu dem die örtlichen Studentenschaften gemäß ihrer Mitgliederzahl Delegierte entsandten, war gewissermaßen das erste deutsche Studentenparlament.⁵⁾

Auch von staatlicher Seite wurden die studentischen Bemühungen um eine Demokratisierung der Hochschulen mitgetragen. So erließ Preußen 1920 ein neues Studentenrecht, welches die studentische Selbstverwaltung sicherte.⁶⁾

Die Aufgabenbereiche des AStA waren zum einen die Vertretung der studentischen Interessen in der akademischen Selbstverwaltung, zum anderen aber auch praktischer Art, beispielsweise konkrete Maßnahmen zur Linderung der wirtschaftlichen Not der Studierenden und die Organisation kollektiver Selbsthilfemaßnahmen. In der Zeit der Weimarer Republik lebte die studentische Korporations- und Vereinslandschaft wieder auf. Betrug die Mitgliederzahlen 1919 ca. 25000 bei einem Anteil von etwa 30 Prozent an der Gesamtstudentenschaft, so stieg dieser bis 1933 auf 60 Prozent an.⁷⁾ Neben den Burschenschaften, die sich nach dem Zusammenschluß mehrerer Konvente bis 1931 zum stärksten Verband entwickelten, gab es die ebenfalls traditionell ausgerichteten christlichen Bünde, liberale Vereinigungen, jüdische Verbindungen und die Freistudentenschaft. Die Freistudentenschaft verfolgte eine progressive politische Haltung und stand unter dem Einfluß der Jugendbewegung.

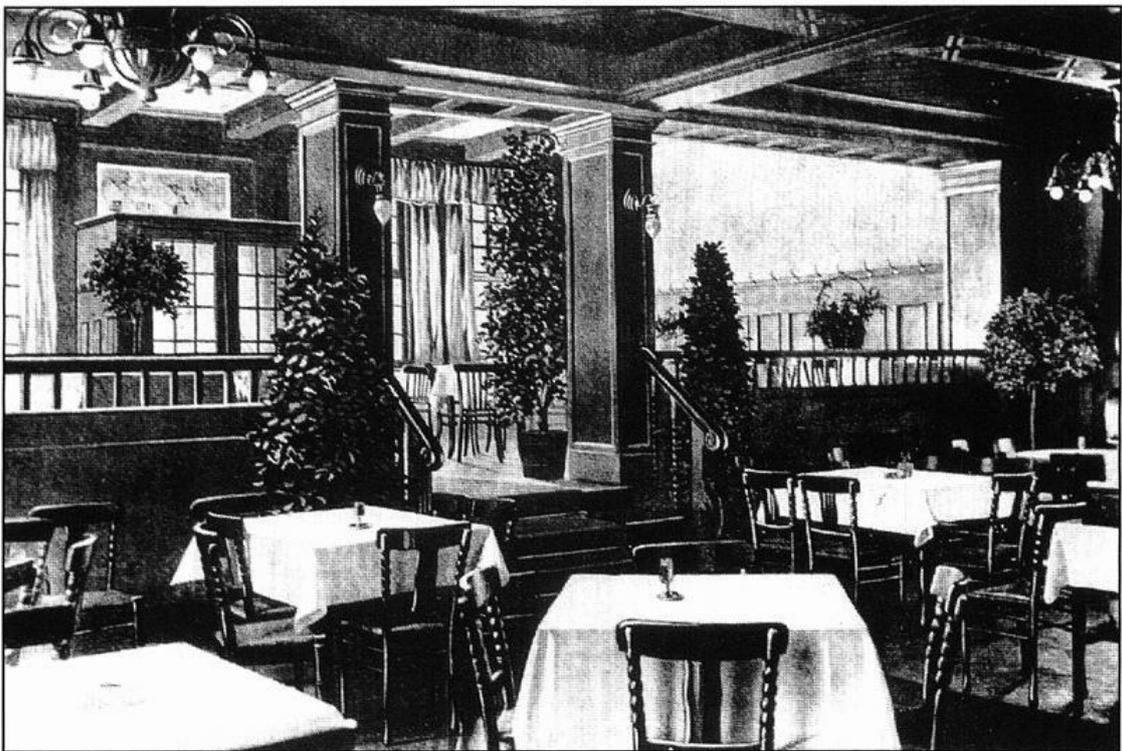
Neu war "die Bildung von rein politischen Studentenverbänden".⁸⁾ Hierzu zählten der "Sozialistische Studentenbund", der "Reichsbund deutschdemokratischer Studenten" und die studentischen Gruppen des katholischen Zentrums, die zusammen mit weiteren Gruppen das "Reichskartell deutscher republikanischer Studenten" gründeten. Zum Spektrum der rechtsgerichteten studentischen Gruppen zählten der Stahlhelm-Studentenring "Langemarck" und der Nationalsozialistische Deutsche Studentenbund (NSDStB), die sich 1931 konstituierten.⁹⁾

Die beiden Hauptgruppen der studentischen Vereinigungen waren jedoch die Verbindungs- und Vereinsstudenten (Korporierte) und



Außen- und Innenansicht der Gastwirtschaft Appels in Münster (Neubrückenstraße), dem Verkehrslokal der Vereinigung „Graf Anton Günther“ in den 1920er Jahren.

Fotos: Stadtarchiv Münster: Postkartensammlung)



die Freistudenten. Die Korporationen waren traditionell bürgerlich orientiert. Sie sind in schlagende und nichtschlagende Verbindungen zu unterteilen. Zu den schlagenden Verbindungen zählten die Burschenschaften mit ihrer Dachorganisation der Deutschen Burschenschaft, die Landsmannschaften mit der Deutschen Landsmannschaft als Dachorganisation, sowie die Turnerschaften u.a.. Nichtschlagende Verbindungen waren die konfessionell ausgerichteten Studentenvereine.¹⁰⁾ Unter diesen sind vor allem die drei großen katholischen zu nennen: der farbentragende "Cartellverband der Katholischen Deutschen Studentenverbindungen" (CV), der nichtfarbentragende "Kartellverband der Katholischen Studentenvereine" (KV) und der ebenfalls nichtfarbentragende "Unitas-Verband der Wissenschaftlichen Katholischen Studentenvereine" (UV).

Die sogenannten Freistudenten machten etwa die Hälfte der organisierten deutschen Studenten aus. Sie bildeten "meist nur (...) lose() Zweckgemeinschaften und (...) rein politische() Hochschulgruppen".¹¹⁾ Ein wesentlicher Unterschied zwischen den Freistudenten und den Korporierten bestand darin, daß die Freistudenten das von den Verbindungsstudenten gepflegte Prinzip des Lebensbundes ablehnten. Das Lebensbundprinzip beinhaltet, daß ein Mitglied auch nach seiner Studienzeit noch der Korporation in der "Altherrenschaft" als "Philister" angehören konnte. Außerdem lehnten die Freistudenten die traditionellen Rituale, wie Duell, Mensur, Kneipwesen etc., der Korporierten ab.

Der Verein Oldenburger Akademiker

Nach dieser knappen Einführung in das studentischen Verbindungswesens in der Weimarer Zeit soll nun eine lokale Erscheinungsform eines studentischen Vereins aus dem ehemaligen Land Oldenburg an der Universität in Münster vorgestellt werden.

Am 4. Dezember 1922 gründeten Studierende aus dem Land Oldenburg den Verein Oldenburger Akademiker an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster.

Wie Nachforschungen an anderen Universitäten ergeben haben, hat ein Verein dieser Art allein an der Universität in Münster bestanden.¹²⁾ Als Erklärung für die Einzigartigkeit dieses Vereins Oldenburger Akademiker ist die traditionelle Bindung vor allem des Oldenburger Münsterlandes an Münster zu nennen. Im Reichdeputationshauptschluß 1803 wurden im Zuge der Säkularisierung des Fürstbistums Münster die Ämter Cloppenburg und Vechta aus dem Niederstift an das Herzogtum Oldenburg abgetreten. Eine besondere Verbindung zu Münster hat sich erhalten, da die Bevölkerung

des Oldenburger Münsterlandes fast ausschließlich der katholischen Konfession angehörte, während der nördliche Teil des Herzogtums protestantisch war. Kirchlich gehört das ehemalige Land Oldenburg bis heute zur Diözese Münster (Bischhöflich Münstersches Offizialat mit Sitz in Vechta). Außer den historischen und kirchlichen Bindungen bot sich die Wilhelms-Universität in Münster auch wegen der räumlichen Nähe als Studienort für Studenten aus ganz Oldenburg an. Denn in der Zwischenkriegszeit gab es im universitätsarmen deutschen Nordwesten nur die Universitäten Kiel, Hamburg und Göttingen und die Technischen Hochschulen in Hannover und Braunschweig.

Der Name des Vereins "Graf Anton Günther" zeugt von Traditionsbewußtsein und vaterländischer Gesinnung, war der namengebende Graf doch der bedeutendste Landesherr Oldenburgs während der Grafenzeit. Anton Günther regierte die Grafschaft Oldenburg von 1603 bis 1667. Er zeichnete sich besonders aufgrund seiner Neutralitätspolitik während des 30jährigen Krieges aus und war der letzte Oldenburger Graf, bevor die Grafschaft für über 100 Jahre (1667-1773) dänisch wurde.¹³⁾

Der Verein Oldenburger Akademiker stellt einen landsmannschaftlichen Zusammenschluß aus Oldenburg stammender Studierender in Münster dar. Bereits in den 1890er Jahren hat es im Oldenburger Lande einen Philisterzirkel gegeben, in dem sich Mitglieder des CV regelmäßig zu geselligem Anlaß trafen.¹⁴⁾

Am 5. Dezember 1922 beantragte der Vorsitzende der soeben gegründeten "Vereinigung Oldenburger Akademiker an der Universität Münster 'Graf Anton Günther'", Wilhelm Thyen, beim Rektor der Westfälischen Wilhelms-Universität die Genehmigung des Vereins. Außerdem bat er in seinem schriftlichen Gesuch darum, "daß in den Räumen der Universität ein Anschlagbrett des Vereins angebracht" werde.¹⁵⁾ Am 12. Dezember 1922 erfolgte die Genehmigung: "Der Verein Oldenburger Akademiker an der Universität Münster "Graf Anton Günther" wird genehmigt und die Anbringung eines Brettes gestattet."

Die Satzung der Vereinigung Oldenburger Akademiker

Die am 5. Dezember 1922 bei der Universität eingereichten "Satzungen" (!) bestehen aus acht Paragraphen. Die Paragraphen 1 bis 3 beinhalten die Namensgebung, den Zweck und die Farben des Vereins. Paragraph 4 enthält die Bestimmungen zur Vereinsmitgliedschaft und die Paragraphen 5 bis 8 regeln die Modalitäten des

Vereinslebens: die Zusammensetzung des Vorstands, die Treffen der Mitglieder, die Bestimmungen zu Wahlen und Beschlußfassungen sowie die Auflösungsbedingungen.

Neben der Bezeichnung des Vereins enthält §1 auch eine Aussage über dessen Charakter: "Der Verein ist interkonfessionell und interkorporativ." Die Interkonfessionalität ist für den Verein Oldenburger Akademiker wegen der erwähnten Konfessionsunterschiede im Lande Oldenburg von großer Wichtigkeit. Daß der Verein sich als "interkorporativ" bezeichnete, wird seinen Grund vermutlich darin gehabt haben, daß viele, wenn nicht die meisten seiner Mitglieder zugleich anderen Studentenverbindungen ("Korporationen") angehörten. Zu diesen Korporationen – in erster Linie wohl die katholischen CV, KV und UV – wollte der Verein "Anton Günther" folglich nicht in Konkurrenz treten oder gar einen Ausschließlichkeitsanspruch an seine Mitglieder stellen. Durch die "interkorporative" Offenheit wurde der in den Paragraphen 2 bis 4 ausdrücklich genannte landsmannschaftliche Charakter des Vereins unterstrichen.

Die Zielsetzung des Vereins wird in §2 festgelegt: "Zweck der Vereinigung ist die Pflege des Heimatgedankens, der Kameradschaft und der Geselligkeit." Hiermit werden ausschließlich und eindeutig die gemeinsame Herkunft aus dem Land Oldenburg und gemeinsame kulturelle und heimatbezogene Interessen als Bindeglied zwischen den Vereinsmitgliedern aufgeführt. Dem entspricht, daß die Farben Oldenburgs, Blau und Rot, als Vereinsfarben festgelegt werden (§3).

Über die Mitgliedschaft informiert §4. Zunächst werden die Bedingungen genannt, die ein Mitglied erfüllen muß: Die Mitgliedschaft steht jedem Oldenburger, Männern und Frauen gleichermaßen, offen, sofern sie als Studenten an der Universität Münster eingeschrieben sind. In diesem Paragraphen wird neben der gemeinsamen Herkunft der Mitglieder ein weiteres Merkmal für eine landsmannschaftliche Verbindung angeführt, indem das Lebensbundsprinzip aufgenommen wird: "Die aktiven Mitglieder werden nach vollendetem Studium zu Altmitgliedern ernannt."¹⁶⁾ Außerdem können Oldenburger Akademiker unter der Bedingung, daß der Rektor der Universität zustimmt, zu Ehrenmitgliedern ernannt werden. Aber auch Nichtakademikern steht die Mitgliedschaft offen, wenn die Vereinsmitglieder diese mit einer 3/4-Mehrheit befürworten. Die Zusammensetzung des Vereinsvorstands wird in §5 festgeschrieben. Er wird in jedem Semester neu gewählt und besteht aus "dem Vorsitzenden, dem Schriftführer und dem Kassierer".¹⁷⁾

Die Sitzungen des Vereins finden alle zwei Wochen statt, wie §6 sagt. Es besteht eine Teilnahmepflicht an diesen "offizielle(n) Veranstaltung(en) in Form eines geselligen Abends oder eines Ausfluges".¹⁸⁾ Dadurch wird noch einmal der Kameradschaftscharakter des Vereins hervorgehoben, den die "Form" der Zusammenkünfte eindeutig erkennen läßt.

In §7 werden die Wahlen und Beschlußfassungen geregelt, die eine "einfache Stimmenmehrheit" erfordern.¹⁹⁾ Der letzte Paragraph der Satzung bestimmt die Modalität für die Auflösung des Vereins. Eine 2/3-Mehrheit muß dieser zustimmen.

Die Mitglieder des Vereins

Im Universitätsarchiv der Universität Münster konnten Mitgliederlisten des Zeitraums von 1922 bis 1936 ermittelt werden.

Der Aufbau der Mitgliederlisten erfolgt im wesentlichen nach dem Muster der ersten Liste. Auf dem Deckblatt befinden sich formale Angaben zum Vereinsnamen, seinen Farben, zum Kneiplokal²⁰⁾ und zu Ort und Zeit der Versammlungen. Zudem werden die Namen der Vorstandsmitglieder und ein "Bevollmächtigte(r) zur Empfangnahme v(on) Wertsendungen" aufgelistet.

Anschließend folgt die eigentliche Mitgliederliste mit Angaben zu "Matrikel-Nr., Zu- und Vorname, Geburtsort, Provinz, Religion, Studium, Studienhalbjahr überhaupt, Wohnung".²¹⁾

Die erste Liste vom Wintersemester (WS) 1922/23 weist 13 Mitglieder auf. Auffällig ist, daß lediglich eine Frau zu den Gründungsmitgliedern zählt. Bis auf das weibliche Vereinsmitglied, welches aus Zwischenahn kommt, stammen alle anderen aus dem Oldenburger Münsterland.

Sechs Mitglieder befinden sich im sechsten bis zwölften und sechs weitere in den ersten vier Studiensemestern.²²⁾ Der Verein hat demnach verschiedene Altersgruppen angesprochen.

In den folgenden Semestern bis zum Sommersemester 1936 veränderte sich die Mitgliederstärke des Vereins ständig. Durchschnittlich waren etwa 18 Mitglieder im Verein. Bis zum Wintersemester 1929/30 bewegte sich die Mitgliederzahl zwischen 8 und 25, in den 30er Jahren zwischen 15 und 31. Die mitgliederstärksten Semester waren das WS 1933/34 mit 31 und das folgende Sommersemester mit 27 Mitgliedern. Der Frauenanteil lag im Durchschnitt unter 15 Prozent.

Die durchschnittliche Mitgliedschaftsdauer betrug 2,4 Semester. Sie reichte bei den einzelnen Mitgliedern von einem bis zu zehn Semestern.

Die letzte Mitgliederliste stammt aus dem Sommersemester 1936. Mit Namen wird hier nur ein Vorstandsmitglied genannt. Anstatt der sonst üblichen Mitgliederliste wird folgendes angemerkt: "Als Mitglieder gelten alle am Hochschulort Oldenburg studierenden Studenten und Studentinnen. Es besteht weder eine Beitragspflicht noch eine Teilnahmepflicht an den Veranstaltungen. Auf den Veranstaltungen wird der Heimatgedanke gefördert durch plattdeutsche Unterhaltung, Lieder und Austausch der Erlebnisse; vor allem während der Ferien und an anderen Hochschulorten erlebtes (!) wird ausgetauscht."

Mit diesem letzten Hinweis wird zwar der Vereinszweck aus der Satzung aufgegriffen, zugleich aber die Bestimmung über die Mitgliedschaft in der Weise geändert, daß eine Generalmitgliedschaft aller oldenburgischen Studenten ausgesprochen wird. Der für das Vereinsleben wichtige §6, welcher die 14tägigen Treffen und die obligatorische Teilnahme vorschreibt, wird ausdrücklich negiert. Somit hat der Verein Oldenburger Akademiker an der Universität Münster seine ursprüngliche Organisationsform verloren.

Eine Erklärung für diese Abwandlung der Satzung bieten die Gleichschaltungsmaßnahmen des NS-Regimes. Der Nationalsozialistische Deutsche Studentenbund beanspruchte die Führung der deutschen Studenten, so daß studentische Vereine ab Ende 1936²³⁾ formal nur noch als Unterorganisationen bestehen konnten. Ob die Vereinigung "Anton Günther" ausdrücklich verboten wurde oder sich förmlich aufgelöst hat, oder ob sie lediglich faktisch dem Monopolanspruch des NSDStB gewichen ist, geht aus den Archivdokumenten nicht hervor.

Studienrichtungen der Vereinsmitglieder

Die Mitgliederlisten gewähren auch einen Einblick darin, welche Studiengänge oldenburgische Studenten an der Universität Münster belegt haben.

Von den 193 Studierenden, die im Zeitraum vom WS 1922/23 bis zum Sommersemester 1936 eingetragene Vereinsmitglieder waren, stellten die Philologiestudenten mit der Anzahl von 58 die größte Gruppe. Die nächstgrößere Gruppe bildeten die Medizinstudenten mit 41 Mitgliedern. Es folgten die Jurastudenten mit 34. Jeweils 18 Studenten stammten aus den Fachrichtungen Mathematik und Zahnmedizin. Acht Theologiestudenten und sechs Chemiestudenten waren Vereinsmitglieder. Unter fünf Studenten kamen aus den Studienrichtungen Politikwissenschaft (4), Pharmazie (2), Agrarwissenschaften und Volkswirtschaft (jeweils 1).

Die meisten weiblichen Studierenden gehörten den Studienrichtungen Philologie (8) und Zahnmedizin (5) an. Die übrigen weiblichen Vereinsmitglieder studierten Chemie (2), Medizin (2), Pharmazie (2), Jura und Mathematik (jeweils 1).

Zu den Mitgliedern zählten auch zwei ausgebildete Akademiker. Im WS 1925/26 und im Sommersemester 1926 verzeichneten die Vereinslisten einen Dr.phil. und im WS 1926/27 einen Ingenieur als Mitglieder.

Daß der Vereinigung relativ wenige Theologiestudenten angehörten, dürfte hauptsächlich zwei Gründe gehabt haben: Erstens wohnten die Theologen normalerweise im Collegium Borromaeum, dessen damals noch sehr strenge Hausordnung eine Teilnahme an der Veranstaltungen der Vereinigung "Anton Günther" erschwert haben dürfte. Zweitens hatten die aus dem Lande Oldenburg stammenden Theologen in Münster einen eigenen landsmannschaftlichen Zusammenschluß, die "Oldenburgia". Der am 20. Juni 1860 in Münster gegründete und heute noch bestehende "Verein Oldenburgischer Geistlichen" (lateinisch "Societas Sacerdotium Oldenburgensium") hatte sich gemäß seinen Statuten die Förderung von Freundschaft und Wissenschaft zum Ziel gesetzt.²⁴⁾ Diese Vereinigung könnte Vorbild für den Zusammenschluß der oldenburgischen Studenten im Verein "Anton Günther" gewesen sein, die an den "weltlichen" Fakultäten in Münster studierten.

Herkunftsorte der Vereinsmitglieder

Die größte Anzahl der Vereinsmitglieder stammte aus den Städten Cloppenburg (26) und Vechta (20) sowie aus Lohne (13). Auch die übrigen Vereinsmitglieder kamen überwiegend aus dem Oldenburger Münsterland.

Über das tatsächliche Vereinsleben sind aus den vorliegenden Unterlagen keine Informationen zu entnehmen. Aber schon aufgrund der in der Satzung festgelegten Ziele stellte der Verein für seine Mitglieder während der Studienzeit in Münster eine Verbindung zur Heimat dar.

Die "Vereinigung Oldenburger Akademiker an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster 'Graf Anton Günther'" ist somit im besonderen auch als ein Stück Geschichte des Oldenburger Münsterlandes zu werten.

"Satzungen der Vereinigung Oldenburger Akademiker an der Westf. Wilhelmsuniversität Münster "Graf Anton Günther".

1. *Der Verein führt die Bezeichnung "Vereinigung Oldenburger Akademiker an der Universität Münster "Graf Anton Günther". Der Verein ist interkonfessionell und interkorporativ. Sitz des Vereins ist Münster.*
2. *Zweck der Vereinigung ist die Pflege des Heimatgedankens, der Kameradschaft und der Geselligkeit.*
3. *Die Farben der Vereinigung sind blau-rot.*
4. *Mitglied kann jeder Oldenburger (Damen und Herren) werden, der an der Westf. Wilhelmsuniversität immatrikuliert ist. Die aktiven Mitglieder werden nach vollendetem Studium zu Altmitgliedern ernannt. Zu Ehrenmitgliedern können Oldenburger Akademiker, die der Vereinigung besonderes Interesse entgegenbringen, nach Einholung der Erlaubnis des derzeitigen Rektors ernannt werden. Ausnahmsweise können auch Nichtakademiker mit 3/4 Stimmenmehrheit sämtlicher aktiver Mitglieder zu solchen ernannt werden.*
5. *Der Vorstand besteht aus dem Vorsitzenden, dem Schriftführer und dem Kassierer, er wird für jedes Semester neu gewählt.*
6. *Zur Verfolgung der Ziele der Vereinigung findet alle 14 Tage eine offizielle Veranstaltung in Form eines geselligen Abends oder eines Ausfluges statt. Zur Teilnahme ist jeder verpflichtet.*
7. *Wahlen und Beschlüsse der Vereinigung bedürfen der einfachen Stimmenmehrheit.*
8. *Die Auflösung der Vereinigung erfolgt mit 2/3 Stimmenmehrheit.*

Münster, den 5. Dez. 1922

Der Vorsitzende:
Thyen."

* Die Anregung zu diesem Aufsatz gab Herr Prof. Dr. Alwin Hanschmidt (Universität Osnabrück, Standort Vechta), der mir auch die Unterlagen aus dem Universitätsarchiv Münster zur Verfügung stellte und weiterführende Hinweise gab.

Anmerkungen

- 1) Jaraus, Konrad H.: Deutsche Studenten 1800-1970. Frankfurt a.M. 1984, S. 117ff.
- 2) Jaraus, S. 119
- 3) Jaraus, S. 120
- 4) Huber, Ernst Rudolf: Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789. Bd. VI: Die Weimarer Reichsverfassung. Stuttgart 1981, S. 1004
- 5) Huber, S. 1007
- 6) Jaraus, S. 121 und Schwarz, Jürgen: Studenten in der Weimarer Republik. Die deutsche Studentenschaft 1918-1923 und ihre Stellung in der Politik. Berlin 1971, S. 198-212
- 7) Jaraus, S. 123
- 8) Jaraus, S. 124

-
- 9) Die Mitgliederstärken sind nachzulesen in: Bleuel, Hans-Peter; Klinnert, Ernst: Deutsche Studenten auf dem Weg ins Dritte Reich. Gütersloh 1967, S. 261f.
 - 10) Schwarz, S. 105 ff.
 - 11) Schwarz, S. 108
 - 12) Schriftliche Anfragen bei den Universitätsarchiven in Kiel, Hamburg und Göttingen nach Vereinigungen oldenburgischer Studenten verliefen negativ.
 - 13) Über ihn und seine Regierungszeit im einzelnen: Geschichte des Landes Oldenburg. Hrsg. von Albrecht Eckhardt und Heinrich Schmidt, Oldenburg 1987, S. 177-203
 - 14) Akademische Monatsblätter 6, 1893/94, S. 8 und 91: 1. Kommers der studentischen Vereine in Oldenburg 1893.
 - 15) Alle Angaben zum Verein Oldenburger Akademiker "Graf Anton Günther" stammen aus dem Universitätsarchiv Münster Neue Universität E II 2 Nr. 104.
 - 16) wie Anm. 15
 - 17) wie Anm. 15
 - 18) wie Anm. 15
 - 19) wie Anm. 15
 - 20) Zu den ermittelbaren Versammlungsorten zählten die Gastwirtschaften Frönd, Warendorfer Str. 58 (1922/23), Appels, Neubrückenstr. 12-14 (1923/25; 1927-29), das Restaurant Zum Adler, Königstr. 49/50 (1926/27), der Gasthof Meurer, Clemensstr. 24 (1929/30) sowie der Gasthof Deutsches Haus, Jüdefelder Str. 31 (1930-36).
 - 21) Ab dem Wintersemester 1923/24 wurde das Raster der Angaben zu den Mitgliedern leicht verkürzt und verändert.
 - 22) Beim weiblichen Mitglied fehlt die Angabe zur Semesterzahl.
 - 23) Am 5. November 1936 ging die einheitliche Reichsstudentenführung an den NSDStB über; Jarasch, S. 165ff.
 - 24) Der Paragraph 1 der Statuten von 1860 lautete: "Der Verein ist eine brüderliche Verbindung oldenburgischer Kleriker zur gegenseitigen Erleichterung durch Freundschaft und Wissenschaft." - Freundliche Auskünfte von Pfarrer Antonius Busch (Lohne), Offizialratsrat Leonhard Elsner (Vechta), der die Statuten von 1860 und 1906 zur Verfügung stellte, und von Pfarrer Heinz Tapphorn (Bühren).

Joachim Kuropka

Ein Lustspiel mit politischem Hintergrund.

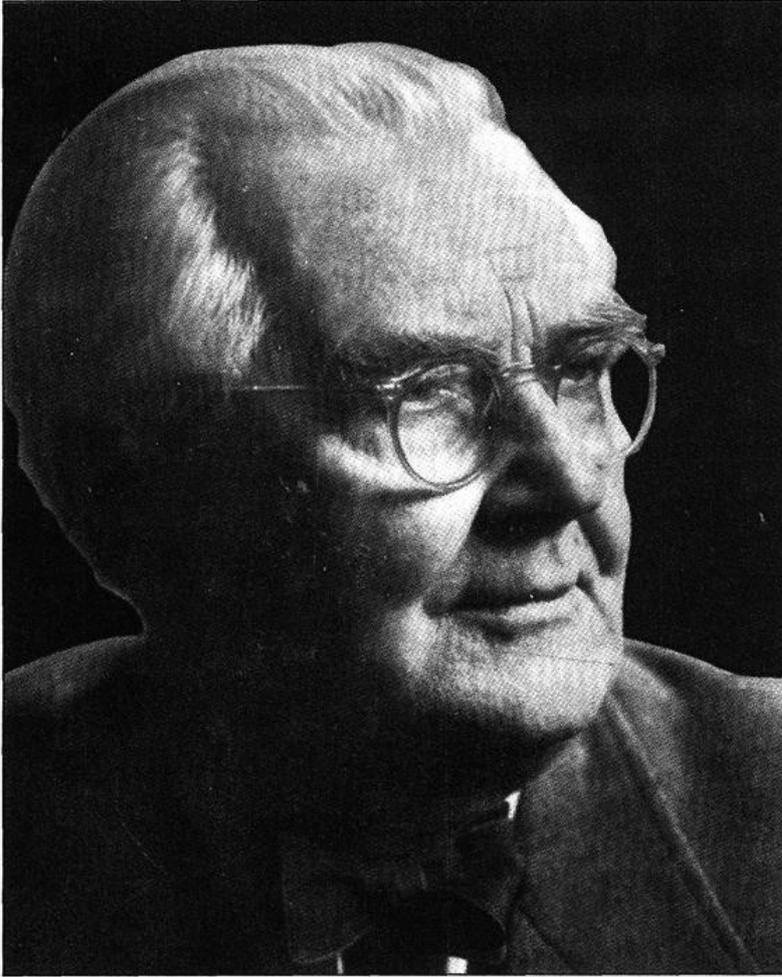
'Krach um Jolanthe' und das Ende der Weimarer Republik

'Krach um Jolanthe' - ein lustiger Film

Am 14. April 1930 wurde August Hinrichs' plattdeutsches Bühnenstück „Swienskomedie“ von der Niederdeutschen Bühne in Oldenburg uraufgeführt. Es erwies sich als erfolgreich, so daß 1934 der Film „Krach um Jolanthe“ herauskaum, der nach Hinrichs' Stück gedreht wurde. Bühnenstück - in plattdeutscher und hochdeutscher Fassung - wie Film gingen durch Deutschland und durch die Welt. Für das Oldenburger Münsterland haben Bühnenstück und Film insofern besondere Bedeutung, als das Stück nicht eigentlich erfunden ist, sondern seine Fabel auf einer wahren Begebenheit beruht, die sich im Jahre 1929 in Sevelten, Cloppenburg und Oldenburg zugetragen hat, dem sogenannten „Bauernaufstand“ um den Eberborg. Nicht zuletzt deshalb ist es eine Geschichte voller Überraschungen, die auf der Bühne und im Film geboten wird, sind doch die Geschichten, die das Leben selbst schreibt, häufig spannender, abwechslungsreicher, lustiger, als sie ein Schriftsteller erfinden kann.

Und da hat dann August Hinrichs gute Arbeit geleistet: Er hat die damaligen Begebenheiten verfolgt, sie in Dialoge umgesetzt, eine Liebesgeschichte dazu erfunden und hineinverwoben, so daß ein Bühnenstück und ein Film daraus geworden sind, so recht zum Lachen und so recht fürs Herz. Wie sehr dies gelungen ist, ist von den Zeitgenossen der dreißiger und vierziger Jahre angesichts der späteren Westernfilme, Italo-Western, Problemfilme, Sexfilme, Horrorfilme und wie die Gattungen alle noch heißen mögen, immer wieder bestätigt worden, etwa mit den Worten: „Ja, früher, da gab es noch lustige Filme! Zum Beispiel 'Krach um Jolanthe'!“.





*August Hinrichs
* am 18. April
1879 in
Oldenburg
† am 20. Juni 1956
in Huntlosen *)*

Also, es ist einfach ein lustiger Film, vor allem ein ganz unpolitisches Stück, ein ganz unpolitischer Film, wie August Hinrichs mehrfach selbst betonte. So schrieb er 1932: „Hie und da hat ein wütender Parteimann das 'Schweineschlachten' (so der Titel der hochdeutschen Fassung, J.K.) aufs politische Gleis schieben wollen, bald nach der einen, bald nach der andern Seite, je nach der eigenen Färbung - einmal sollte es den Staat, einmal die Bauern verhöhnen wollen... Nein, das 'Schweineschlachten' ist wirklich keine politische Komödie, obschon Staat und Finanzamt eine erhebliche Rolle darin spielen.“¹⁾

Ist es wirklich so? Hat der Schriftsteller wirklich keine Absichten? Schreibt er wirklich ein ganz unpolitisches Stück?

Sicher, wenn August Hinrichs dies behauptet, so ist er ja nicht irgendwer. Als Autor muß er eigentlich wissen, was er gewollt hat, und er ist nicht nur der Autor dieses Stückes, sondern er ist ein anerkannter, um nicht zu sagen berühmter Oldenburgischer

Schriftsteller, dem kürzlich wieder eine literaturwissenschaftliche Untersuchung gewidmet wurde, die 1990 erschienen ist.²⁾ August Hinrichs ist darüber hinaus ein hochgeehrter Mann, Straßen tragen seinen Namen, es gibt einen August-Hinrichs-Literaturpreis, eine August-Hinrichs-Stiftung, eine August-Hinrichs-Bühne, er war Träger der Goethe-Medaille, er ist Ehrenbürger der Stadt Oldenburg.³⁾ Die beiden letzten Ehrungen haben einen etwas schalen Beigeschmack, weil ihm die Goethe-Medaille ausgerechnet der Führer Adolf Hitler verliehen hat und seine Ehrenbürgerschaft kurz vor der totalen Niederlage im Jahre 1944 von einem demokratisch nicht legitimierten Gremium verliehen wurde.

Und so lohnt es sich vielleicht doch, der Frage nach dem „ganz unpolitisch“ in einigen Punkten nachzugehen, sind wir doch auch in unserer Zeit von Schriftstellern einiges gewöhnt. Man denke nur an Bernt Engelmann, an Günther Wallraff oder Rolf Hochhut, der nicht nur Pius XII. mit seinem Stück „Der Stellvertreter“ in ein schiefes Licht rückte und mit literarischen Mitteln sich als Historiker versuchte. Nun mag man sagen, das literarische Werk sei das eine, die tatsächlichen Ereignisse in der Vergangenheit etwas anderes. Aber es bleibt doch festzuhalten, daß mit vermeintlich ‚unpolitischen‘ Stücken die Vorstellungsbilder ganzer Generationen über Teile unserer Geschichte geprägt werden.

Worum geht es in diesem Stück?

Der historische Kern ist die Geschichte um den Eberborg im Jahre 1929, die von Heinz Strickmann und Klaus Deux auf der Grundlage von Gerichtsakten und Zeugenbefragungen im Jahre 1978 eingehend dokumentiert wurde.⁴⁾

Der Bauer Aloys Vorwerk kann und will im Jahre 1929 einige 100 Mark Steuerschulden nicht bezahlen. Er müßte, so sagt er, die Substanz seines Betriebes angreifen, und das will er nicht. Nach einigem Hin und Her schreibt ihm der Amtshauptmann Brand persönlich einen Brief und dann zahlt er doch, aber mit einem Scheck, der nicht gedeckt ist. Das freut natürlich manchen, wenn der Amtshauptmann mal an der Nase herumgeführt wird. Es kommt am 7. März 1929 zur Pfändung eines Eberborgs, der versteigert werden soll. Allerdings bleibt die Versteigerung erfolglos, weil niemand ein Angebot macht. Als die Versteigerung auf der Viehrampe in Cloppenburg noch einmal versucht wird, macht man sich wieder lustig, und ein Viehhändler muß von seinem Gebot Abstand nehmen, weil ihm die Bauern sonst nichts mehr verkaufen würden.

Endlich übernimmt der Amtsschreiber Dwertmann den Eber für 166 Reichsmark und schafft ihn nach Sevelten auf den Hof seines Vaters. In Sevelten wird die Volksseele insbesondere durch den Zeller Germann zum Kochen gebracht. Der Eberborg dürfe nicht im Dorf bleiben. Man läutet an einem Sonntagabend die Glocke, dringt gewaltsam in den Hof Dwertmann ein und bringt den Eberborg im Triumphzug auf den Hof des Zellers Vorwerk in Westeremstek. Nun übergibt der Amtshauptmann die Angelegenheit der Staatsanwaltschaft. Die Untersuchungen beginnen und es gibt einen Haftbefehl gegen die Zeller Germann und Vorwerk, später auch noch gegen den Zeller Lückmann aus Sevelten und den Knecht Erich Scheffziek.

Darüber herrschte große Erregung und die damals in unserer Region nicht unbedeutende Landvolkpartei⁵⁾ agitiert mit großem Einsatz für die Verhafteten und gegen den Staat, wobei sich die Landtagsabgeordneten Langemeyer, Dr. gr. Beilage und Addicks besonders hervortun. Man beschließt einen Lieferungs- und Produktionsstreik und will, es ist Mitte März 1929, die Feldbestellung unterlassen. Die Verhafteten kommen bis auf den Knecht auch tatsächlich bald frei, was man in Sevelten und Emstek als Sieg interpretiert.

Im Februar 1930 wird dann in einem Prozeß in Oldenburg gegen 31 Angeklagte wegen Landfriedensbruchs verhandelt. Außer dem Knecht Scheffziek und dem Lehrer gr. Holthaus will keiner etwas gesehen oder gehört haben. Germann wird zu fünf Monaten Gefängnis, Vorwerk zu einer Geldstrafe von 140 Reichsmark, ein Volontär und der Knecht zu je vier Monaten Gefängnis und 18 weitere Angeklagte werden zu drei Monaten Gefängnis verurteilt.

Als 1932 der NSDAP-Gauleiter Karl Röver nach dem Wahlsieg der NSDAP in Oldenburg Ministerpräsident wird, begnadigt er die Verurteilten.

Eine hochpolitische Vorlage

Das ist nun keineswegs eine unpolitische Geschichte. Es ist eine Geschichte um einen der Ausbrüche von Zorn und Wut der Bauern in der Landwirtschaftskrise gegen Ende der zwanziger Jahre. Für die deutsche Landwirtschaft hatte sich Mitte der zwanziger Jahre eine verschärfte Konkurrenzsituation ergeben. Durch den Ersten Weltkrieg war die Landwirtschaft, wie andere Wirtschaftsbereiche auch, stark heruntergewirtschaftet, und eine Erneuerung konnte nur auf Kreditbasis erfolgen. Als dann die Zinsen stiegen und die Preise für landwirtschaftliche Erzeugnisse sanken, kam

es zu einem starken Anwachsen der Zahl der Zwangsversteigerungen und der Steuerpfändungen.⁶⁾ Die Reaktion der Landbevölkerung ging bis zu Unruhen und Revolten, bis zu Terroraktionen und Demonstrationen, die sich zu Tumulten entwickelten. Besonders radikal ging die Landbevölkerung in Schleswig-Holstein vor, wo es zu Unruhen in der Stadt Neumünster kam und die Bauern des Umlandes die Stadt vom August 1929 bis zum Juli 1930 boykottierten. Diese Protestbewegung des Landvolks hatte ihren Kern in Schleswig-Holstein, griff aber auch auf die preußische Provinz Hannover, den Freistaat Oldenburg und das Rheinland über. In dieser Situation war „überall in Oldenburg (war) Sevelten“⁷⁾: Im März 1930 mußte die Polizei den Hof des Bauern Meinardus in Oldenbrok besetzen, als Möbel gepfändet wurden. Im Mai 1930 kam es zu einer Demonstration bei der Pfändung bei Bauer Kaper in Ruhwarden, 1933 wurde sogar geschossen, als bei Bauer Andrae in Fedderwarden zwangsvollstreckt wurde. Der Oldenburger Landbund organisierte einen Steuerstreik in dem Sinne, daß er seine Mitglieder aufforderte, erst alle anderen Rechnungen zu begleichen, zuletzt die Steuern, was dem Geschäftsführer und anderen Beteiligten ein Strafverfahren eintrug.⁸⁾ In der Nacht zum 3. Juni 1929 kam es sogar zu einem Anschlag auf das Finanzamt Oldenburg.⁹⁾

Politisches Kapital aus diesen Verhältnissen schlug die Landvolkpartei, die im Oldenburger Münsterland unter dem klingenden Namen „Christlich-Nationale Landvolk- und Bauernpartei“ bei den Wahlen antrat. Die Landvolkpartei konnte bei der Reichstagswahl 1928 große Erfolge verbuchen und erlebte in einzelnen Gemeinden einen kometenhaften Aufstieg. Im Amt Cloppenburg erreichte sie aus dem Stand etwa 25 % der Stimmen. An anderer Stelle ist nachgewiesen worden, daß die Landvolkparteien, die bald wieder von der politischen Bühne verschwanden, die Funktion eines Katalysators für den Nationalsozialismus hatten. Wähler, die sich von ihren traditionellen Parteibindungen ab- und den Landvolkparteien zuwandten, fanden zu einem guten Teil von dort den Weg zu den Nationalsozialisten.¹⁰⁾ Von ihnen erwarteten viele verschuldete Landwirte die Rettung. Solche Bauern unterstützten den Führer Adolf Hitler, der die Weimarer Republik abschaffen wollte, weil sie, wie damals die Münsterländische Tageszeitung schrieb, „zugestandenermaßen geglaubt haben, daß im Dritten Reich keine Steuern, keine Abgaben und keine Zinsen mehr gezahlt zu werden brauchen, daß das Dritte Reich die Schulden der Landwirtschaft einfach streichen wird“.¹¹⁾

Das Aufbegehren des Landvolks in seiner wirtschaftlich schwierigen Lage gegen diejenigen, die man für schuldig hielt - nämlich die Politiker der Weimarer Demokratie - hat eine bemerkenswerte literarische Würdigung durch Hans Fallada gefunden, der in seinem 1931 erschienenen Roman „Bauern, Bonzen und Bómben“ die schleswig-holsteinische Protestbewegung schilderte.¹²⁾ Fallada hatte als Berichterstatter den Landvolkprozeß in Neumünster im Jahre 1929 miterlebt. Es ist durchaus nicht übertrieben, wenn man diesen Roman „vom Aufstand des Landvolkes gegen die verhaßte Bürokratie einer norddeutschen Kleinstadt“ als „ein Miniaturmodell der kranken Weimarer Republik um 1930“ bezeichnet hat, „die sich ihren Henkern selbst auslieferte“.¹³⁾

“Ein unmoralisches Stück...”

Und damit wären wir wieder bei August Hinrichs und seiner „Swienschkomödi“. Die soll ja nun, laut August Hinrichs, ein ganz unpolitisches Stück sein, wenn auch, wie er selbst bemerkte, „leider durchaus unmoralisch“ denn der Held des Stückes sei „ein so schofler Kerl, daß er nicht nur seine Freunde, sondern auch das Finanzamt beschummelt ... es weder mit der Wahrheit noch mit dem Mein und Dein sehr genau“ nimmt; unmoralisch, weil es darin einen pflichtgetreuen Beamten gebe, der „mitsamt der Gerechtigkeit übertölpelt und dazu noch mit Hohn und Spott überschüttet wird“; und weil ein Jüngling da sei, „die Brust voll edelster Ideale“, der verdächtigt wird, ein Verbrecher zu sein; und dann gebe es da noch ein Mädchen, das „respektlos gegen den pflichttreuen Beamten“ handele, das mit zwei jungen Männern zugleich anbändele, „ohne daß in dem ganzen Stück jemals von einer Verlobung die Rede wäre“. „Lauter bedenkliche Sachen“, faßt der Autor zusammen und fährt fort: „Jedermann kann verlangen, daß die Guten immer belohnt und die Schlechten immer bestraft werden, so wie es bekanntlich im wirklichen Leben geschieht. Hier ist es leider anders. Aber Gott sei dank ist es ja nur eine Komödie, sonst müßte man sich wirklich entrüsten.“¹⁴⁾

Unmoralisch sei das Stück also nach Ansicht des Autors wegen der Zeichnung der Charaktere. Das hört sich nun recht einsichtig an, doch diese Unmoral ist leicht zu tragen, denn es handelt sich eben um eine Komödie. Und doch wird man aufmerksam, wenn man August Hinrichs' Bemerkungen zu seinem eigenen Stück liest. Da fallen Begriffe, die uns heute nicht mehr so leicht über die Zunge gehen, wenn es über den Jüngling, der „die Brust voll edelster Ide-

ale hat“, heißt, er sei „gewillt, seinem Volke durch gutes Beispiel ein Führer zu sein“. ¹⁵⁾ Das Wort 'Führer', bei dem wir heute aufmerken, will für sich nicht viel besagen, 1930 konnte man es noch unverdächtig verwenden. Doch wird im Stück eine Figur angesprochen, die ebenfalls aufmerken läßt, nämlich der jüdische Viehhändler Levi. Bei der Eberborg-Affäre spielte ja auch ein Viehhändler eine Rolle - den die Bauern unter Druck setzten und so vom Kauf des Eberborgs abhielten -, doch hieß dieser anders und war nicht Jude. So ist es, bei aller dichterischen Freiheit, nicht unbedingt nötig, nun einen jüdischen Viehhändler einzuführen. Das ist nun die eine Möglichkeit, die öffentlichen Äußerungen August Hinrichs' und das Stück selbst, auf die dahinter stehende 'Politik' zu untersuchen, wie dies Klaus Dede ¹⁶⁾ aus Oldenburg getan hat: Bauer Lamken, die zentrale Figur des Stückes hat denn auch ein eigentümliches Weltbild: Er sieht sich als autarker Bauer, dem der Staat Steuern abnehmen will, nicht um öffentliche Leistungen zu finanzieren, sondern einfach nur um die hohen Beamten teuer zu bezahlen. Bauer Lamken fühlt sich dem Staat eigentlich nicht zugehörig, er bekämpft ihn, indem er keine Steuern zahlt. Und er bekämpft damit den damals konkret vorhandenen Staat - die Weimarer Republik. Im Gegensatz zu den tatsächlichen Ereignissen wird auch der im Dorf tätige Beamte, der Lehrer Walter Meiners, in Hinrichs' Stück umgebogen. Während der Lehrer gr. Holthaus die Ermittlungen unterstützt hat, weigert sich der Lehrer Meiners des Stückes und begründet dies damit, daß er auf das Ganze sehen müsse. Im Stück ist es dann nicht der Knecht Hinnerk - in der Wirklichkeit der Landarbeiter Scheffziek - der die Namen nennt und die Verurteilung ermöglicht, sondern im Stück ist es der jüdische Viehhändler Levi, der selbst zwar nicht auftritt, durch dessen Aussage jedoch die Lügengeschichte der Bauern erschüttert wird.

Klaus Dede faßt seine Analyse so zusammen: „Der Schandarm repräsentiert den Weimarer Staat und der verbündet sich mit dem Juden Levi - sind wir wirklich so weit von dem entfernt, was die Völkischen damals landauf, landab verkündeten?“ ¹⁷⁾

Wurde August Hinrichs „in die Ideologie der Nationalsozialisten hineingepaßt“?...

Als es im Januar 1991 im Rat der Stadt Oldenburg um einen Antrag ging, ob August Hinrichs nicht aus der Liste der Ehrenbürger der Stadt gestrichen werden sollte - was nicht geschah -, wurde u.a. argumentiert, August Hinrichs sei zwar seit 1937 Mitglied der

NSDAP gewesen, er sei auch 1934 Landesleiter der Reichschrifttumskammer geworden, aber eben recht eigentlich kein Nationalsozialist gewesen. Weder gäbe es in seinem Werk faschistische noch antisemitische Tendenzen, er sei höchstens ein Mitläufer gewesen, der sogar manchen Schriftstellerkollegen geholfen habe. August Hinrichs also kein Nationalsozialist, sondern ein „bodenständiger Heimatdichter“, der „als solcher in die Ideologie der Nationalsozialisten hineingepaßt worden“ sei.¹⁸⁾

Dies ist nun schwer nachzuprüfen und meistens nicht mehr zu entscheiden, ob ein Künstler damals ein 'überzeugter Nationalsozialist' gewesen ist. Den Streit um diese Frage hat es in verschiedenen Städten gegeben, so auch im Jahre 1989 in Münster um die Person des Komponisten, Musikers und Musikpädagogen Franz Ludwig. Dieser war in ähnlicher Weise 1937 in die NSDAP gekommen, seit 1933 Musikfachberater für das Gaukulturamt Westfalen-Nord der NSDAP und seit 1934 Beauftragter der Gauleitung für die Wahrnehmung aller die Reichsmusikkammer betreffenden Fragen, von 1935 bis 1937 ehrenamtlicher Landesleiter der Reichsmusikkammer.¹⁹⁾ Franz Ludwig hatte es nicht bis zum Ehrenbürger gebracht, er hatte auch nicht im Auftrage der NSDAP ein Stück geschrieben, wie August Hinrichs 1933/34 die „Stedinger“. Trotzdem engagierte sich die Stadt Münster nicht mehr bei den Feierlichkeiten zum hundertsten Geburtstag des Komponisten, weil in einer öffentlichen Auseinandersetzung nicht einwandfrei geklärt werden konnte, ob der Komponist ein „überzeugter Nationalsozialist“ gewesen sei, wobei niemand behauptete, er habe sich konkreter Verfehlungen schuldig gemacht, sondern als 'überzeugt' nur derjenige gelten sollte, „der sich nicht gezwungenermaßen und nicht aus Unwissenheit, sondern freiwillig und, um ihr aus innerer Nähe zu dienen, einer Sache oder 'Bewegung' zur Verfügung stellt“.²⁰⁾

Und das wäre nun für unseren Zusammenhang, für das Stück 'Krach um Jolanthe', für die Person August Hinrichs' besonders interessant, wenn sich zu der Frage, inwieweit das Stück nationalsozialistisches Gedankengut gewissermaßen 'transportiert' oder 'transportieren' sollte - und damit „innere Nähe“ zum Nationalsozialismus zeige oder nicht zeige - Näheres erfahren ließe.

... oder war er vielmehr ein überzeugter Propagandist völkischen Ideenguts?...

August Hinrichs hat sich im Jahre 1930 noch einmal zu seiner Komödie geäußert - wenn auch nicht öffentlich - und sich zum

Thema „Bauer und Staat“ ausgelassen.²¹⁾ Hinrichs kommentiert darin das Urteil im Prozeß gegen die Bauern, das erst gesprochen wurde, als sein Stück schon fertiggestellt war: „Niemand wird sagen, daß sie unschuldig waren ... Niemand wird sagen, daß die Richter nicht gerecht und unparteiisch geurteilt hätten nach dem Gesetz“; schreibt er da zunächst und fährt dann fort: „Und doch - und doch - und doch!“

Hinrichs plädiert dann dafür, die Tat aus ihren Motiven heraus zu verstehen, das „bäuerliche Volksempfinden“ zu berücksichtigen. Er kritisiert, daß die Bauern auf eine Ebene mit dem „lichtscheuen Verbrechergesindel der Großstadt gestellt werden, das sich immer wieder zusammenrottet und aus dem Dunkel seiner Schlupfwinkel heraus gegen den Staat revoltiert, zu Raub und Mord immer bereit“ ist. Man fragt sich, wer damit gemeint ist, die Arbeiter, die Proletarier, die Kommunisten und Sozialdemokraten? Andere kommen kaum in Frage. Bei denen sei das Ziel Umsturz und Bereicherung. Ganz anders bei den Bauern, deren Ziel die Erhaltung der eigenen Existenz „und damit die Existenz des Staates“ sei. Die Angeklagten leugneten, weil die Nachbarschaft auf dem Lande „ein Schutz- und Trutzbündnis, eine Notgemeinschaft von Urzeiten her“ sei, und er bewertet dieses „unbedingte Zusammenhalten“ als „eine der besten Eigenschaften des deutschen Bauern“. Wenn nun einer der Angeklagten nicht mitmachte, so sei es eben „ein Landfremder“. Gemeint ist also der Landarbeiter Scheffziek der Realität bzw. der Jude Levi im Stück. Und auch bei den Steuern scheint sich der Autor auszukennen: So erläutert er, daß ein mittelgroßer Bauernhof von etwa 35 Hektar 1000 Mark Realsteuern im Jahr bezahlen müsse und er vergleicht dies mit dem hochbezahlten Beamten, der bei 10 000 Mark Gehalt im Jahr auch nur 1000 Mark von seinem Einkommen abzugeben habe.

Da vergleicht nun der Schriftsteller August Hinrichs Äpfel mit Birnen, denn Realsteuern zahlten ja nicht nur die Bauern, sondern alle Grundbesitzer, z.B. auch der Eigenheimbesitzer, ganz gleich ob er ein Einkommen hatte oder nicht, z.B. auch der Besitzer eines Mietshauses, das damals häufig die Altersversorgung war, ganz gleich ob er genügend Miete erhielt oder nicht. Und um nun auf die Lage einer Person des Stückes auch noch einzugehen: Gepfändet wurden nicht nur die Bauern! So konnte man 1932 in der Zeitung lesen, daß die Oldenburgische Regierung wiederum die Lehrergehälter gekürzt hatte. Als Beispiel dafür, „wie unerträglich die Not der betroffenen Lehrer geworden ist“, war im Oldenburgischen

Schulblatt der Fall eines Lehrers aus der Gemeinde Altenesch geschildert, der von der Kirchengemeinde gepfändet worden war, weil er seine Kirchensteuer noch nicht bezahlt hatte. Auf seine Beschwerde hin, berichtete das Oldenburgische Schulblatt, „wollte man gnädig die Pfändung eines Möbelstückes in eine Pfändung des Gehalts umwandeln. Ein anderer Kollege konnte seinen Verpflichtungen nicht nachkommen, die ihm durch das Wochenbett seiner Frau entstanden. Die Kaufleute, welche bislang den Lehrern Waren auf Lastschrift gegeben haben, werden unruhig. Anschaffungen sind unmöglich.“²²⁾

August Hinrichs hatte sich über die von ihm so bezeichnete „unheilvolle(n) Steuerpolitik“ nicht zureichend informiert und wenn er „im Abwehrkampf der Bauern eine instinktmäßige Schicksalsgemeinschaft“ sah²³⁾, dann billigte er ihnen Sonderrechte zu, ja er sah sie sogar im eigentlichen Sinne moralisch und rechtlich gerechtfertigt.

... der bezeichnenderweise Nationalsozialist wurde.

Die Äußerungen des Schriftstellers über sein Stück zeigen deutlich, daß er eben nicht ein ganz unpolitisches und lediglich in Bezug auf die Charaktere, wie er selbst sagt, auch unmoralisches Stück geschrieben hat. Es handelt sich, auch in der Interpretation des Autors selbst, durchaus um ein politisches Stück. Er prangert die Auswirkungen der Wirtschaftskrise auf die Bauern an und macht die Weimarer Regierungen für deren Lage verantwortlich. Er stellt in Bezug auf das Aufbegehren dem „Verbrechergesindel der Großstadt“ die edlen Motive der Bauern gegenüber, die ihre Existenz erhalten wollen „und damit die Existenz des Staates“. So finden sich denn Versatzstücke nationalsozialistischer Anschauungen: Die 'Schuld der Republik', das gesunde Volksempfinden, die Großstadtfeindlichkeit, das Bauerntum als Grundlage des Staates, Fremdenfeindlichkeit, Antisemitismus.

Nun war es sicher nicht so, daß August Hinrich's Stück von 1929 nationalsozialistisch inspiriert war. Aber es war doch politisch in dem Sinne, daß es Gedankengut, das die Nationalsozialisten nicht ohne Erfolg politisch verwandten, weiter popularisierte und damit die Einstellungen und Stimmungen unterstützte, durch die an den Grundlagen der Weimarer Republik gerüttelt wurde. Insofern hat es dann schon eine gewisse Konsequenz, daß der Schriftsteller August Hinrichs 1933 ein Auftragsstück für die NSdAP verfaßte, das wiederum von einem „Schutz- und Trutzbündnis, eine(r)

Notgemeinschaft“ der Bauern¹⁹⁾ handelt, und es ist auch durchaus folgerichtig, wenn er später der NSdAP beitrug, weil sie ein Gedankengut vertrat, das er zumindest seit 1929 in weiten Teilen für richtig hielt.

Bildnachweis

Das Foto wurde dem Büchlein „August Hinrichs, Vörnnehm un gering“, Quickborn-Verlag, Hamburg, entnommen.

Anmerkungen

- 1) August Hinrichs: Zu meiner Komödie: „Das Schweineschlachten“, 5.11.1932, Landesbibliothek Oldenburg, Nachlaß August Hinrichs, Nr. 130 d, 3.
- 2) Anke Finster: Der Oldenburgische Schriftsteller August Hinrichs (1879-1956). Ein Beitrag zu den biobibliographischen Grundlagen der niederdeutschen Literaturgeschichtsschreibung, Neumünster 1990.
- 3) Vgl. Klaus Dede: Kategorie V: unbelastet. August Hinrichs und die Oldenburgische Landschaft, Oldenburg 1990, S. 16.
- 4) Heinz Strickmann/Klaus Deux: Geschichte des Bauernaufstandes in Sevelten und Cloppenburg im Jahre 1929 um die Eberborg. Eine Dokumentation, Cloppenburg 1978.
- 5) Vgl. Joachim Kuroпка: Die Reichstagswahlen im Oldenburger Münsterland 1918-1933. In: Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 1979, S. 52 f.
- 6) Vgl. Ernst Klein: Geschichte der deutschen Landwirtschaft im Industriezeitalter, Wiesbaden 1973, S. 175 f.
- 7) Dede (wie Anm. 3), S. 68.
- 8) Vgl. ebd., S. 68/69.
- 9) Herbert Michaelis/Ernst Schraepfer (Hrsg.): Ursachen und Folgen. Vom deutschen Zusammenbruch 1918 und 1945 bis zur staatlichen Neuordnung Deutschlands in der Gegenwart, Bd. VIII, Berlin o.J., S. 487.
- 10) Kuroпка (wie Anm. 5), S. 58.
- 11) Vgl. Joachim Kuroпка: Cloppenburg als Ort des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus. In: Beiträge zur Geschichte der Stadt Cloppenburg, hrsg. von der Stadt Cloppenburg, Bd. 2, Cloppenburg 1988, S. 29; MT vom 1.4.1932.
- 12) Hans Fallada: Bauern, Bonzen und Bomben, Roman, Reinbek, 1964.
- 13) Ebenda, S. 2, Einführung in die Taschenbuchausgabe.
- 14) August Hinrichs: Zu meiner Komödie „Das Schweineschlachten“ (wie Anm. 1)
- 15) Ebd.
- 16) Dede (wie Anm. 3), S. 70, f.
- 17) Ebda. S. 77.
- 18) Niederschrift über die öffentliche Sitzung des Rates der Stadt Oldenburg am Montag, 21.1.1991 in der Weser-Ems-Halle.
- 19) Wolfgang Sandberger: „Selbstbesinnung zu deutschem Wesen in der Kunst ...“. Der Komponist und Musikpädagoge Franz Ludwig in der NS-Zeit. In: Franz Josef Jakobi/Thomas Sternberg (Hrsg.): Kulturpolitik in Münster während der nationalsozialistischen Zeit, Münster 1990, S. 73.
- 20) Eröffnung der Tagung, in: Kulturpolitik in Münster (wie Anm. 19), S. 12.
- 21) Nachlaß August Hinrichs, Landesbibliothek Oldenburg, Nr. 130 d, 2.
- 22) Bericht der bayerischen Lehrerzeitung vom 29.9.1932, zit. nach Rudolf Willenborg: Die Schule muß bedingungslos nationalsozialistisch sein. Erziehung und Unterricht im Dritten Reich (Dokumente und Materialien zur Geschichte und Kultur des Oldenburger Münsterlandes, Bd. 2), Vechta 1986, S. 15.
- 23) August Hinrichs: Krach um Jolanthe, Landesbibliothek Oldenburg, Nachlaß August Hinrichs, Nr. 130 d, 4.
- 24) Wie Anm. 21.

Marron C. Fort^{*)}

*Hermann Janssen
Seelterlounds
eerste Fräize*

In 't Jier 1965 hābe iek mād en Disseration unner dān Titel *Beschreibung der Vechtaer Mundart* an ju Universität von Pennsylvanien min Dokter moaked. Bie 't Skrieuwen fon ju Oarbaid *inne Vechte* hābe iek flot platdüütsk balen leerd. Dāt koom do Ljudene in 't Ooldborgerlound so roar foar, dāt aan, die nit bloot uut Amerika koom, man ook neen Düütske ap do Takken fon sin Stamboom hongjen hiede, so wāt kude, dāt iek moormoals in 't Blääd steen hābe un ook noch in 't Roadio tou heren waas.

Die Romelster Gärtnermeister Hermann Janssen hād in dusse Tied aan fon do Artikele uur mie lezen, un as iek 1966 bit 1967 Postdoctoralstudent an de Universität Gent in Flandern waas, hād hie mie uur mien Fjunde in Damme (Oldenburg), do Heren Studiendirektoren Wolfgang

*Hermann Janssen
Der erste
Saterfriese*

Im Jahre 1965 habe ich mit einer Dissertation unter dem Titel *Beschreibung der Vechtaer Mundart* an der Universität von Pennsylvanien promoviert. Als ich das Material für die Arbeit vor Ort sammelte, habe ich fließend plattdeutsch sprechen gelernt. Es kam den Bewohnern des Oldenburger Landes besonders seltsam vor, daß jemand, der nicht nur aus den USA stammte, sondern auch keine Deutschen im Stammbaum hatte, so etwas konnte. Aus diesem Grunde erschienen mehrere Zeitungsartikel über mich und meine Forschungstätigkeit, und ich war auch noch im Rundfunk zu hören.

Der Ramsloher Gärtnermeister Hermann Janssen hat in dieser Zeit einen der Zeitungsartikel über mich gelesen, und als ich 1966 bis 1967 Postdoctoralstudent an der Universität Gent in Flandern war, hat er mich über meine Freunde in Damme (Oldenburg), die Herren Stu-



Hermann Janssen
** 8. Okt. 1888*
in Ramsloh-
Hollenbrand
† 5. April 1971
in Ramsloh

Pusch un Franz Ostendorf, anskrieuwen. Heer Janssen häd ätterfräiged, of iek mie ook foar Fräisk interessierde un of iek al wät fon Seeltersk heerd hiede.

Iek wiste domoals nit fúul uur ju Seelter Sproake. Die Cloppenburger Realschullehrer Johann Siebels, en Seelter uut Uutände, hied mie al 1963 wät uur ju Volkskunde in Seelterlound fertäld un mie en Beend

diendirektoren Wolfgang Pusch und Franz Ostendorf, angeschrieben. Herr Janssen hat sich erkundigt, ob ich mich auch für Friesisch interessierte und ob ich bereits etwas vom Saterfriesischen gehört hätte.

Ich wußte damals nicht viel über die saterfriesische Sprache. Der Cloppenburger Realschullehrer Johann Siebels, ein Saterfrieser aus Strücklingen, hatte mir bereits 1963 von gewissen Aspekten der Volks-

ap seeltersk bispreken, man bute en kuten Ferblieuw in Husum, wier iek foar 't eerste Moal mäd Noudfräizen touhopekemen waas, hied iek mie mäd Fräisk noch nit ouroat.

As wie in de Middewinterstied 1966 bienunnerkemen, häd Heer Janssen mie en ganse Riege Täkste un en Äksemploar fon dän westfräiske Friesisten Pyt Kramer sien Seelter Woudebouk uurlät. Iek häbe Heer Janssen unner dussen eerste Bisäik in Seelterlound toutäld, dät iek dät Seelters jädde ätterfoarskje wüül, man iek wiste domoals noch nit, dät Hermann Janssen un do Fräizen mien Liewend fon Grund ap an feruurje skulen.

Nemens häd moor dän, uum dät Seelterlound sien Fräisk an 't Liewend tou hoolden, as Hermann Janssen. Uut oaine Hetenge un mäd ierzenen Wille broachte hie do Seelter un dät Seelter Fräisk in ju fräiske Toalgemeenskup wier oun.

Foar aal sien Oarbaid roate et neen Medaljen of Oardene, man sunner him waas ju Seelter Sproake foar ju geleerde Wareld unnergeen. Mäd dusse kute Liewendsbiskriewenge wollen wie him ap biskedene Oard un Wieze dät Toankmoal sätte,

kunde des Saterlandes erzählt und mir ein Tonband auf saterfriesisch besprochen, aber außer einem kurzen Aufenthalt in Husum, wo ich zum erstenmal Kontakt mit Nordfriesen hatte, hatte ich mich mit Friesisch noch nicht beschäftigt.

Als wir in der Weihnachtszeit 1966 zusammenkamen, hat Herr Janssen mir eine größere Anzahl saterfriesischer Texte und ein Exemplar des von dem westfriesischen Friesisten Pyt Kramer verfaßten *Seelter Woudebouk* überlassen. Ich habe Herrn Janssen während dieses ersten Besuches im Saterland versichert, daß ich das Saterfriesische gerne erforschen würde, aber ich wußte damals noch nicht, daß Hermann Janssen und die Friesen mein Leben von Grund auf verändern würden.

Niemand hat mehr getan, um die friesische Sprache des Saterlandes am Leben zu erhalten, als Hermann Janssen. Er führte aus eigener Kraft und mit eisernem Willen die Saterfriesen und das Saterfriesische in die friesische Sprachgemeinschaft wieder ein.

Für all seine Arbeit gab es weder Medaillen noch Orden, aber ohne ihn wäre die saterfriesische Sprache für die Wissenschaft verlorengegangen. Mit dieser kurzen Lebensbeschreibung wollen wir ihm auf bescheidene Art das Denkmal

dät hie ruum fertjoond, man silläрге nit kriegen häd.

Foar hiere fjuntelke un uunmisboare Hälpe bie dät Touhopestalen fon dusse Oarbaid moate iek Heer Janssen sien Wiedewiew, Frau Luzia Janssen, un sien Swoagere, do Heren Hermann un Johann Dumstorf, hartelk tonkje.

Hermann Janssen is 1888 in Hollenbround in Seelterlound appe Wareld kemen. Hie waas eerst twelich Jier, as sin Foarstoorf. Deer wieren sogen Baidene ap en litje Loundstede, un hie moaste as Baiden stoadich bie uur Ljuden as Köiert Bäiste woarje. Dan häd er sik uurlaid, wo hie uut sik säärm wät moakje kude. Hier in Seelterlound kon iek nit blieuwe, toachte hie.

Eerste is hie ätter Bremerhoben waigeen un häd sik deer Jeeld as Hoawenarbaid fer-tjoond, dät er sik Klodere koopje kude. Mäd sogentien Jier is hie in de Lere geen, uum Gärtner tou wäiden, dan dät is altied sin Sin wezen, owwol et in ju Tied noch naan Gärtner in Seelterlound roate. Dan is hie ätter Schloß Schwarzenraben in Lippstadt kemen as Leerwäant. Ju Stede häd him sien Suster bisúurged, ju in ju Tied in Münster un Telgte tjoonde.

In junge Jieren al häd hie Bome ploanted un do säärm äänted.

setzen, das er reichlich verdient, aber nie erhalten hat.

Für ihre freundliche und unentbehrliche Hilfe bei der Zusammenstellung dieser Kurzbiographie möchte ich Herrn Janssens Witwe, Frau Luzia Janssen, und seinen Schwagern, den Herren Hermann und Johann Dumstorf, recht herzlich danken.

Hermann Janssen wurde 1888 in Ramsloh-Hollenbrand im Saterland geboren. Er war erst zwölf Jahre alt, als sein Vater starb. Er lebte mit sechs Geschwistern auf einer kleinen Bauernstelle, und bereits als Kind mußte er ständig Rinder auf fremden Bauernhöfen hüten. Dann hat er sich überlegt, wie er im Leben weiterkommen könnte. Hier im Saterland kann ich nicht bleiben, dachte er.

Zunächst fuhr er nach Bremerhaven, wo er sich Geld als Hafennarbeiter verdiente, damit er Kleider kaufen konnte. Mit siebzehn Jahren ging er in die Lehre, um Gärtner zu werden, denn Gärtner war immer sein Berufsziel, obwohl es zu der Zeit noch keinen Gärtner im Saterland gab. Anschließend kam er nach Schloß Schwarzenraben in Lippstadt als Lehrling. Die Stelle hatte ihm seine Schwester besorgt, die zu der Zeit in Münster und Telgte in Stellung war.

Schon in jungen Jahren hatte er Bäume gepflanzt und selbst

Leter koom hie bie Bruns in ju grote Boomskoule ätter Twiske-noan, man do moaste hie Suldoat wäide, un hie häd two Jier tjoond in Ooldenburg bie 't Regiment 91. Ätter sien Tied bie do Suldoaten wüül hie sik en Húus baue. Dät Lound häd er kríegen fon do Ljuden, wier hie eer Köiert wezen waas.

Hie hied dät Jeeld nit fluks parroat, man die Búur kwaad: „Dät is en gouden Wäänt. Deer können wie uus tou ferläite, dät wie dät Jeeld kriege foar dät Lound“, un binne two Jier hied hie dät ook oubitoald. Hie hied sik morere Huze in Ooldenburg ankieked, wier hie am bäästen mäd toufree waas, un deerätter häbe sin Brúur un hie dät Húus in Romelse bie litjene baud. Sin Brúur häd múurd un Heer Jansen häd toupleged, un so häbe do dät Húus mäd läiweloa kloorkríegen.

Wülst hie an 't Bauen waas, häd er sik so en litjet Glääshuus mäd en Ougend deeroane waisät, un dan häd hie junge Bome bie Foarjiersdai äänted. Hie häd sik Änten fon do bääste Bome in 't Täärp hoald, do flugge Apele un Peren un Plumen drugen.

As Hermann Janssen deerbie waas, sien litje Wezewierk ientougjuchten, foatede die läipe Krieg fjauten-achtien oun. Hie is fluks ienleken wuden, wail hie aktief tjoond hiede. Säks

veredelt. Später kam er nach Zwischenahn in die große Baumschule Bruns, aber kurz danach mußte er Soldat werden, und er diente zwei Jahre beim Regiment 91 in Oldenburg. Nach dem Wehrdienst wollte er sich ein Haus bauen. Das Land erhielt er von der Familie, bei der er früher als Rinderhirt gearbeitet hatte.

Er hatte das Geld nicht sofort zur Hand, aber der Bauer sagte: „Das ist ein guter Junge. Wir können uns darauf verlassen, daß wir das Geld für das Land bekommen“, und innerhalb von zwei Jahren hatte er das Grundstück auch abbezahlt. Er hatte sich mehrere Häuser in Oldenburg angesehen, die ihm gut gefielen, und nach deren Bauweise bauten sein Bruder und er das Haus in Ramsloh. Sein Bruder mauerte, und Herr Janssen half mit, und so haben sie das Haus allmählich fertiggestellt. Während das Haus im Entstehen war, baute er sich ein kleines Treibhaus mit einem Ofen darin, und dann hat er im Frühling junge Bäume veredelt. Er holte sich Pfropfreise von den besten Bäumen im Dorf, die schöne Äpfel, Birnen und Pflaumen trugen.

Als Hermann Janssen sich mit der Einrichtung seines kleinen Anwesens beschäftigte, brach der grausame Krieg 1914-1918 aus. Er wurde sofort eingezogen, weil er Reservist war. Er

Wieke waas hie in de Donnerschweer Kaserne in Ooldenburg wezen, un dan is hie in Leet-häärst ätter Frankriek waikemen.

Hie waas en moudigen Suldoat, die altied sin Fliet diede, un dät düurde nit loange, do is hie Unteroffizier wuden. Bie en Nach-toungriep, wier et Mon juun Mon geen, hied sik nemens so foardäin as Heer Janssen, un deerfoar häd hie dät Ierzene Kjúus eerste Klasse un ook dät Friedrich-August-Kjúus kriegen.

Inne Kriechstied hied er bit tou dän lääste Dai foar dän Fäindsteen, un fon Ruslound uut koom hie uur Berlin ätter Húus. As hie ätter Romelse wierkoom, do waas alles kuut, wail unner do fjauer Jiere alles loossteen hiede. Fon dät Gläashuus wieren alle Ruten iensmieten, un die Ougend waas ook stukken.

Hie is gans kroank wezen, as hie uut dän Kriech koom, man sien Mäme Annoa Janssen hied er bie sik, un ju häd ju ganse Tied goud ap him appased. Een gans Jier häd er niks dwo kuud, un do foateden do läipe Tieden an, bit tjountwintich, as dät näie Jeeld koom.

As hie wier oarbaije kude, fangde hie wier mäd sien Gärt-

verbrachte zunächst sechs Wochen in der Donnerschweer Kaserne in Oldenburg, und dann kam er im Spätherbst nach Frankreich.

Er war ein tapferer Soldat, der immer seine Pflicht tat, und er wurde bald zum Unteroffizier befördert. Während eines Nachtangriffes, bei dem Mann gegen Mann gekämpft wurde, hatte er besonderen Mut und Entschlossenheit gezeigt, und für diesen Einsatz erhielt er das Eiserne Kreuz erster Klasse und das Friedrich-August-Kreuz.

Im Krieg hatte er bis zum letzten Tag vor dem Feind gestanden, und von Rußland aus kam er über Berlin nach Hause. Als er nach Ramsloh heimkehrte, da waren die Gebäude stark beschädigt, weil während der vier Kriegsjahre alles leergestanden hatte. Die Fensterscheiben des Treibhauses waren alle eingeschlagen, und der Ofen war auch defekt.

Er war ganz krank, als er aus dem Krieg kam, aber seine Mutter, Anna Janssen, hatte er bei sich, und während dieser harten Zeit hat sie gut auf ihn aufgepaßt. Ein ganzes Jahr lang konnte er nicht arbeiten, und dann fingen die schlechten Zeiten an, die erst mit der Währungsreform im Jahre 1923 zu Ende gingen.

Als er wieder arbeiten konnte, fing er wieder mit seiner Gärt-

neräi un mäd en Winkel oun, wier hie Säideräien un Bäien, Säarsen un Poagestoule apkoped. Do soante hie mäd de Boane ätter Bremen wai ätter dät Wiekenmäärked. Hie hied ook en litje Búräi bietou mäd Swiene un en Houngst un en poor Bäiste.

In Nowämber 1923 hilkede hie Elisabeth Janssen, geborene Lau, un 1925 is sin eerste Súun, Hermann, appe Wareld kemen. Ju Tied waas so gemeen un dät Jeeld so knap, dät hie goarnit bistounde kude. Et waas nit sien oaine Skeeld, dan nemens hied dusse läipe Tied unner de Weimarer Republik foaruutsjo kuud, man hie hied sik, fon bittere Nood twoangen, ferdäin.

En groot Stuk Lound, dät an sien Dore liech, hied hie fluks ätter dät näie Jeeld deertoukoped. Dät Pound kuud er nit moor oubitoalje, wail deer neen Ienkumen waas, un hie moaste fon ju Boank dät Jeeld apnieme. Ju Boank noom so fúul Raante, do kuud hie deer nit moor juun an. Hie kuud in dusse läipe Tied naan Boom looswäide, un die Winkel ron ook nit so, as hie moaste.

Do häd er an sien Suster Lenoa, ju 1910 mäd sogentien Jier ätter Amerika geen is, skríeuwen un ätterfräiged, wo man deer líeuwje kude mäd Wiewun un Bäiden. Wail ju him wät Hopenge

nerai und mit einem Geschäft an, in dem er Sämereien und Beeren, Kirschen und Pilze aufkaufte. Diese verschickte er mit der Bahn nach Bremen auf den Wochenmarkt. Er hatte zusätzlich eine kleine Bauernstelle mit Schweinen, einem Pferd und ein paar Kühen.

Im November 1923 heiratete er Elisabeth Janssen, geborene Lau, und 1925 kam sein erster Sohn, Hermann, zur Welt. Die Zeiten waren so schlecht und das Geld so knapp, daß er gar nicht existieren konnte. Es war nicht seine eigene Schuld, denn niemand hätte diese schlimme Zeit in der Weimarer Republik voraussehen können, aber er hatte sich, von bitterer Not gedrängt, verkalkuliert.

Ein großes Stück Land, das vor seiner Tür lag, hatte er gleich nach der Währungsreform hinzugekauft. Dieses Grundstück konnte er nicht mehr abbezahlen, weil ihm das Kapital fehlte, und er mußte ein Darlehen von der Bank aufnehmen. Die Bank nahm so hohe Zinsen, daß er sie nicht bezahlen konnte. In dieser schlimmen Zeit konnte er keinen Baum loswerden, und das Geschäft lief auch nicht so, wie es sollte.

Da schrieb er an seine Schwester Lena, die 1910 mit siebzehn Jahren nach Amerika ausgewandert war, und fragte nach, wie man mit Frau und Kind dort leben könne. Da sie ihm

moakede, do häd hie en Uutmieräi heelden un sien Húus un do Lounderäien, do sien Wiew mee in ju Ächte ounbroacht hiede, wächroat, man dät grote Stuk Lound un uurs ook noch en poor litje Spale häd er heelden. Fon dän Ferkoop fon Huus un Lound häd er sien Skeelden oubitoald, un do kuud hie raizje. Do häd er alle Bräge bäte sik oubreken un is mäd Wiew un Baiden - sin Súun Hermann waas eerst uurdel Jier - ätter Amerika geen.

Hie is in New York an Lound geen. Sien Suster Lenoa, ju in Buffalo, nit wíed fon Kanada ou, woonde, töiwde al in Manhattan ap him, un do häd hie bie hier woonje kuud. Hie fersoachte en Anfang tou kriegen, un hie saach in en Blääd fon Buffalo, dät en Húus mäd wät Lound tou Ferkoop stude. Dät waas en litje Burenstede, un deer waas ook wät Fäi bie - en poor Swiene, en holich Stiege Hannen un tjo mölke Bäiste. Dät häd hie do koped, man as hie dät hiede, do koom hie deerbäte, dät dät aal stenige Grunde waas, un deer wüül nit gjucht wät woakse.

Do is hie ätter Louisville in Kentucky geen, wier fúul Seelter sik deelsät hieden. Deer häd er sik en Húus bute ju Stääd koped. In Kentucky skipperde hie älke Wätseldai mäd en litjen

etwas Hoffnung machte, veranstaltete er eine Versteigerung und veräußerte sein Haus und die Ländereien, die seine Frau mit in die Ehe gebracht hatte, aber das große Stück Land und noch ein paar kleinere Äcker behielt er. Von dem Erlös aus dem Verkauf von Haus und Land hat er seine Schulden bezahlt, und so konnte er reisen. Dann hat er alle Brücken hinter sich abgebrochen und ist mit Frau und Kind - sein Sohn Hermann war erst anderthalb Jahre alt - nach Amerika gefahren.

Er ist in New York gelandet. Seine Schwester Lena, die in der Stadt Buffalo unweit der kanadischen Grenze wohnte, wartete schon in Manhattan auf ihn, und er konnte bei ihr wohnen. Er versuchte einen Anfang zu finden, und er sah in einer Buffaloer Zeitung, daß ein Haus mit etwas Land zum Verkauf stand. Das war ein kleiner Bauernhof, und es war auch etwas Vieh dabei - ein paar Schweine, ein Dutzend Hühner und drei Milchkühe. Er hat den Hof gekauft, aber er stellte bald fest, daß der Boden voller Steine war, und es wollte nichts richtig wachsen.

Dann siedelte er nach Louisville im Bundesstaat Kentucky um, wo sich viele Saterfriesen niedergelassen hatten, und dort kaufte er sich ein Haus außerhalb der Stadt. In Kentucky

Boot uur dän Ohio-Fluß, uum ätter sien Oarbaid as Stadtgärtner in Louisville tou kumen. Man dät hoagede him nit so goud, wail hie sin oaine Boas weze wüül.

Do häd er ju Stede wier ferkoped un is dan ätter dän Bundesstaat New Jersey an ju Aastkuste twiske New York un Pennsylvanien waileken, un deer häd er sik en litje Gärtneräi koped. Heer Janssen häd ju Gärtneräi apbaud un sik ook en fain litjet Húus deer waisät. Bie ju Gärternäi ferkopede hie Snidbloumen un Beetbloumen. Deerbie is hie ook two Jier ätter ju Eeuwenskoule geen, uum sien Ängelsk tou ferbetterjen. In dusse Tied is hie deerbätekenen, wo nai Fräisk un Ängelsk bienunnerstounde.

Die Loaden ron gans goud; deer kuden do goud fon léuwje un ook noch wät uurhoolde, man Elisabeth, sien Moanske, wuud läip kroank un wüül sik nit ferhoalje. Die Dokter moaste deerhäär, un hie häd Heer Janssen tou kweden: „Wan du dien Moanske hoolde wolt, dan moast du ätter Düütsklound wier tourääch.“

Do häd er sien Gärtneräi wier ferkoped un is mäd Skip wier ap Düütsklound wierumefferd. Hie moaste en Deel fon dät

fuhr er jeden Werktag mit einem kleinen Boot über den Ohio-Fluß, um zu seiner Arbeit als Stadtgärtner in Louisville zu gelangen. Aber das gefiel ihm nicht so gut, weil er sein eigener Herr sein wollte.

Da hat er Haus und Land wieder verkauft und ist nach dem Bundesstaat New Jersey an der Ostküste zwischen New York und Pennsylvanien gezogen, und dort kaufte er sich eine kleine Gärtnerei. Herr Janssen hat die Gärtnerei aufgebaut und sich auch noch ein schönes kleines Häuschen hingesetzt. In der Gärtnerei verkaufte er Schnitt- und Beetblumen. Zwei Jahre lang besuchte er die Abendschule, um seine Englischkenntnisse zu vervollkommen, und in dieser Zeit ist ihm die enge Verwandtschaft zwischen dem Friesischen und dem Englischen bewußt geworden.

Das Geschäft lief ganz gut; sie konnten sehr gut davon leben und auch etwas sparen, aber Elisabeth, seine Frau, wurde sehr krank, und es stellte sich keine Genesung ein. Ein zu Rate gezogener Arzt sagte Herrn Janssen: „Wenn Sie Ihre Frau behalten wollen, dann müssen Sie nach Deutschland zurück.“ Er verkaufte seine Gärtnerei ein zweites Mal und fuhr mit dem Schiff nach Deutschland. Er mußte einen Teil des Geldes, das er für die Gärtnerei erhal-

Jeeld, wät hie foar ju Gärtneräi kreech, stounde läite, wail die Koper dät nit aal toumoal bitoalje kude. Leter unner dät Träde Riek wuud dät Jeeld as Devisen ounkieked un pounded, un so waas hie sien Jeeld kwiet. Slump häd er daach heuwed, dan ätter dän Kriech is sien Suster Lenoa bie do Boankljude geen un häd dät aal mäd him truchboald, un do häd ju deerfoar súrged, dät hie sien Jeeld 1950 wierkreech.

In Düütsklound moaste Heer Janssen wier fon foaren ounfange. Hie hied dät grote Gluk, dät hie in Seelterlound noch Lound heelden hiede, un deer häd er ap dät ene Spaal en littik Húus apsät, un do hied er wier en Anfang. Dät waas 1936. Hie baude sik wier Bete toun Utsäidjen un Uutploantjen un hied ook en Säidhondel un en Kransbienderäi in Húus. Sien Wiew Elisabeth geen 't dan wät beter, aber ju wuud nit wier gesuund un ju stoorf 1942.

Hermann Janssen hied en poor Wuchtere as Hälpe un ook aan Mon, die Bome mee apploantede, un somäd ron ju Gärtneräi al wier. Ju Tied waas ook ful beter, un älk kopede bie dän Gärtner. Fiewunfjautich in August hilkede hie Luzia Dumstorf, ju uut en uuroolde Seelter Fammielje stammede.

ten hatte, in Amerika zurücklassen, weil der Käufer nicht alles auf einmal bezahlen konnte. Später während des Dritten Reiches wurde das Geld als Devisen angesehen und beschlagnahmt, und so war er seine Dollars los. Er hatte aber doch Glück im Unglück, denn nach dem Krieg ging seine Schwester Lena zu den Bankbeamten, legte ihnen die finanzielle Situation ihres Bruders dar und sorgte dafür, daß er sein Geld 1950 wiedererhielt.

In Deutschland mußte Herr Janssen wieder von vorne anfangen. Er hatte das große Glück, daß er im Saterland noch Land behalten hatte, und auf einem der Äcker baute er ein kleines Haus, und dann hatte er im Jahre 1936 wieder einen Anfang. Er baute sich wieder Beete zum Aussäen und Auspflanzen und hatte sich auch einen Samenhandel und eine Kranzbinderei in dem Haus eingerichtet. Seine Frau Elisabeth ging es etwas besser, aber sie wurde nie wieder gesund, und sie starb 1942.

Hermann Janssen hatte ein paar Mädchen als Helferinnen und auch einen Mann, der beim Pflanzen von Bäumen mithalf, und so lief die Gärtnerei schon wieder. Die Zeit war auch viel besser, und jeder kaufte schon wieder beim Gärtner. Im August 1945 heiratete er Luzia Dumstorf, die aus einer uralten

Uut ju twäide Ächte wieren two Baidene - een Wucht, Elisabeth un aan Wäänt, Johann - appe Wareld kemen. Sin Súun Hermann waas in de Gärtnerlere in Magdeburg wezen, man hie moaste Suldoat wäide un koom eerst 1948 uut dän Kriech.

Heer Janssen häd sien litje Huus wier ferkoped, un 1952 häd er mäd sien Wiew Luzia un sin Súun Hermann en grattere Gärtneräi apbaud.

In 't Jier 1956 koom uut dät nederloundske Wästfräislound en jungen Student mäd Nome Pyt Kramer ätter Seelterlound. Hie wüül wät uur ju Loage fon ju Seelter Sproake wíete, un hie hied al in de Kunde kriegen, dät naan Seelter deer moor uur wiste, as Hermann Janssen.

In dusse Tied begonnen Heer Janssen un Heer Kramer touhopetouoarbaijen, uum ju Seelter Sproake tou rädjen und tou biwoarjen. Jo häbe domoals dän Grundsteen foar ju Ätterfoarskenge uur dät Seelter Fräisk in do kumende Jieren laid. Pyt Kramer koom aal Jiere two Wieke ap Bisäik inne Gärtneräi, un Heer Janssen foateden oun mäd him, Woude bienunertousäiken un Täkste aptou-skríeuwen.

In ju Tied foatede Heer Janssen ook an, Artiekele in dät Fehnt-

saterfriesischen Familie stammte.

Aus der zweiten Ehe kamen zwei Kinder - ein Mädchen Elisabeth und ein Sohn Johann -- zur Welt. Herrn Janssens Sohn Hermann war in der Gärtnerlehre in Magdeburg gewesen, aber er mußte Soldat werden und kehrte erst 1948 aus dem Krieg zurück.

Herr Janssen hat sein kleines Haus wieder verkauft, und 1952 hat er mit seiner Frau Luzia und seinem Sohn Hermann eine größere Gärtnerei aufgebaut.

Im Jahre 1956 kam ein junger Student namens Pyt Kramer aus dem niederländischen Westfriesland ins Saterland. Er wollte den damaligen Stand der saterfriesischen Sprache erforschen, und er hatte bereits erfahren, daß kein Saterfrieser mehr über diese Sprache wußte, als Hermann Janssen.

In dieser Zeit begann eine enge Zusammenarbeit zwischen Herrn Kramer und Herrn Janssen zur Rettung und Erhaltung des Saterfriesischen. Zusammen haben sie den Grundstein für die Erforschung des Saterfriesischen in den kommenden Jahren gelegt. Pyt Kramer kam jedes Jahr für zwei Wochen in die Gärtnerei, und Herr Janssen und er begannen, Wörter und Ausdrücke zu sammeln und Texte niederzuschreiben.

In dieser Zeit fing Herr Janssen an, Artikel für den Rhauder-

jer Blääd tou sätten. In ju Drukeräi wieren do Sättere oafte boalde fertwieweld, wail him dät Seeltersk-Sätten so stúur fäl. 1960 roate Pyt Kramer dät eerste *Seelter Woudebouk* in de Uutjeeuweräi fon de *Fryske Akademy* in Ljouwert/Leeuwarden uut, un Heer Janssen un Pyt Kroamer roaten touhope *Dät Ooldenhuus*, en Sammelwierk mäd Seelter Täkste un Riemsele, bie ju Uutjeeuweräi Siebe Ostendorp in Rhauderfehn uut.

Unner dusse Tied wuud dät Wezewierk altied gratter, un ju Fammielje Janssen súurgde deerfoar, dät ju Gärtneräi hoochkoom. Deer wuden älke Jier en groot Spaal junge Bome - alle Soarten Näddel- un Loofbome -apploanted. Heer Janssen hied nit fúul Tied, dan sien Lîeuwend loang hied hie bloot Oarbaid koand, man hie geen daach sien Hobbys ätter. - Hie hied en Koppel Iemen mäd 25 Kasten, un deer fierde hie ätter ju Krummhörn anne Kuste mäd wai, wier fúul Raps waas. Hie waas in dän Gesangverein, un in ju Kriegstied häd hie dän Verein ook foarsteen.

Fúul Friesisten uut Nederlound, deerunner Professor Dr. H. T. J. Miedema (Leiden) un Professor Dr. Jelle Brouwer (Groningen), die eerste Ordinarius foar Fräisk in Nederlound,

fehntjer *General-Anzeiger* zu schreiben. In der Druckerei waren die Setzer oft verzweifelt, weil ihnen die saterfriesische Schriftsetzung so schwer fiel. 1960 gab Pyt Kramer das erste Saterfriesische Wörterbuch im Verlag der *Friesischen Akademie* in Leeuwarden heraus, und Herr Janssen und Herr Kramer veröffentlichten *Dät Ooldenhuus*, eine Anthologie mit saterfriesischen Texten und Gedichten, die im Verlag Siebe Ostendorp in Rhauderfehn erschien.

Während dieser Zeit wurde das Anwesen immer größer, und die Familie Janssen sorgte mit vereinten Kräften dafür, daß die Gärtnerei gut gedieh. Es wurde jedes Jahr eine große Fläche mit allen Sorten jungen Nadel- und Laubbäumen bepflanzt. Herr Janssen hatte nicht viel Zeit, denn sein Leben lang hatte er nur Arbeit gekannt, aber er ging seinen Hobbys trotzdem nach. - Er hatte 25 Bienenstöcke, mit denen er häufig in die ostfriesische Krummhörn fuhr, wo viel Raps blühte. Er war lange Jahre Mitglied des Gesangvereins, und in den Kriegsjahren hat er dem Verein vorgestanden.

Viele Friesisten aus Westfriesland, darunter Professor Dr. H. T. J. Miedema (Leiden) und Professor Dr. Jelle Brouwer (Groningen), der erste Ordinarius für friesische Philologie in den

bisoachten Heer Janssen. Hie is ook oafte mäd do Seelter ätter Ljouwert waifierd, un hie häd altied fúul Kontakt mäd do Wästfräizen uur ju Fryske Akademy in Ljouwert un dät Fries Instituut fon ju Universität Groningen heelden.

Heer Janssen sien ganse Líeuwend waas utfuld mäd Oarbaid. Hie hied inne Loop fon do Jiere tjo Gärtnerereien apstounde lät, un ju lääste waas wül ju grootste, un ook in 't hoge Oaler waas hie dusse swere Oarbaid ook noch Mäster.

1971 stoorf hie ap dän füüften April, un do Sjungere fon dän Soangfereen broachten him ätter 't Grääf wai.

Hermann Janssen wiste, dät Heimat moor is as Äide un Bloud. Foar him waas Heimat Sproake un Kultur un Foulkslíeuwend. Juustso as hie ju fräiske Sproake un Kultur - ook in Tieden der Nood, ook inne Froamde - silläarge nit ferjiet un altied hochhielt, so wollen wie him, Seelterlounds eerste Fräize, nooit ferjete un sien Antoanken altied hochhoolde.

Niederlanden, besuchten Herrn Janssen. Er hat häufig mit den übrigen Mitgliedern des Heimatvereins Saterland Studienreisen nach Westfriesland unternommen, und er unterhielt regen Kontakt zu den Westfriesen über die *Frykse Akademy* und das *Friesische Institut* der Universität Groningen.

Herrn Janssens ganzes Leben war mit Arbeit erfüllt. Im Laufe seines Lebens hatte er drei Gärtnerereien gegründet, von denen die letzte die größte war, und auch im hohen Alter war er dieser schweren Arbeit gewachsen.

Er starb am 5. April 1971, und die Mitglieder seines geliebten Gesangvereins haben ihn zu Grabe getragen.

Hermann Janssen wußte, daß Heimat mehr ist als Blut und Erde. Für ihn war Heimat Sprache und Kultur und Volksleben. Genauso wie er die friesische Sprache und Kultur - auch in Zeiten der Not, auch in der Fremde - niemals vergaß und immer hochhielt, so wollen wir ihn, des Saterlandes ersten Friesen, nie vergessen und sein Andenken immer in Ehren halten.

*) *Dr. Marron Fort, Akademischer Oberrat und Bibliothekar ist Leiter der „Arbeitsstelle Niederdeutsch und Saterfriesisch“ an der Universität Oldenburg.*

Un seeg gor nicks mehr

Sefa lachde fraidig up. Sei stünd vör'n Speegel un har jüß dacht: „So old seih ick ja einlick noch gor nicht ut!“ — Gistern was sei bi'n Frisör wäsen: Vandaoge har sei Geburtsdag, wör 75 Johr.

Vör drei Johr was ehr Hermann affbläwen. Sei har dei lüttke Wohnung behollen, wor sei dei lessen Johre tausaoome in läwt harn. Tau Middag har dat'n grotet Äten gäwen, un tau'n Kaffee schull eine lüttke Fiermaakt wern. So was dat Bruuk in'n Huuse. Man eierste wull sei noch nao'n Karkhoff hen un Hermann sie Graff beseuken. Aower Anne har nich schräwen!

Anne was ehre Enkeldochter. Sei harn dat Wicht grootmaakt. Dei Öllern wörn vör 25 Johr up'e Straoten tau Doe kaomen.

Aower ... Worüm har Anne noch nicks van sick hörn laoten?

Sefa köffde einen Struu, gäle Rausen un nöhm se mit nao'n Karkhoff hen. Dor hölt sei sick aower nich lange up, ehr was so wunnerlick taumaue. Kunn sei nu doch mit Hermann snacken! Un Anne har nich eis schräwen!

Vielleicht röp sei an — off har dat all daon?!

Up'nmaol har Sefa dat heilsken drocke. Tau dei Nömmdaogsfier möß sei ja uck up Tied weer trügge wäsen. Up'n Brüggen bleew sei noch'n Tiedken staohn un keek up't Waoter, wor sick dei Sünne in speegelde. Aower forts draihde sick weer aals üm Anne. Schull ehr wat taustött wäsen?

An'e Porten stünd dei Naober un schnackde mit einen Handwerker. Har hei ehr nich tauwunken? Wör dor woll'n Telegramm van Anne ankaomen? Sefa möß reel pußen, as sein dei poor Treppen nao ehre Wohnung hochsteeg. Wunnerlick, vör'n kotte Tied wör sei sick noch gor nich so kläöterig vörkaomen.

Nu wull dei Dörnschläödel uck noch nich rund. — Dei Dörn was nich eis tauschlaoten. Schull sei dat vergäten hebben? Dat was doch ... Sefa drückde dei Klinken daol. As sei ehre Fäute öwer dei Saohlen settde, stünd Anne dor mit aopen Arms.

Achtern up'n Disk leeg ein Barg van Blaumen und Pakete. Sefa leeg in'e Arms van ehre Anne un seeg nicks nich mehr.
